Von dem Zustande der deutschen Poesie bey Ankunft Martin Opitzens.

ICh habe die deutsche Poesie des sechszehnden Jahrhunderts in ihrem schönsten Lichte vorgestellet, so wie selbige in Sebastian Brands und Johann Fischarts Gedichten ausgesehen hat, wann man die Augen von den zusammengeschränckten Wörtern, und dem holperichten Sylbenmasse abwendet. Diese beyde sind in dem innerlichen Wesen der Poesie von niemandem ihres Welt-Alters übertroffen worden; ich rede von denen, welche sich durch eigene Schrifften einen Nahmen gemachet haben, der Reinicke Fuchs, der Froschmäuseler, der Mücken- und Ameissen-Krieg kommen hier in keine Rechnung, weil sie blosse Uebersetzungen sind; und was das äusserliche anlanget, so haben die Verfasser dieser letztern Gedichte in der harten Sprache, und dem holperigten Tonmasse vor jenen nichts, oder ein sehr weniges zum voraus. Gegen dem Ausgange des sechszehnden Jahrhunderts, und beym Anfange des nächst darauf folgenden waren zu Straßburg und Heydelberg, wo Opitz seiner Muse die Erstlinge geopfert hatte, Paul Melissus, Peter Denaisius und Rudolf Wekerlein als geschickte Poeten bekannt, von welchen man damahls glaubete, daß sie der deutschen Poesie eine bessere Gestalt gegeben hätten, als sie in den Gedichten ihrer Vorfahren gehabt hatte. Von dem erstern sind 1572. die fünfzig erstern Psalmen Davids ausgegangen,

in welchen er Lobwassers Uebersetzung, die ihm zu wässerig und zu hart vorgekommen, zu übertreffen gesucht, aber nach Opitzens Urtheil desselben Fehler nicht vermeiden können. Man kan von seinem poetischen Vermögen aus folgenden Liedern urtheilen, die ihn zum Verfasser haben.

MOrgens eh s'Tages Schein anbricht
Mit Purpurfarbem hellem Licht,
So gläntzt herfür deins Mundes Röth,
Wie vor der Sonn die Morgenröth
Mit rosinfarben Wangen
Hübsch, lustig, klar, aufgangen.

Ein schön karfuncklet hübsch Gestirn
Dein' Aeuglein sind an deiner Stirn;
Dein güldnes Haupt ist wohl formirt,
Wie s'Himmels Runde schön geziert.
Von deiner Aeuglein glitzen
Feurflammen rausher spritzen.

Recht wie die Straln und schnelle Pfeil
Dieselben schiessen her in Eil,
Han mir versehrt mein junges Hertz,
Doch lindert sich der brünstig Schmertz,
Wann ich dein Antlitz schaue,
Holdseligste Jungfraue.

Grünest und blühest aller Ding,
Gleichwie ein Lorbaum im Frühling,
Wie eine Tanne wächßt gerad
Dein werther Leib in gleicher Wad:
Dein' Arme beyd sind eben
Wie zwo neuer Weinreben.

Ach daß, was anrührn deine Händ,
In rothe Röslein sey gewendt,

Und

Und weisse Lilglein wachsen fein,
Wo deine Füß hingangen seyn:
Von deins Munds Athem süsse
Braun Violblüt entsprisse.

Ruhm, Preiß, Ehr und Lob ich dir gib,
Für andern allu, hertzliebstes Lieb,
Dein Tugend leucht an allem End,
Wie der Vollmond am Firmament;
Bist aller Jungfraun Zierde,
Meins Hertzens innre Girde.

Edler ich schätz dein Gunst und Hold,
Dann Silber und das beste Gold;
Dein Freundlichkeit und schön Geberd
Ist mehr dann alle Perlen werth:
Es gilt dein Zucht viel reine
Mehr dann all edle Steine.

Treuhertzig seyn ohn arge List,
Der rechten Lieb Wahrzeichen ist:
Wann gleicher Maß nicht liebest mich,
Laß zu, daß ich nur liebe dich.
Mein Hertz geb dir zu eigen,
Dein Hertz zu mir thu neigen.

All Augenblick dein eindenck bin
In meim Gemüth und in meim Sinn.
Des Tags bist mir ein helle Sonn,
Des Nachts ein klarscheinender Mon:
Thust (liebstes M.) mir geben
Von deinem Glantz mein Leben.

* * *

ROth Röslein wolt ich brechen
Zum hübschen Kräntzelein:
Mich Dörner thaten stechen
Hart in die Finger mein.

Noch

Noch wolt ich nit lan ab;
Ich gunt mich weiter stecken
In Stauden und in Hecken:
Darinn mirs Wunden gab.

2.

O Dörner krumm und zacket,
Wie habt ihr mich zerschrunt?
Wer unter euch kommt nacket,
Der ist gar bald verwundt.
Sonst zwar könt ihr nichts mehr:
Ihr keiner Haut thut schonen,
Noch niedlicher Personen,
Wanns gleich ein Göttin wär.

3.

Sie hats wol selbs erfahren,
Die schöne Venus zart,
Als sie stuhnd in Gefahren,
Und so zerritzet ward.
Daher die Röslein weiß
Von Bluttrieffenden Nerben
Begunten sich zu ferben:
Den man verjeht den Preiß.

4.

Ich thu ein Rose loben,
Ein Rose Tugend voll.
Wolt mich mit ihr verloben,
Wanns ihr gefiele wol.
Ihrs gleichen findt man nicht
In Schwaben und in Francken:
Mich Schwachen und sehr Krancken
Sie Tag und Nacht anficht.

5.

Nach ihr steht mein Verlangen,
Mein sehnlich Hertzegird:
Am Creutz läßt sie mich hangen,
Meins Lebens nimmer wird.
Zwar bald ich todt muß seyn.
Je weiter sie mich meidet,
Je länger mein Hertz leidet.
Ist das nit schwere Pein?

Ach liebster Schatz auf Erden,
Warum mich quälest so?
Zu Theil laß dich mir werden,
Und mach mich endlich fro.
Dein will ich eigen seyn.
In Lieb und Treu mich binde,
Mit deiner Hand mir winde
Ein Rosenkräntzelein.

Von Peter Denaisius, einem Doctor der Rechten von Straßburg, haben einige vorgegeben, daß Opitz die Idee eines reinen deutschen Verses von ihm empfangen habe. Dieser hat folgendes Hochzeit-Lied auf Doctor Lingelsheimer verfertiget:

Glückselig muß man preisen,
Die gleiche Lieb und Treu
Einander thun erweisen,
Stetigs und ohne Reu.
In Noth und schweren Zeiten
Tröst eins des andern Leid,
In Lieb und Frölichkeiten
Mehrt eins des andern Freud.

Ist keinem angelegen
Was wohl und weh ihm thut,
Des andern Glück dargegen
Nimmt und gibt ihm den Muth.
Das süß ihn ist gemeine,
Das bitter jedes wolt
Haben für sich alleine,
Wanns drüber sterben solt.

Alcestis uns kan geben
Dessen ein Richtigkeit,
Die fürs Admeti Leben
Ward in den Tod bereit,
Die tödlich Wund ihrs Hertzen
Arria gar nicht acht,

Des Stichs sie fühlt den Schmertzen,
Der Pätum um hat bracht.

Wie sich zusammen reimen,
Neglein und Roßmarein,
Weinreben zu Rüstbäumen,
Köstliche Würtz in Wein,
So schicken sich zusammen
Ein Mann und ehlich Weib,
Die werden in Gotts Nahmen
Ein Sinn, ein Seel, ein Leib.

Wie Rosen an den Hecken,
Frisch Weiden am Gestad,
Wie Trauben an den Stöcken,
Wie Zimmet und Muscat,
Also thut sich vergleichen
Der werthe Lingelsheim,
Und die nit hat ihrs gleichen
Agnes die Jungfrau rein.

Agnes die schön und zarte
Aus löblichem Geschlecht
Erbohren, und von Arte
Zun Tugenden gerecht.
Fromm, züchtig, keusch und gütig,
Verständig, klug, bedacht,
Still, freundlich und anmüthig,
Ohn allen Stoltz und Pracht.

Unnoth hie viel zu loben
Diß auserlesen Paar,
Ihr Ruhm und Preiß erhoben
Bleibt ohn das immerdar.
Hochzeiter und Vertraute
Ist keins am andern gfährt,
Der Bräutgam ist der Braute,
Die Braut des Bräutgams werth.

Gott woll ihn beyden geben
In Fried und Einigkeit
Mit Gsundheit langes Leben,
Daß künfftig auch zur Zeit

Wann

Wann sie werden veralten,
Ihr Lieb verjünge doch,
Wann sie werden verkalten,
Ihr Lieb, als vor, brenn noch.

Doch laßt euch nicht gefehren,
Ob wohl biß in das Grab
Die Lieb sich kan vermehren,
So nimmt doch s'übrig ab,
Das übrig, das ihr beyde
Schätzt für das Principal,
Für Wasser, und für Weide,
Für Lufft, für alls zumahl.

Die Röslein muß man brechen
Dieweil der Frühling währt,
Wer rennen will und stechen,
Muß noch wohl seyn zu Pferdt.
Thut euch der Zeit gebrauchen,
Eh s'Alter kommt herbey,
Eh dann ihr dörfft der Lauchen,
Der Raut, und Saturey.

Secht an, und mercket eben
Die Vöglein ohne Ruh,
Wie sie ihr kurtzes Leben
Mit Lieben bringen zu,
Die holdselige Dauben
Mit ihren Schnebelein
Stets an einander klauben,
Streichlend die Flügelein.

Thut Mund mit Mund beschliessen
Wie Muscheln an der Bach,
Mit Armen und mit Füssen
Thuts grünem Ebheu nach,
Laßt Bettstatt wacker krachen,
Kein Music besser laut,
Und wers wolt anders machen,
Der bleib nur ohne Braut.

Rudolf Weckerlein wird von Philandern von Sittewald mit vielem Lobe angezogen. Von ihm ist das Cartel des ehrwerbenden deutschen jungen Adels:

WIr kommen nicht hieher, uns selbsten viel zu rühmen,
Oder durch fremde Sprach die Wahrheit zu verblümen,
Als ob wir kämen jetzt aus einem End der Welt,
Oder wieder-belebt vom Elisischen Feld.
Nein. Teufel sind wir nicht, noch Riesen, noch Halb-Götter,
Noch Helden, noch Wildleut, noch unsers Lands Verspötter,
Das teutsche Reich bekannt ist unser Vaterland,
Teutsch sind wir von Geburt, von Stamme, Hertz und Hand.
Was dient es, fremden Preiß und Nahmen zu entlehnen,
Teutschland bedarff sich nicht mit Ausländern beschönen,
Wie dann die Welt wohl weiß, daß es zu aller Zeit
Treffliche Leut genug hatte zum Fried und Streit.
Darum, ob wir wohl jung, nicht sonders viel erfahren,
Begehren wir doch nicht unsere Fäust zu spahren,
Sondern erscheinen nur in unsrer teutschen Tracht,
Mit teutsch-redlichem Muth, um unser erste Macht
An diesen Rittern hier (die so hoch triumphieren)
Ihrer Begierd gemäß, gewaffnet zu probieren,
Verhoffend zweifelsfrey, daß diese erste Prob,
Vollendend ihren Ruhm, anfangen soll das Lob,
So man von nun an wird durch die Streich unsrer Wehren
Unter dem Firmament täglich erschallen hören.

Das Sylbenmaß in diesen Gedichten ist gantz nach der Frantzösischen Manier. Man muß darinnen keine Abwechslung der hohen und der tiefen Sylben suchen, sondern mit der richtigen Anzahl der Sylben, dem Abschnitte und dem Reime vorlieb nehmen. Auf mehrers haben die Verfasser nicht gesehen. Sie hatten nichts weniger in Gedanken, als uns ein Tonmaß von eitel Jamben zu geben. Ihre Meinung war ohne Zweifel, daß der

Leser

Leser im Aussprechen jeder Sylben ihren eignen Klang lassen sollte, dadurch der Vers nicht allein Jamben, sondern daneben auch Trocheen, und Dactyle bekömmt. Nach dem Urtheile Frantzösischer Ohren vermieden sie hiermit den Eckel, der von der Monotonie beständig gleichtönender Füsse entsteht. Folgende vier Oden sind auch von Wekerleins Muse; Sie haben nicht allein in dem Sylbenmasse, sondern auch in den Gedancken etwas besonderes und lebhaftes.

Von des Todes Gewißheit, und der Tugend Unsterblichkeit.

MAn findet nichts vollkommen in der Welt,
Wir Menschen sind mit Sorgen, Pein und Plagen
All Ort und Zeit, in Städten, auf dem Feld,
Vom Himmel, Lufft, Meer, und uns selbst geschlagen:
Ja auch der Götter Macht
Hat ihr Wohnung vollkommen
Und selig nicht gemacht.
Wer hat nicht wahrgenommen,
Wie Sonn und Mond gemein
Verfinstern ihren Schein?
Und wie des Himmels Zeichen
Offt mangelhafft verbleichen?
Mit wie viel Angst, Gefahren, Müh und Noth
Sind ohn Ablaß wir Menschen umgegeben?
Diese mit List man übergibt dem Tod,
Jener hertzhafft verkrieget selbst sein Leben.
Dieser aus viel Verdruß
Und Trauren will verderben,
Jener erbärmlich muß
In der Gefängniß sterben.
Etlich dürstig nach Gut
Fliehen vor der Armuth,
Und ihren Geitz versincken,
Wann sie im Meer ertrincken.

Diese mit Wasser, Gifft, Schwerdt oder Strick
Selbst über sich ein schrecklich Urtheil sprechen,
Und rettend sich von zu schwerem Unglück
Zweiffeln sie nicht sich wider sich zu rächen.
Jene kommen mit Zwang
In dieses Lebens Leiden,
Finden gleich den Ausgang,
Und andre Müh vermeiden,
Oder sich in ihr Grab,
Eh sie einige Gab
Des Tags selig geniessen,
In Mutter-Leib beschliessen.
Der Tod gewiß klopffet mit einem Bein
An grosser Herrn Wolcken-tragende Schlösser,
Und armer Leut liegende Hüttelein,
Und ist für beyd weder böser noch besser.
Den Leib ein Tod allein
Mit unheilbaren Plagen,
Unentfliehlicher Pein,
Und undienstlichen Klagen,
Aengstiget Tag und Nacht,
Und die Seel wird gebracht
Vor Minos, der kein Flehen
Mehr pfleget anzusehen.
Der Weg ist breit in das finstere Hauß,
Offen die Thür, daß man hinein stets gehet,
Aber wiedrum zu entrinnen daraus,
Hierauf das Werck, hierauf die Müh bestehet.
Der Tugend Weg ist schmahl,
Mit Dornen wohl verschlossen,
Gering ist die Anzahl,
Deren die unverdrossen
Und durch der Götter Gunst,
Und der Tugend Einbrunst,
Von dem Pöffel entzogen
Zu dem Gestirn geflogen.
Der, deß Hertz mit Tugend gewaffnet ist,
Gleich wie, Potzheim, dein edles Hertz zu sehen,
Der kan des Glücks Zorn, Wanckelmuth, und List
Vest, wie ein Fels, unzaghafft widerstehen:
Er ist allzeit forchtloß,
Vor dem Strahl unverblichen,

Weißheit macht sein Hertz groß,
Stets siegreich, unverglichen,
Er, der für seinen Lohn
Sucht der Seligkeit Cron,
Und sich selbst überlebet.

Ueber den frühen Tod einer Fräulein.

DEin Leben, dessen End uns plaget,
War wie ein Tag schön und nicht lang,
Ein Stern vor des Morgens Aufgang,
Die Röthin während weil es taget,
Ein Seufftz aus einer edlen Brust,
Ein Klag aus Lieb, nicht aus Unlust,
Ein Nebel, den die Sonn verjaget.

Ein Staub der mit dem Wind entstehet,
Ein Thau in des Sommers Anbruch,
Ein Lufft mit lieblichem Geruch,
Ein Schnee der Frühlings-Zeit abgehet,
Ein Blum die frisch und welck zugleich,
Ein Regenbog von Farben reich,
Ein Zweig welchen der Wind umwehet.

Ein Schaur in Sommer-Zeit vergossen,
Ein Eiß an heissem Sonnenschein,
Ein Glaß also brüchig als rein,
Ein Wasser über Nacht verflossen,
Ein Blitz zumahl geschwind und hell,
Ein Strahl schiessend herab gar schnell,
Ein Gelächter mit Leid beschlossen.

Ein Stimm die lieblich dahin fähret,
Ein Widerhall der Stimm in Eil,
Ein Zeitvertreiben mit Kurtzweil,
Ein Traum der mit dem Schlaff aufhöret,
Ein Flug des Vogels mit Begier,
Ein Schatt, wann die Sonn sticht herfür,
Ein Rauch welchen der Wind zerstöret.

Also dein Leben (schnell verflogen)
Hat sich nicht anderst dann ein Tag,
Stern, Morgenröth, Seufftz, Nebel, Klag,
Staub, Thau, Lufft, Schnee, Blum, Regenbogen,
Zweig, Schaur, Eiß, Glaß, Blitz, Wasserfall,
Strahl, Gelächter, Stimm, Widerhall,
Zeit, Traum, Flug, Schatt und Rauch verzogen.

Auf den neuen Garten.

KAnst du wohl glückseliger seyn,
O du stets gesegneter Garten?
Du darffest auf den Sonnenschein
Nicht wie sonst ander Gärten warten.

Dann deiner eignen Sonnen Glantz
Kan all deine Gewächs erlaben,
Und deine Gäng, Stöck, und Bäum gantz
Mit bequemer Jahrs-Zeit begaben.

Der Frühling ihres Angesichts
Kan dich mit Gilgen, Rosen, zieren,
Daß dir an Blumen mangle nichts,
Wann alle Gärten schon gefrieren.

So wird dein Grund mit grünem Lust,
Wo sie nur ihren Fuß hinsetzet,
Wie deine Zweig und Aest mit Blust
Und Frucht durch ihre Hand ergetzet.

Und sie in dir macht, daß ab dir
Sich Himmel und Erden erquicken,
Und daß du, aller Gärten Zier,
Sie all mit Blumen kanst erquicken.

Ja wann sie, (aller Blumen Ruhm,)
In dir deine Gewächs betrachtet,
Werden kaum gegen solcher Blum
Deine Blumen wie Graß geachtet.

Das Braut-Lied.

Als Filander mit grossem Lust
Die lang-begehrte edle Blust
Seiner standhafften Lieb errungen:
Hat ein Hauff Liebelein gar laut
Dem Bräutigam und seiner Braut
Zu Ehren dieses Lied gesungen.

O daß ihr möget allezeit
Einig, in keinem andern Streit,
Dann nur in Liebes-Streite, leben,
Darinnen eines jeden Hertz
Dem andern mög Wolluſt und Schertz
Für Schertz und Wolluſt wieder geben.

Durch Küß von süssem Nectar feucht
Das Hertz und Seel von Freuden leicht
Solt ihr euch nehmen und mittheilen:
Ihr solt durch tiefwundende Küß,
Ihr solt durch süßheilende Biß,
Verwunden euch und wieder heilen.

Des einen Mund, soll mit Wolluſt
Des andern Hertz auf seiner Brust
Zu nehmen, ihm die Brust aufspalten.
Des andern Hertz soll mit dem Mund
Durch süsse Küß verwundend wund
Der andern Brust sich nicht enthalten.

Mit euern Armen starck und zart,
Mit euern Gliedern sanfft und hart
Solt ihr einander froh umfassen:
Und solt einander auch fürhin
Nicht mehr, dann mit süsserm Gewinn
Wieder umzufassen, verlassen.

Deinen ererbten Heldenmuth
Nicht dein ererbtes Helden-Blut
Solt du, junger Held, jetzund spahren.

Lieb, lieber Schertz, lieblicher Glimpff,
Liebkosen, Kütz, kützlender Schimpff
Werden sie dir machen willfahren.

Wann aber ein solchs nicht genug,
Solt du Kühner mit gutem Fug
Dein freundliche Feindin anfallen:
Und laß dir ihre Scham und Zucht,
Ihr Klagen, Flehen und Ausflucht
Gefallen wohl und doch mißfallen.

Die Müh nimmt durch den Schweisse zu,
Die Ruh ist süsser nach Unruh,
Und süsser die Küß, so genetzet:
Also wird dein leidige Freud,
Also wird ihr freudiges Leid,
Durch beyder Leid und Freud ergötzet.

Ach wie forchtsam scheinet sie doch?
Ach wie zittert sie ab dem Joch?
Darunter deine Arm sie binden:
Nun kan dein Mund (dürstig) zumahl
Von Seufftzen und Zehren ein Mahl
Auf ihrem Mund und Augen finden.

Köstliches Mahl! Göttliche Speiß!
Himmlisches Getränckе! mit Fleiß
In so reiche Gefäß gegossen!
Gefäß so schön, daß auch kein Gott
Aus schönern in der höchsten Noth
Der Nahrung noch Artzney genossen.

Damit nun ihrer Süssigkeit,
Und anreitzender Lieblichkeit,
Du und auch sie mögest geniessen,
So laß dich kein Bitt um Anstand,
Kein Widerstehen ihrer Hand
Fangen, verhindern, noch verdriessen.

Geh fang nur muthig an die Schlach',
Gebrauch doch nicht zu grosse Macht,
Sie nicht zu sehr gleich zu erschrecken,

Sondern gebrauch Weil, List, Betrug,
Falsche Flucht, Angriff, und Aufzug,
Damit die Vestung zu entdecken.

Wann dann mit zitterender Stimm,
Wann dann mit gleißnerischem Grimm
Sie dich wird arg, frech und böß nennen;
Hör doch nicht auf mit vollem Lust
Ihre Stirn, Mund, Hals, Wangen, Brust,
Mit tausent Küssen anzurennen.

Sie mag lang sagen, es ist gnug,
Es ist gnug, seyd ein wenig klug,
Und dir mit beyden Händen wehren,
Damit sie doch nicht unten lig,
Häng du gleichwohl stets nach dem Sieg,
Durch welchen sich die Lieb muß mehren.

Also in diesem heissen Streit
Begierig nach der süssen Beut
Kanst du den Sturm wiedrum erneuen,
Und laß von ihrer Brust und Schoß
Weiß, rund, steiff, glatt, und mangelloß,
Dein geile Hände nichts abscheuen.

Wann du so nah nun bey dem Platz,
Solt du Kuß auf Kuß, Schmatz auf Schmatz,
Schmuck auf Schmuck, Lieb auf Lieb loß schiessen,
Alsdann solt du dein Blut, den Lohn
Der Lieb nemlich die Myrten-Kron
Zu'rlangen, hertzhafftig vergiessen.

Mehr dann Stern in der klaren Nacht,
Mehr dann Blumen, des Frühlings Bracht,
Mehr denn Bienen auf Hybla fliegen,
Sollen gantz tieffgründende Küß,
Sollen süß empfindende Biß
Ihr vergebliche Forcht betriegen.

Aechtzen mit geilschimpfender Schmach
Und Lächlen mit schertzender Sprach,
Und Possen sollen da nicht fehlen:

Seufftzen, Schmätz, Bitten, Klag und Lob,
Schimpff, Ernst, und Scherts, züchtig und grob,
Du mit einander solt vermählen.

Also durch der Lieb rechte Kunst
Wird sie ihr artige Ungunst
Artiger nach und nach verkehren,
Und endlich frey von Forcht und Zorn
Mit Gilgen, Rosen, ohne Dorn,
Dein Leib durch ihren Leibe ehren.

Dazumahl auf ein neue Art
Must du mit küssen lang und hart
Ihre Seel aus ihr in dich ziehen:
Und sie wird auch auf gleiche Weiß
Sich und dich mit lieblichem Fleiß
Zu sättigen, sich sehr bemühen.

Dazumahl frecher dann zuvor
Erheb du das Panier empor,
Und fange weiter an zu streiten:
Ueb aller süssen Schalckheit Stück,
Ueb aller süssen Boßheit Tück,
Und greiff sie an auf allen Seiten.

Gebrauch List auf List, Schmach auf Schmach,
Biß sie froh ist, daß sie zu schwach,
Und zu verlieren scharmützieret,
Gebrauch Kunst, Stärck, Betrug und Macht,
Zwing sie zu einer freyen Schlacht,
Da ihr beyd sieget und verlieret.

Also euer stets frischer Muth
Soll dieses süssen Kampfs ohn Blut
Euch wieder und wieder gewähren,
Und, so offt Phöbe ihren Glantz
Macht neunmahl halb und neunmahl gantz,
Euer Geschlecht durch euch vermehren.

So fand Opitz die beste Poesie bey den Deutschen in kleinen einzeln Stücken beschaffen, als er in die poetische Welt ankam. Er war damit sehr übel zufrieden, die geradebrechte Sprache, das Sylbenmaß, die gedrungene Reimen, die seltsame Art zu reden, mißfielen ihm in der Seele. Und in dem Inhalt fand er auch den Geist und Geschmack nicht, welcher vielmehr, als Tonmaß und Reimen ein Gedicht poetisch machet. Nach seinem Urtheil hatten die Deutschen undanckbar „ gegen ihrem Lande, undanckbar gegen ihrer alten Sprache, ihr noch zur Zeit die Ehre nicht „ angethan, daß die angenehme Poesie auch durch „ sie hätte reden mögen. Er scheuet sich nicht zu „ sagen, wären ihm nicht etliche wenige Bücher „ vor vielen hundert Jahren in deutschen Reimen „ geschrieben, zu Handen kommen, dörfte er zweifeln, ob jemahls dergleichen bey ihnen üblich „ gewesen. Dann, sagt er, was insgemein von „ jetzigen Versen herumgetragen wird, weiß ich „ wahrlich nicht, ob es mehr unserer Sprache zu „ Ehren, als Schanden angezogen werden könne. Durch diese alten Bücher, in welchen er die Poesie zuerst in der deutschen Sprache reden gehöret, versteht er keine andern, als die wenigen, die aus dem Schwäbischen Welt-Alter übrig geblieben. Er gedencket derselben in seinem Aristarch mit ausdrücklichen Worten: Supersunt etiamnum, sagt er, non pauca, quæ Melchior Goldastus, vir in commodum ac gloriam Germaniæ natus, eruit ante aliquot annos è situ & publicavit. An demselben Orte hat er auch etliche Zeilen aus dem Man-

ner zu einer Probe angeführt, was die deutsche Sprache in der Poesie vermögte. Er urtheilet davon, ejus esse amœnitatis, ut nos pœnitere sermonis nostri non debeat, er beweinet aber zugleich, tam felicem poetandi Spiritum plane interceptum fuisse. Er erwähnet dieser und einiger andern Schrifften von diesem Alter auch mit vielem Lobe in seiner Prosodie. „ Ueber dies, sagt er, sind „ eines ungenannten Freyherrns von Wengen, „ Juncker Winsbeckens, Reimars von Zweter, „ der ein Pfältzischer von Adel, und bey Käiser „ Friedrichen dem Ersten, und Heinrichen dem „ Sechsten aufgewartet hat, Marners, auch „ eines Edelmanns, Meister Sigeherrens, und „ anderer Sachen noch vorhanden, die manchen „ stattlichen lateinischen Poeten an Erfindung und „ Zier der Rede beschämen. „ Und nach diesen Worten setzet er aus Walter von der Vogelweide, Kaiser Philippsen geheimen Rath, einen Ort, von dem er sagt: „ Es werde daraus leichtlich zu se„ hen seyn, wie hoch sich selbige vornehme Män„ ner, ungeachtet ihrer adelichen Ankunft und „ Standes, der Poeterey angemasset. „

Opitz fand vornehmlich zwo Ursachen, welche die Deutschen gehindert, daß sie die Poesie in ihrer Sprache zu treiben, so schändlich verabsäumet hatten. Erstlich die Vorurtheile, von welchen sie eingenommen waren, daß die Poesie eine eitele, unnöthige und vergebliche Wissenschaft sey, welche über dies mit mythologischen Grillen, heydnischem Göttertand, verliebten Ausschweiffungen angefüllet wäre. Hernach die Beschuldigungen, daß

das

das Deutsche dermassen grob und hart wäre, daß es nicht füglich in die gebundene Art zu schreiben gebracht werden könnte. Er meinte aber auch, daß diese Vorurtheile und Beschuldigungen zu zernichten nichts weiters, als ein Mann vonnöthen wäre, der sich der Poesie in unserer Mutterspache mit einem rechten Fleiß und Eifer anmassete; Und er fassete den großmüthigen Vorsatz, daß er selber ihr diesen Dienst thun wollte. Er gab sich in seinen Vorreden, in seinem Aristarch, in seiner Prosodie alle Mühe, die Vorzüge der Poesie, ihre Schätzbarkeit, ihren Nutzen zu erweisen, ferner die Tüchtigkeit der deutschen Sprache allen Zierrathen der Poesie, insbesondere denen, die von dem Wohlklange und der Harmonie entstehen, Statt und Platz zu geben. Aber er zeigete dieses zu einer nachdrücklichern Ueberzeugung durch seine eigenen Exempel, in welchen er die Idee, die er sich in seinem Gemüthe, von einer recht-beschaffenen Poesie, und einem reinen Jambischen Verse, entworfen hatte, durch das Werck vor Augen legete. In diesem letztern Stücke hatte ein deutscher Edelmann, Nahmens Ernst Schwabe von der Heide, denselben Einfall gehabt, und um dieselbe Zeit angefangen, die Vers-Arten von eitel Jamben einzuführen, ohne daß Opitz einige Gemeinschaft mit ihm gehabt, oder davon gewußt habe; Aber er brachte es darinnen bey weitem nicht zu der Vollkommenheit, zu welcher Opitz nochmahls gestigen, nachdem er seine Idee davon durch die Bekanntschafft mit Daniel Heinsius, und durch Lesung der Niederländischen Gedichte desselben ausgebessert hatte.

Die erste Sammlung Opitzischer Gedichte kam 1624. zu Straßburg durch Besorgung Doctor Zinkgräfen in 4to. zum Vorschein, nachdem einige davon seit 1618. einzel im Drucke erschienen waren. Opitz hatte seine Einwilligung darein gegeben; und sie mit einer eigenen Vorrede an den Leser begleitet, welche ich hier deßwegen ausschreiben will, weil das Buch sich beynahe aus den Bibliothecken verlohren hat, und die Vorrede selbst zu Bekräftigung verschiedener Sachen dienet, die ich oben angezogen habe.

WAnn ich mir, günstiger Leser, gegenwärtiger Zeit Gelegenheit, was die freyen Künste belanget, für Augen stelle, muß ich mich hefftig verwundern, daß, da sonst wir Deutschen keiner Nation an Kunst und Geschicklichkeit bevor geben, doch biß jetzund niemand unter uns gefunden worden, so der Poesie in unserer Mutter-Sprache sich mit einem rechten Fleiß und Eifer angemasset. Die Italiäner haben erstlich die Lateinische Sprach zu unserer Voreltern Zeiten wieder auf die Beine gebracht, und doch darneben ihrer eigenen nicht vergessen. Der sinnreiche Petrarcha hat mehr Lob durch sein Toscanisch erjaget, als durch alles das, was er sonsten jemahls geschrieben. Sannazarius, welcher der Poeten Adler Virgilio ziemlich nahe gegraset, hat mit seiner trefflichen Arcadia allen seinen Landsleuten die Augen aufgethan, und allen Römern

mern Trotz gebotten. In Franckreich hat der berühmte Ronsardt durch seine Poesie die Gemüther wie fast verzaubert, und ist von seinem König mit reichen Einkommen begabet worden. Barthasius hat durch sein schönes und schweres Werck solch Lob eingelegt, als wäre er der vornehmste Griechische oder Lateinische Poet gewesen. Des Edlen Herrn Sidney Arcadia macht die Engelländer fast stoltz mit ihrer Sprach. Wie hoch der Niederländische Apollo, Daniel Heinsius, gestiegen sey, kan ich mit meinen niedrigen Sinnen nicht ergründen, und will hier in Erwähnung seiner meine Feder zuruck halten, daß ich sein werthes Lob und Ehre, die er durch seine übernatürliche Geschicklichkeit verdienet, mit meiner Zungen Unmündigkeit nicht verkleinere. So können der Amsterdamer Achilles und Polyxena, Theseus und Ariadne, Granida Gerhard von Velsen, Roderich und Alfonsus, Griane, Spanischer Brabander, Lucella, stummer Ritter, Ithys, Polyxena, Isabella, und andere fast dem Seneca, und Terentio dem höflichsten unter allen Lateinischen Scribenten, an die Seite gesetzt werden. Wir Deutschen allein undanckbar gegen unserm Lande, undanckbar gegen unserer alten Sprache, haben ihr noch zur Zeit die Ehre nicht angethan, daß die angenehme Poe-

sie auch durch sie hätte reden mögen. Und wären nicht etliche wenige Bücher vor vielen hundert Jahren in teutschen Reimen geschrieben, mir zu Handen kommen, dörffte ich zweiffeln, ob jemahls dergleichen bey uns üblich gewesen. Dann was insgemein von jezigen Versen herum getragen wird, weiß ich wahrlich nicht, ob es mehr unserer Sprache zu Ehren, als Schanden angezogen werden könne. Wiewohl ich keines Wegs in Abrede bin, daß viele stattliche Ingenia seyn mögen, die unserer Mutter-Sprache auch dießfalls wohl mächtig, und sie nach Würden zu tractiren wüßten. Warum aber solches biß anhero zuruck gestellet, kan ich eigentlich bey mir nicht ermessen. Dann daß ich es der Poesie selber, als einer unnöthigen und vergeblichen Wissenschafft zuschreiben solte, glaube ich nimmermehr, daß einiger verständiger diesem unbesonnenen Urtheil Beyfall geben könne. Diese fürtreffliche Art zu schreiben ist vor Alters so hoch geschätzt worden, daß auch der Weltweiseste Mensch, Socrates, an seinem Ende sie für die Hand zu nehmen sich unterstanden, und vermeynt, er könne die Unsterblichkeit der Seelen eher nicht empfinden, dann wann er durch die Poeterey, als nächste Stafel zu derselben, dahin gelangte. Und daß ich nicht berühre, was Plato dießfalls

weis

weiter erzehlet, so mit Verwunderung zu lesen, wissen alle Gelehrte, wie von Anfang her auf eben diese Kunst so viel gehalten worden, daß man die Poeten eine heimliche Zusammenkunfft und Verbündnuß mit den Göttern zu haben geargwohnet, und ihre Schrifften als Orackel und Prophecenungen gehalten hat. Item, daß Homerus der Brunnen-Quell und Ursprung aller Weißheit zu seyn geschätzet worden. Daß der grosse Alexander, deßgleichen die Sonne nicht beschienen, eben dieses Homeri Gedichte allezeit unter sein Hauptküssen gelegt, und auf so einem edlen Schatz wohl zu ruhen vermeinet. Daß vorgegeben worden, Orpheus, weil er durch dieses Mittel die noch unbezwungene und verwildete Hertzen zu guten Sitten und der Tugend angewiesen, habe die unbändigen Thiere samt Bergen, Wüsten und Wäldern mit seinem Gesang beweget. Und was sonsten hin und wieder bey den Griechen zu finden. Bey den Römern auch ist Virgilius in solch Ansehen kommen, daß, wie Quintilianus, oder wer er ist, meldet, als man etliche seiner Verse offentlich verlesen, das gantze Volck aus sonderlicher Würdigung aufgestanden, und daß ihm, wann er gegenwärtig gewesen, solche Ehr als Käyser Augusto selbst widerfahren sey. Daß ich des weisen Moysis Lobgesanges, der Psalmen, des

hohen Lieds Salomonis, und anderer Oerter in Heil. Schrifft geschweige, welche nicht weniger poetisch, und mit solcher Zierlichkeit geschrieben sind, daß sie so weit über alle weltliche Gedichte steigen, so weit die himmlischen Dinge alle irrdische Eitelkeit übertreffen. Daß der Heil. Geist auch zwar die Lehre der Heyden verworffen hat, aber nicht die Worte, wie St. Ambrosius klärlich erweiset, und in der alten Uebersetzung der Bibel noch zu sehen; da denn Gigantes, Valles Titanum, Sirenes, filiæ Sirenum, Cocytus, πνεῦμα πύθωνος, und dergleichen, so von den Poeten entlehnet, noch zu finden seyn. Ja daß offtermahls, wie Plutarchus gar recht berichtet, durch Vulcanus, Bacchus, Venus und andere Nahmen, nichts als das Feuer, der Wein, die Liebe, und ihre Tugend oder Laster zu erkennen gegeben wird. So habe ich der Götter hierinnen so zum besten gedacht, daß ich mir für meine Person solch Lob nicht begehre: Wie sie dann auch offte verhönet werden von ihren eigenen Scribenten. Welches Euripides vor allen meisterlich gelernet, bey welchem das schöne berauschte Bübichen Cyclops unter andern vom Bacchus sagt:

Θεὸς δ' ἐν ἀσκῷ πῶς γένηθ' οἶνος ἔχων;
Was für ein Gott mag der wohl seyn,
So wohnet in der Flasche Wein?

Dar-

Daraus man wohl sehen kan, wie gut sie es mit ihren Göttern gemeinet. Letztlich achte ich auch nicht, daß bey uns einiger Mensch mehr gefunden wird, der nicht siehet die grosse Blindheit, darinnen die armen Heyden gesteckt sind, daß sie auch ihre Sünden angebettet, ihre Laster für Götter gehalten, Thiere und Bestien in Himmel gesetzt, zu welchen unter andern auch Sileni Esel, wie Aratus meldet, soll gelanget seyn. Wiewohl dasselbe nicht sonderlich zu beklagen, weil ihr noch ein ziemlich Theil auf der Erden blieben. Welches ich allein vor diejenigen setze, die mit der Venus lieber umgehen, und sie so lieben als loben; und vor die so ohne Wissenschafft ihrem Urtheil folgen, wie sie dann auch urtheilen nach ihrem Verstande. Ist demnach diese ausbündige Disciplin aus ihrer eigenen Schuld von uns nicht hindan gesetzt worden. So kan man auch keineswegs zugeben, es sey unser Teutsches dermassen grob und hart, daß es in diese gebundene Art zu schreiben nicht könne füglich gebracht werden: weil noch biß auf diese Stund im Helden-Buch und sonsten dergleichen Gedichte und Reimen zu finden sind, die auch viel andere Sprachen beschämen solten. Ihm sey aber doch wie ihm wolle, bin ich die Bahn zu brechen, und durch diesen Anfang unserer Sprache Glückseligkeit zu erwei-

weisen bedacht gewesen. Solches auch desto scheinbarer zu machen, hab ich einen ziemlichen Theil dieses Büchleins aus fremden Sprachen übersetzen wollen; daß man aus Gegenhaltung derselben die Reinigkeit und Zier der unseren besser erkennen möchte. Wiewohl ich mich gar nicht gebunden; angesehen sonderlich der alten Lateiner Exempel, die mit dem Griechischen Wesen auch nicht anderst umgegangen. Warum mir aber mehr von Liebes-Sachen, als andern wichtigern Materien anzuheben gefallen, achte ich nicht, daß ich weitläuffig erzehlen dörffe, weil sonderlich der Anfang jedwedern Dings von Freundlichkeit und Liebe (welcher ein jeglicher durch verborgene Gewalt der Natur, derer grösseste Unterhalt sie ist, verbunden) muß gemacht werden: Will nichts sagen, daß nicht allein die Exempel der edelsten Poeten von allen Zeiten her für Augen seyn: sondern daß auch gemeiniglich die Unterrichtung von Weißheit, Zucht und Höflichkeit unter dem betrieglichen Bilde der Liebe verdeckt lieget: daß also der Jugend die Lehre der Tugenden durch diese verblümte Weise eingepflantzet wird, und sie fast unwissend darzu gelanget. So hoffe ich auch nicht, daß, die sonsten von Geschicklichkeit der Poeten viel halten, sie um dieser ihrer alten Freyheit willen verwerffen werden. Ist

auch

auch Plato, der unter andern in seinen schönen Versen ihm wünschet der Himmel zu werden, daß er Asterien genugsam beschauen könte, nicht zu verdammen: Ist Cicero, der in seinem Tusculano von Liebes-Sachen soll geschrieben haben: Ist Plinius, der seine Carmina (die er nichts weniger als ernsthafft zu seyn bekennet) selber commentiret: Ist Apulejus, dessen ausbündige Buhler-Verse noch vorhanden, samt so grossen Helden, hohen Seelen, weisen und fürnehmen Leuten nicht zu verstossen, wie viel mehr ich, der ich angesehen meine blühende Jugend, die keusche Venus mit den gelehrten Musis zugleich verehret habe? Wo aber noch diese Entschuldigung nicht gelten mag; hoffe ich künfftig wohl zu erweisen, wie sehr die irren, so aus dem Anfange von künfftigem zu urtheilen sich unterstehen. Unbesonnene Urtheile habe ich jederzeit mehr zu verachten als zu achten pflegen: und ist niemand unweiser, als der auf eines jeglichen Gutsprechen siehet, und wer er sey, von andern erfahren will. Es werden vielleicht auch hier nicht wenig Sachen gefunden werden, so dem andern an der Güte der Worte und Erfindung nicht gleichen, weil sie zum Theil vor dieser Zeit geschrieben worden. Hoffe aber, sie sollen doch nicht von allen verworffen werden. Es sind viel Früchte, von denen man zwar

nicht

nicht leben kan, dennoch aber werden sie ohne Lust und sondere Ergetzlichkeit nicht angesehen. Daß ich der Ungleichheit der Meinungen nicht gedencke, daß diesem jenes, jenem dieses gefällt, und einer Rosen, der andere Dörner liefet. Ist mein Fürnehmen gerathen, hoffe ich nicht, daß mich jemand tadeln werde: wo nicht, so bin ich dennoch zu entschuldigen, weil ich unserer Sprache Würde und Lob wieder aufzubauen mich unterfangen.

Martin Opitz.

Die vornehmsten Gedichte in dieser Sammlung sind Dan. Heinsii Lobgesang Jesu Christi; desselben Lobgesang des Bacchus; die Lust des Feldbaues; Zlatna; an die deutsche Nation; an die Jungfrauen in Deutschland; Frühlings Klag-Gedichte; der gekreutzigte Cupido; ꝛc. Auch sein Aristarch ist dazu gedruckt worden. Unter den kleinern Stücken ist eine ziemliche Anzahl solcher, die Opitz nachgehends weggeworffen hat, so daß sie in keiner von den folgenden Auflagen mehr erscheinen.

Diese Sammlung hat der Herausgeber mit einem Anhange ausgesuchter Gedichte anderer deutschen Poeten verstärcket, und ich habe diejenigen, die ich oben von Melissus, Denaisius, und Wekerlein mitgetheilet habe, eben daselbst gefunden. Zinkgräfe sagt in einer kleinen Vorrede zu diesem

An-

Anhange, „ er habe ihn, wie die freygebigen „ Verkäuffer, als eine Zugabe mitgegeben, zu „ einem Muster und Vorbilde, wornach man sich „ in der deutschen Poeterey hinfür etlicher massen „ zu reglieren habe. „ Alleine sie sind viel bequemer, den Vorzug der Opitzischen Gedichte, auch in dessen allerersten Versuche, durch den grossen Unterscheid, der sich zwischen seinen und diesen Gedichten befindet, vor Augen zu legen. Ich verstehe dieses nicht alleine von denen Stücken, die von den eben erwähnten ältern Scribenten verfertiget worden, sondern auch von den übrigen, die solche Männer zu Verfassern haben, welche Opitzens Muster näher vor Augen hatten, und seine neue Manier poetisch zu schreiben, und den Ton der Sylben in Acht zu nehmen, aus seinem eigenen Mund vernehmen können, Männer, deren Nahmen der Nachwelt durch Opitzens Gedichte bekannter geworden sind, als durch ihre eigenen.

Ohne Zweifel mache ich den Leser mit diesen Worten begierig, etwas von diesen Gedichten zu sehen, damit sie diese berühmte Freunde Opitzens auch aus den Wercken ihres Geistes kennen lernen.

Heinrich Alb. Hamilton, ein Dähne, dem Opitz seinen Lobgesang Jesu Christi zugeschrieben, hat folgendes Gedichte auf die Nase seiner Liebsten verfertiget:

Ach daß ich möchte seyn die schönste Blum der Erden
Voll köstliches Geruchs, ach daß ich könte werden
Der Weide gäntzlich gleich, die Flora aus ihr Schooß,
Da Jo war in Noth, nach Jovis Will ausgoß!
Ach daß ich jetzund hätt der Blätter Art und Tugend,
Damit Cupido selbst in seiner Mutter Jugend

Den

Den Polster hat gefüllt, darauf die erste Nacht
An ihre Seiten zart Adonis ward gebracht!
Wie wolt ich mich in Eil so lieblich riechend geben,
Und rund um den Altar mit süsser Kraft umschweben,
Um den Altar, der ziert ihrs Antlitz Tempel klar
Mehr als die andere, doch kundbar Schönheit, Schar.
Vielleicht würd mich dann auch Fortun so günstig führen,
Daß ich könt ungefehr den Purpur-Bogen rühren,
Welchen Cupido längst für seinen hat begehrt,
Wofehrn nicht Daphnes Reu und Phöbi Treu gewehrt.
Ach wie bin ich umsonst! Jezt alles thut erkalten,
Des Winters Boreas kein Blümlein kan erhalten,
Keiner Viol Geruch und keiner Nasen schon
Mein Wunsch erfüllen mag, dann ach ich muß darvon.

Wer Caspar Kirchnern nicht kennt, müßte Opitzen nicht kennen, der seiner an so vielen Oertern gedencket, und doch nirgend mit einem feinern Lobe, als in dem Gedichte, das er auf seine Vermählung aufgesetzet, wo er folgende Zeilen von ihm geschrieben:

Wo ist nun die Natur, wo sind die grossen Sinnen,
Mit derer Hoheit ihr zuvor erschöpffen können
Den Grund der Wissenschaft? Wo ist der Weisheit Zier,
Mit der ihr, hoher Geist, giengt vielen andern für?
Wo ist der Circkel dann, mit welchem ihr der Sternen,
Und Himmels Eigenschafft gepfleget zu erlernen?

Von diesem ist nun folgendes Gedichte:

Als Jupiter die Welt hat gäntzlich ausgemachet,
Und auf dem Erden-Kreiß schon alles grünt und lachet,
Wand er sich dreymal um, und schauet hin und her,
Ob in dem grossen Hauß irgend ein Mangel wär.
Es fehlet noch ein Ding: Er ließ ein Thier fürkommen,
Das nun fast überall die Welt hat eingenommen,
Ein artiges Gespenst, darnach ein jeder rennt,
Welches in unserm Land ein Jungfrau wird genennt.

Ein

Ein Thier das um den Mund, vornemlich in der Zungen
Trägt ein verborgen Gifft, damit es Alt und Jungen
Anstecket und verblendt, und mit eim süssen Schmertz
Kommt ungewarnter Sach gekrochen in das Hertz.
Das uns je mehr nachzieht, je mehr wir von ihm fliehen,
Und je mehr von uns flieht, je mehr wir ihm nachziehen.
Ein freundliche Feindin, ein feindliche Freundin,
Die ohne Zauberey verzaubert unsern Sinn.
O wunderlich Gespenst, das uns ohn Feur entzündet,
Und ohne Strick und Band Gemüth und Seele bindet,
Welches Band nicht zerreißt, und zügen tausend dran,
Welch Feuer Mayn und Rhein nimmer verleschen kan.
Herr Bräutigam ihr könnt mir solches helffen zeugen,
Den ein so kleines Feur so bald hat können beugen,
Ein bittersüsses Thier hat euch niedergefällt,
Und euch in leidig Freud, in freudig Leid gestellt.
Jungfrau Anna die schoß die hellglänzende Stralen
Von ihrer Augen Sonn, über des Sandes Thalen,
Ueber des Tragheims Berg, über des Bobers Fluß,
Das Liebes-Fieber euch von diesem Schein anstieß.
Der Brand kam in das Hertz, all eur Gedancken schwommen
Mitten in diesem Feur, ihr wußt nicht zu bekommen
Zu euer Kranckheit Hilff, noch Trost zu euer Pein,
Weil alles beydes war zu tieff gewurtzelt ein.
Wolan Herr Bräutigam, wolt ihr werden curiret,
So schickt nach der die euch in diß Elend geführet,
Euer Kranckheit ich gleich Achillis Wunden acht,
Die niemand heilen konnt, als der sie hat gemacht.
Und ihr o Jungfrau Braut, wendet das grosse Klagen,
Kühlt was ihr habt gebrennt, heilt was ihr habt geschlagen;
Wo ihr nicht selber seyd des Krancken Doctorin,
So fähret er dahin ohn Hülff und Medicin.
Die schöne Nacht kommt an, der Mond sitzt auf den Wagen,
Und thut mit vollem Lauff des Himmels Feld durchjagen,
Die güldnen Lichter hat der Himmel aufgesteckt,
Weil sich die Sonn schon längst zu Bette hat gelegt.
Wolan es ist nun Zeit, daß ihr eur Kranckheit stillet,
Und mit Freuden den Lauff der Ewigkeit erfüllet,
Und schwitzt das Fieber aus, und lindert eure Pein,
Die auf kein ander Weiß kan recht vertrieben seyn.

Nun ihr Jungfrauen all, ihr müßt uns Platz verleihen,
Weicht die ihr führt die Braut, sie muß ein andern Reyen,
Nun tröst sie noch zuletzt, gebt ihr den letzten Kuß,
Das ander das ihr laßt, der Bräutigam thun muß.
Nun geht hin Jungfrau Braut, ich will euch Bürgen geben,
Daß ihr in diesem Streit behalten solt das Leben.
Nun fürcht euch nicht so sehr, es hat hie keine Noth,
Es ist nur Schimpf und Scherz, der Streit gilt nicht zum Tod.
Nun geht hin Jungfrau Braut, legt diesen Namen nieder,
Geht nun ein Jungfrau hin, und kommt ein Mutter wieder.
Geht doch, geht Jungfrau Braut, und laßt das Sorgen seyn,
Ich hoffe, daß gewiß morgen soll besser seyn.
Seht Venus selber kommt mit ihrem Volck gegangen,
Die fliegen hin und her, und tragen groß Verlangen,
Ein jeder wünschet ihm, daß er die Ehre hätt,
Daß er die neue Braut möcht führen erst zu Bett.
Der erste führt sie fort, der ander thut sehr traben,
Und macht ins Bett ein Grab, darinn er will begraben
Die Jungfrauschafft, die nun sehr traurig sich beweist,
Und soll in kurtzer Zeit aufgeben ihren Geist.
Der dritte trägt die Kertz, der vierte will auffangen
Die Thränen, die die Braut läßt rinnen von den Wangen.
Der fünfte löset ihr den Leibes-Gürtel auf,
Weil nun die Jungfrauschafft vollbracht hat ihren Lauff.
Die schöne Venus selbst lacht über diesen Dingen,
Und wünschet ihr viel Glück, und heißt ihr Kinder singen:
Komm Hymen, Hymen komm. Sie führet selbst die Braut,
Gibt ihr den letzten Kuß, und singet überlaut:
Nun geht, ihr Kinder, geht, und schmeckt die süsse Gaben,
Die Venus und ihr Sohn euch eingeschencket haben;
Geht hin, ihr Kinder geht, und euch holdselig paart,
Mit lieblichem Gekütz nach einer Dauben Art.
Geht hin, ihr zwey, und kommt wiedrum mit euer dreyen,
Geht mit einander an den schönen Liebe-Reyen,
Und bringt herfür ein Thier, das durch der Götter Gunst
Voll sey der Mutter Treu, voll sey des Vaters Kunst.

Folgendes von Balth. Venator kan sich durch seinen scharffsinnigen Innhalt für sich selbst empfehlen, ohne daß wir es durch des Verfassers Freundschaft mit Opitzen schützen dörffen:

LAß Bündniß Bündniß seyn, die grossen Herrn behagen,
Da Land und Land wird eins, sich friedlich zu betragen,
Und da man Gut und Blut zusammen setzen will,
Wo etwann einer käm, dem Fehd und Krieg gefiel.
Es ist ein zweifflich Ding, auf Bündniß sich verlassen,
Dieselbe brechen offt, gantz unverhoffter massen,
Wen findst du der da hält, was er dir hat geschworn?
Du suchst ihn dann bey den, die vor uns warn geborn.
Bißweilen trennt die Furcht, was einmal ist verglichen,
Bißweilen macht das Geld durch Bündniß einen Strichen,
Bißweilen Unglück auch dieselbe schneidt entzwey;
So bald Gefahr sich regt, sind Bündniß wie ein Ey.
Das ist ein fester Bund, da sich die Lieb gesellet,
Da sich die Liebe selbst für einen Zeugen stellet,
Da Lieb ist selbst der Eid, das Pittschafft und die Hand,
Der Unterhändler selbst, der Both und Abgesandt.
In diesem Fall hat nichts das böse Glück zu hoffen,
Hie hat das Glück gar offt die Hörner abgeloffen,
Je mehr dasselbig wüth, je stärcker wird die Treu,
Durch ungerade Tag wird nur die Liebe neu:
Gleich wie die rauhe Kält, so durch und durch thut schneiden,
Mag zwey in einem Bett durch sein Gewalt nicht scheiden;
Je mehr die Winters-Zeit die zarte Leiber druckt,
Je mehr und mehr alsdann die Lieb zur Liebe ruckt.
Ein Jungfrau saß allein, und sang von Liebs-Gedancken,
Sie sprach: Von dir, mein Hertz, begehr ich nicht zu wancken,
Und muß ich mit dir gehn, durch Feuer, Schnee und Kält,
Und durch das wilde Meer, wie zornig es sich stellt.
Ich dacht in meinem Sinn, ob es solt möglich scheinen:
Ich fragt die Braut darum, sie that es nicht verneinen,
Sie sprach, die Kält ist warm, sie sprach, die Hitz ist kühl,
Wann ich die Liebe nur in meinem Hertzen fühl.
Ich fragt den Bräutigam, er solt sein Meynung sagen,
Er antwort mir geschwind, ich solt mich selber fragen?

Ich schwieg und gieng davon, dacht unterwegs bey mir,
Wie nun, Herr Bräutigam, wer sagt die Sachen dir?

Wir erkennen in diesem Gedichte den Geist des geschickten Mannes, auf welchen Opitz sich in folgenden Zeilen beruffen hat:

Lobt er und Erato mein neues Saitenspiel,
Der gantze Helicon mag bleiben wie er will.

Die meisten Gedichte in dieser Sammlung sind von Zinckgräfen selbst, dem Mann, von welchem Opitz gesagt:

Und da das Vaterland Verfolgung leiden muß,
Bringst du es wiederum durch Schreiben auf den Fuß.

Das beste darunter wird wohl die Vermahnung zur Dapferkeit seyn, die er nach Art der Elegien des Tyrtäus gestellt hat:

KEin Tod ist löblicher, kein Tod wird mehr geehret,
Als der, durch den das Heil des Vaterlands sich nehret,
Den einer willkomm heißt, dem er entgegen lacht,
Ihn in die Arme nimmt, und doch zugleich veracht.
Ein solcher stehet steiff mit unverwendten Füssen,
Er weichet niemand nicht, sein Feinde weichen müssen,
Ein solcher Mann der ist der Stadt gemeines Gut,
Der Widersächer Grauß, des Lands wehrhaffte Hut:
Er kan der Schlachten Fluth bezwingen nach seim Willen,
Mit seiner Gegenwart des Feindes Trotzen stillen,
Sein unverzagtes Hertz ist seinem Vaterland
Ein unerstiegne Burg, des Volckes rechte Hand.
Mit seines Leibes Maur sperrt er den wilden Feinden
Gleich vornen an der Spitz den Zugang zu den Freunden;
Verschertzt die Freyheit nicht um einen Hut voll Fleisch,
Um eine Hand voll Blut, um einen Mund voll Geist;
Begehrt des Lebens nicht auf niedrige Gedinge,
Hält unbarmhertziger Leut Gnade für geringe,

Sucht

Sucht seiner Feind Freundschafft mit seinem Schaden nicht,
Sein hohe Seel steht nur auf Gottes Gnad gericht.
Es geh ihm, wie es woll, er ist gerüst zu leiden
Das gut und böse Glück; und weil er nicht kan meiden,
Das er doch endlich muß, das er nur einmahl kan,
Sucht er recht würdiglich sein Tod zu legen an;
Frischt an die Seinigen mit Worten und mit Wercken,
Thut ihrer Tugend Schärff mit Feuerblicken stärcken,
Und lehret sie, es sey viel besser einer sterb,
Als daß das gantze Volck und Vaterland verderb;
Stirbt ungerochen nicht, weiß daß er wird zur Erden
Tod auf seim todten Feind ligend gefunden werden:
Besorgt nicht daß der Feind starck, er hingegen schwach,
Verläßt sich auf die Stärck seiner gerechten Sach.
Die gute Sach ihn tröst, solt auch der Feind obsiegen,
So werd die Wahrheit doch mit nichten unten liegen,
Sein Unschuld selber sich zu einem Bürgen stellt,
Daß sie doch endlich noch behalten werd das Feld.
Wann er die Winde nun siht mit den Fähnlein spielen,
Da thun erst Zorn und Lust all Adern in ihm fühlen,
Indem er sicher ist, daß der in seiner Macht
Des Feindes Leben hat, der seines selbst nicht acht.
Acht für die beste Kunst, wann er nicht frey kan leben,
Daß er doch sterbe frey: thut immer vorwarts streben,
Sein ungesäumte Faust macht beyder Seiten Platz,
Biß sie errungen hab den vorgesetzten Schatz,
Gestraffet den Unbill durch zugelaßne Rache,
Dringt durch, auf daß sie sich unüberwindlich mache,
Und durch ein schönen Sieg, oder ein schönen Tod,
Sich hab versicheret vor allem Feindes Spott.
Wie ihr die Sonn, wann sie am allertiefsten stehet
Zum Untergang geneigt, am allergrösten sehet:
So auch erzeiget sich in seinem letzten Streit
Sein unerschrocken Hertz mit doppler Herrlichkeit:
Vergisset seiner selbst in seinem Geist entzücket,
Des Himmels Vorgeschmack des Lebens Lust verdrücket,
Erfüllt mit Ewigkeit, mit lauter Freud entzündt,
Durch seinen Tod die Furth zum rechten Leben findt.
Es folgt das gantze Volck, das auf ihn thäte bauen,
Der Leichen traurig nach, der Leichen von Jungfrauen
(Den er ihr Ehr bewahrt, die er vor Schand behüt)
Mit Kronen aufgeziert, mit Blumen überschütt.

Ihn klaget Jung und Alt, das Lande thut beweinen
Zwar ihne nicht so sehr, als selbst sich und die Seinen,
Die dieser Säul entsetzt, die diesen Arm verlohrn,
So ihn'n zur Aufenthalt und Rettung war geborn.
Sein Kinder und Geschlecht seintwegen hochgepriesen
Geliebt von jedermann, und jedermann gewiesen
Sein Grab, das Dapferkeit fürtrefflich zugericht,
Erleuchtet durch der Ehr unauslöschliches Liecht.
Sein Ruhm füllt alle Land: liegt schon sein Leib vergraben
Bleibt doch sein edler Nam an Himmel hoch erhaben,
Erhaben an den Thron der wahren Herrlichkeit,
Umgeben mit dem Glantz unsterblicher Klarheit.
Ein solchen hübschen Tod beschert Gott nur den Frommen:
Wer knechtisch ist gesinnt, muß unter Herren kommen,
Die ihn mit einem Zaum nach ihrem Willen führn,
Weil er der Freyheit müd sich selbst nicht mag regiern.
Seht den verdienten Lohn der Weichling und Verräther,
Die setzen aus dem Gleiß der Redlichkeit der Väter,
Die das unschuldige Blut der Nachkommenheit
Verslaven in das Joch der fremden Dienstbarkeit.
Es ist zulang gewart, sie werdens nicht entkommen,
Es ist zu spath gewehrt, wanns Hertz schon ist genommen;
Wann Wolluſt, Geitz, Haß, Forcht hat diese Vestung ein,
All andre Vestungen gewiß vergeblich seyn.
O weh des Hertzenleids! o weh des schweren Leiden!
Wo von dem Weib der Mann, vom Mann das Weib gescheiden,
Wo von den Elteren die zarte Kinderlein,
Ein Freund vom anderen verjagt, getrennt muß seyn:
Wo fremd Unkeuschheit man muß ihren wüsten Willen
An seinen Töchteren und Weibern sehn erfüllen,
Darff drüber seufftzen nicht, darff weder sehn noch hörn,
Muß vor Trostlosigkeit sich in sich selbst verzehrn;
Darff sich in seinem Creutz mit weinen nicht ergetzen,
Darff mit der Freyheit sich mit keinem Thränen letzen,
Wann von ihm weichen will der ungeschätzte Schatz:
Muß leiden, daß ihn reit auch der geringste Fratz;
Und mit dem Rucken dann das seinig noch ansehen,
Und also leer und bloß an Bettelstabe gehen,
Verlassen Haus und Hof zusamt dem Vaterland,
Ziehen, da niemand ihm, er niemand ist bekannt:
Mit seinen Eltern grau, mit seiner lieben Frauen,
Und unerzogner Zucht das bitter Elend bauen,

Bey jedermänniglich verschmähet und verhaßt,
Und, wo er kommet hin, ein unwillkommer Gast.
Seins Stammens Achtbarkeit man drauſſen wenig achtet,
Vor Unmuth all Anmuth der Schönheit ihm verschmachtet,
Niemand sich sein annimmt, und meynet jedermann,
Gott nehme sich auch selbst keines vertriebnen an.
Mit einem Wort, das recht Feg-Opfer dieser Erden,
Der Auswürffling der Welt er mag genennet werden,
Ein Stieffkind aller Freud, sein Leben voller Hohn;
Ein recht Tragödia gespielt durch ein Person.
Es scheuet keiner sich ihm Leide zuzufügen,
Ihm zu verweisen sein Unfall, ihn zu betriegen,
Wer ligt der ligt, vor ihm laufft männiglich vorbey,
Denckt nicht, wie nah viell icht sein eigen Unglück sey.
O w h und aber weh, wann noch die Füll des Kummers
Den harten Stand beschleußt, der Hunger alles Hungers,
Wo man des Trosts beraubt, des wahren Seelen-Brot;
Ein solches Volck das ist gleich als lebendig tod.

Drum gehet dapfer an, ihr meine Kriegsgenossen,
Schlagt ritterlich darein; eur Leben unverdrossen
Vors Vaterland auffsetzt, von dem ihr solches auch
Zuvor empfangen habt, das ist der Tugend Brauch.
Eur Hertz und Augen last mit Eiferflammen brennen,
Keiner vom andern sich menschlich Gewalt laß trennen,
Keiner den anderen durch Kleinmuth ja erschreck,
Noch durch sein Flucht im Heer ein Unordnung erweck.
Kan er nicht fechten mehr, er doch mit seiner Stimme,
Kan er nicht ruffen mehr, mit seiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thu, in seinem Heldenmuth
Nur wünschend, daß er theur verkauffen mög sein Blut.
Ein jeder sey bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in männlicher Postur und Stellung sterbe,
An seinem Ort besteh fest mit den Füssen sein,
Und beiß die Zähn zusamm und beyde Lefftzen ein:
Daß seine Wunden sich lobwirdig all befinden
Davornen auf der Brust, und keine nicht dahinden,
Daß ihn der Tode selbst auch in dem Tode zier,
Und man in seim Gesicht sein Ernst noch lebend spür.
So muß wer Tyranney geübriget will leben,
Er seines Lebens sich freywillig vor begeben,

Wer nur des Tods begehrt, wer nur frisch geht anhin,
Der hat den Sieg, und dann das Leben zu Gewinn.

Tyrtäus hat etliche Gedichte verfertiget, worinnen er der Dapferkeit ein ungemeines Lob beylegete; er erhob die Liebe des Vaterlandes, und die Unerschrockenheit derer wackern Kriegesmänner, welche in dem Gefechte das Schrecken und den Tod durch alle Glieder und Reihen mit sich führeten, bis in den Himmel. Er ermunterte diejenigen, welche den Muth verlohren hatten, auf ein neues, und belebete sie mit neuer Hoffnung, wann sie in etlichen Schlachten das Hertz sowohl als das Feld verlohren hatten. Er stellete in seinen Gedichten die Vortheile vor, welche ein Krieges-Mann dem Vaterlande mittheilet, wann er mit Verachtung aller Gefahr und des Todes selbst vornen an dem Heere dapfer streitet. „ Ein „ solcher, sagt Tyrtäus in einem Gedicht, beleb„ bet alle, die um ihn herum fechten, mit einer „ großmüthigen Kühnheit, und man sieht gantze „ Regimenter vor ihm fliehen: Fällt er unter den „ Streichen des Feindes, was vor Ruhm em„ pfängt nicht daher sein Vaterland, seine Mit„ bürger, und seine Verwandten? Alte und Jun„ ge beweinen ihn; Jedermann ist in der Trauer, „ sein Grab bleibt auf ewig berühmt, und der „ Nachklang seiner großmüthigen Thaten kömmt „ auf die spätthesten Nachkommen. Die helden„ müthigen Thaten werden nicht in den Staub „ begraben, und der Tod selbst wird diesen uner„ schrockenen Kriegern zu einem Gewährmann

„ der

„ der Unsterblichkeit. Wenn er ungeachtet der Gee
„ fahr, die das Leben der Kriegenden beständig
„ begleitet, das Glück hat, seinen Sieg zu überleben,
„ so ist niemand, der ihn nicht verehre, und er
„ stirbt erst nach einem Leben, worinnen er An-
„ nehmlichkeit und Anmuth vollauff genossen hat.„
Man kan aus dieser Probe von der Natur der Gedichte des Tyrtäus urtheilen. Alle die kleinen Stücke, die davon übrig geblieben, sind diesem gleich, und es ist offenbar, daß Zinckgräfe sie vor Augen gehabt hat.

Martin Opitzens Verworffene Gedichte.

OPitz war mit der Straßburgischen Auflage seiner Gedichte, die von Zinckgräfen besorget worden, ziemlich übel zufrieden, ungeachtet er seine Einwilligung darein gegeben, und eine eigene Vorrede darzu geschrieben hatte. Eine Ursache dessen mag die Unvollkommenheit derselben gewesen seyn, welche er mit zunehmendem Erkänntniß seiner unwirdig gehalten; eine andere die ziemlich grosse Freyheit, womit er in einigen Stücken von Liebes-Sachen geredet hat. Von der erstern berichtet er uns selbst in dem fünften Capitel seiner Prosodie mit diesen Worten: Meiner deutschen Poematum halber, die unlängst zu Straßburg ausgegangen, und zum Theil vor etlichen Jahren von mir selber, zum Theil in meinem Abwesen von andern ungeordnet und unübersehen zusammen gelesen worden, bitte ich alle die, denen sie zu Gesichte kommen sind, sie wollen die vielfältigen Mängel und Irrungen, so darinnen sich befinden, beydes meiner Jugend, (angesehen daß viel darunter ist, welches ich, da ich noch fast ein Knabe gewesen, geschrieben habe) und dann denen zurechnen, die aus keiner bösen Meinung meinen guten Nahmen dadurch zu erweitern bedacht gewesen seyn. Ich verheisse hiermit ehestens alle dasjenige, was ich von dergleichen Sachen

bey

bey Handen habe, in gewisse Bücher abzutheilen, und zu Rettung meines Gerüchtes, welches wegen voriger übereilten Edition sich mercklich verletzt befindet, durch öffentlichen Druck jedermann gemeine zu machen.

Die andere Ursache, nemlich den Buhlerischen Innhalt wird man hauptsächlich in denen Stücken wahrnehmen, welche er in den folgenden Auflagen lieber ausgeschlossen, als ausgebessert hat. Er hatte zwar die Licentz derselben schon bey der ersten Ausgabe erkannt, und dafür eine geschickte Apologie in der Vorrede (an dem Ende derselben) geschrieben, womit er die Sache gut zu machen verhoffet.

Allein diese Schutzrede mag nachgehends ihm oder den ernstlichern Lesern nicht zulänglich geschienen haben; Das ist gewiß, daß er nicht wenige Stücke von diesem verliebten Innhalt ausgestrichen, und in allen folgenden Auflagen zuruckbehalten hat.

Ich habe mich diese beyden Ursachen nicht abhalten lassen, die weggeworffenen Stücke nach einer Zeit von 120 Jahren wieder hervorzusuchen, worzu ich mich durch folgende Betrachtungen genugsam berechtiget gehalten habe. Erstlich halte ich davor, es sey des Verfassers Geschmack, Reinigkeit und Zärtlichkeit, sowohl was die Licentz der Verse, als der Gedancken anlangt, durch diese Ausmusterung, die er, so viel an ihm gestanden war, bewerckstelliget hat, genugsam in Sicherheit gestellt, und vor allem Tadel verwahrt worden.

Durch gegenwärtigen Druck kommen sie auch nur in weniger und meistens nur solcher Leute Hände, bey welchen Opitzens Verdienste auffer allem Streit sind. Daneben sind sie hier ziemlich versteckt, und fallen unter einer solchen Menge verschiedener poetischer und critischer Schrifften nicht so starck ins Auge. In der neuen Auflage von Opitzens poetischen Wercken, die in unsrer Stadt vorgenommen worden, hätten diese jugendliche Versuche desselben neben seinen reiffern und stärckern Gedichten eine desto schlechtere Figur gemacht. Man hat sie mit denselben nicht vermengen, und doch auch nicht Ursache geben wollen zu klagen, daß man etwas von Opitzen hinterhalten habe. Dieses hätten uns Leute nicht verzeihen können, welche für Opitz eine so abergläubige Hochachtung haben, wie einige Catholicken für ihre Heiligen, so daß sie auch seinen Hut, seine Feder, seinen Schreibzeug mit Gold erkauffen würden.

Was den buhlerischen Innhalt derselben anlangt, so hoffe ich, man werde ihn nur verliebt, aber nicht zugleich schlüpferig oder unzüchtig finden. Diejenigen, denen man vorgegeben, daß sein stärckster Affect die Liebe zur Wollust gewesen, werden darinnen nichts finden, das diesen bösen Verdacht rechtfertige, man wolle dann alle Poeten, die in dem Affecte der äussersten Liebe geschrieben haben, der Wollüstigkeit bezüchtigen.

Endlich düncket es mich für den Poeten ein besonderer Ruhm, daß er den Muth gehabt, bessere Gedancken zu verwerffen, als viel andere die

ihn

ihn verachtet, geschrieben haben; und für den Leser eine angenehme und nützliche Bemühung, die ersten Grade seines Zunehmens in der poetischen Kunst zu beobachten, und den absonderlichen Fehlern nachzudencken, welche ihn in jeglichem Stücke bewogen haben mögen, dasselbe zu verwerffen.

Martin Opitzens Elegie
aus Dan. Heinsii Monobiblo.

Ihr aber wisset nichts als nur auf Gut zu sinnen,
Und zieht bald über Feld, bald durch das wilde Meer,
Ja wohin auch die Sonn hat niemals reichen können,
Da bringet ihr das Gold, den schönen Koth, anher.
Und ich bedarff diß nicht, was ihr an allen Enden
Zu Land und Wasser sucht, das hab ich schon bey mir;
Mein Gut ist, daß ich sterb in meiner Liebsten Händen,
Die Strasse wandel ich gar sicher für und für.
Dann jetzund wird mein Geist von ihrem Geist empfangen,
Wann er das schöne Thor des Mundes kommt hinein,
Jetzund ergeh ich mich bey den liebreichen Wangen,
Da Venus und ihr Sohn persönlich wohnhaft seyn.
Bald hat sie mir, ich ihr, den zarten Hals umgeben,
Und schau, wie die Natur so trefflich sie geziert,
Bald in den Aeugelein enthalt ich mir das Leben,
Dahin werd ich zugleich mit Sinn und Muth geführt.

Wie der so unverschuldt sein Vaterland verlassen,
Muß suchen einen Weg der ihm gantz unbekandt,
Geht über Berg und Thal durch angenehme Strassen,
Nichts achtend, als allein sein liebes Vaterland:
Wann er dann ungefehr erblicket einen Bronnen,
Der sonst verborgen ist in mitten in dem Wald,
Befreyet vor der Hitz und Ungedult der Sonnen,
Da nichts als nur das Wild hat seinen Aufenthalt,
So ist er wolgemuth, vergisset aller Dinge,
Erforschet nur den Quell des Brünneleins mit Fleiß,
Und wünscht, daß ihn alldar der sanffte Schlaf umringe,
Weil er vor grosser Lust sich selber auch nicht weiß.
Nicht weniger auch mich, weil ich so sehr geirret
Durch Freud und höchste Lust der süssen Liebes-Pein,
Weil mein Gemüthe sich in Wolluſt gantz verwirret,
Wird nichts nicht machen loß, als nur der Tod allein.

Auf Herrn Matthei Ruttarti, und Jgfr. Anna Namßlerin Hochzeit.

Jhr vielgeliebtes Paar, die ihr die enge Strassen
Der alten Ewigkeit solt gehen, und verlassen
Dasjenige so euch nicht wiederkommen kan,
Und eurer Jungfrauschaft den letzten Tod thut an;
Jhr vielgeliebtes Paar, ihr heute noch Jungfrauen;
Die ihr euch nach euch selbst werdt morgen früh umschauen;

Die

Die ihr einander solt dasselbe stellen ein,
Davon ein jeglichs doch behalten wird das sein.
Ihr vielgeliebtes Paar, bitt wollet mir verzeihen,
Daß ich (wie gern ich will und soll) nicht kan einweihen
Euer unmüssig Fest mit Römischem Gedicht.
Apollo zörnt mit mir, will mich mehr kennen nicht.
Entschuldiget mich euch: Ich schweere bey der Schönen,
Der Schönen, von der ich mein Leben muß entlehnen,
Die mich führt im Triumph, die mir nimmt meinen Geist,
Und ihn, wenns ihr geliebt, auch wiederkommen heißt;
Ich schweere bey dem Licht das sie läßt freundlich blicken
Von ihrer Augen Sonn, und mich mir selbst entzücken,
Daß Venus zu mir kam (es ist noch nicht ein Jahr)
Am schönen Wasserberg mit ihrer gantzen Schaar.
Sie bat, ich wolt ihr Kind lassen bey mir einkehren,
Und es die deutsche Sprach, so gut ichs wißte, lehren.
Ich gab ihr guten Trost, sie gab mir ihren Sohn:
Sie hofft auf meinen Fleiß, ich hofft auf treuen Lohn.
So kommt zwar unverhofft der Knab in Eil geflogen,
Alsbald er aber nur bey mir ist eingezogen,
Legt er die Flügel ab, kein Essen nicht begehrt,
Thut wie er wär zu Hauß, macht Feuer auf den Herd.
Ich muß geduldiglich des Gastes nur gewohnen:
Wiewol er seinen Wirth thut ziemlich schlecht belohnen:

Das Hertze zündt er an, die Augen macht er blind:
Man findt nicht die man sucht, man sucht nicht die man findt,
Ist das der Danck? Ich ließ an mir nichts nicht erwinden,
In kurtzer Zeit konnt er sich in die Sprache finden,
Letztlich vor meine Müh er sich selbst in mich drang,
Und nahm mir mein Gemüth und Sinn. Ist das der Dank?
O Pein, o süsse Pein, o Leiden ohne Freuden,
O Feuer ohne Brand, o Freuden ohne Leiden!
Das liebliche Gespenst, so man allhier zu Land
Jungfrau zu täuffen pflegt, ward mir durch ihn bekannt.
Wie offt hab ich gewünscht, daß mich der Sonnen Wagen,
Um das gläserne Feld des Himmels möchte tragen:
Wie würd ich halten offt auch mitten in der Flucht,
Daß ich den schönen Glantz an ihr beschauen mocht.
Wie offt hab ich gewünscht, daß ich doch werden solte
Ein Bien, ein kleine Bien, und lesen wenn ich wolte
Aus ihrem rothen Mund den honigsüssen Thau,
Deßgleichen man nicht findt in der Welt grossen Au.
So würd mein Seel in ihr, ihr Seel in meine kommen,
So würde mir mein Schmertz durch ihren Schertz benomen,
So würde mir die Pfort des Lebens aufgemacht,
So wär mir die Nacht Tag, so wär mir der Tag Nacht.
So würd ich freudiglich mit lebendem Tod sterben,
So würd ich in der Welt den Himmel noch ererben:
Der Tod, den ich mir wünsch, der Himmel den ich mein,
Ist in der Liebsten Schoß gar sanffte schlaffen ein:

Das

Das ist der Tod, den ich will lieber als das Leben,
Das ist des Himmels Schloß, darinnen ich will schweben,
Darein Cupido selbst wird tragen meinen Geist,
Das ist der Götter Land, da ihr Tranck innen fleußt.
Das ist der reiche Grund, drein Jupiter gesencket
Des Goldes Regenbach, dabey die Venus träncket
Die zarten Däubelein, darinn der Nymphen Chor
Sich badet, ja das ist der Lust und Freuden Thor.
Diß alles sollet ihr, Herr Bräutigam, erlangen,
Diß alles werdet ihr euch müssen unterfangen
Hertzliebe Jungfrau Braut, in eurer Armen Band
Werdet ihr nehmen ein der wahren Liebe Pfand,
Den Zoll, den theuren Zoll, den man muß Venus geben,
So fern man trachten will dem Tode nach dem Leben.
Geht, geht, Herr Bräutigam, geht Jungfrau Braut, geht an:
Heut Jungfrau, morgen Weib: heut Bräutgam, morgen Mañ.

Hochzeit = Gedichte.

Nachdem die Welt gegründt, und ihr Termin gesteckt,
Nachdem die schöne Luft rundum sich ausgestreckt,
Und auch die wilde See, die nah und weit zu kommen
Pflegt nach des Monats Lauf, ihr Oerter eingenommen,
Sah Jupiter hinab, und spürete niemand,
Der diß gewaltig Hauß brächt unter seine Hand.
Drum von seins Vaters des Saturnus Leib er hiebe
Das Theil so schändlich ist, doch nöthig in der Liebe,

Und warff es in das Meer, daraus ein Schaum herkam,
Davon das geile Weib, die Venus, Ursprung nam,
Das geile Weib, das Weib, das aller Götter Sinnen,
Mit ihrem blinden Kind hat listig rauben können.
Sie haben gantz und gar gebracht in kurtzer Zeit
Das menschliche Geschlecht in ihre Dienstbarkeit.
Sie thäten über dieß ein ärger Wesen führen,
Beweisen ihre Macht auch an den stummen Thieren,
So daß nun überall durchaus nichts leben kan,
Es muß ihr und dem Kind allzeit seyn unterthan,
Das Kind, das lose Kind, das mit dem Pfeil und Bogen,
So sehr viel hundert Jahr ist durch die Lufft geflogen,
Und hat sein grosses Reich gewaltig starck vermehrt,
Ja auch die Mutter selbst ohn alle Scheu versehrt.
Das Joch mußt ihr doch auch noch angeworffen werden,
Von ihrem eignen Sohn, der Herr ist dieser Erden,
Und Printz der weiten Welt, der hält die Luft vor sein,
Die zierlich ist gewirckt mit lichten Sternelein,
Die mit der Strahlen Glantz gehn auf der weissen Strassen,
Und in der holen Kaut Lufft, Erd und See umfassen.
Nun laßt uns doch besehn, wohin der schöne Sohn,
Der grosse kleine Gott gebauet seinen Thron.
Er hat ihm auserwehlt der Augen Thron zu eigen,
Die uns sein Königreich, als klare Spiegel, zeigen.
Der Augenapfel ist die Kugel dieser Welt,
Das Wasser aber, das der Apfel in sich hält,

Das sind die milden Quell, so aus den Bergen schiessen,
Und durch das grüne Thal mit sanftem rauschen fliessen.
Der Circkelrunde Krantz, der um den Apfel geht,
Das ist die wilde See, die nach der Erden steht:
Der Augen weisser Platz, so sich umher ergeusset,
Das ist die klare Lufft, die Erd und See beschleusset.
Es ist ein Wunderding, daß das viert Element
Auch in den Augen nicht von andern ist getrennt,
Das Feuer, so durchs Meer gantz hell und lieblich blicket,
Und mit dem schönen Schein uns Muth und Sinn entzüket;
Das Feuer, so den Weg ihm durch die Augen nimmt,
Und unvermerckter Sach in unser Hertze kömmt:
Da ruht es ohne Ruh, da hebt es an zu brennen,
Daß wir der Liebe Krafft, und uns in uns nicht kennen.
Was Wunder ist es dann, daß er mit seinem Band,
Die Welt bezwungen hat durch seine schwache Hand,
Der tausend Welten hat, die Augen, da er zeugen,
Und klärlich darthun kan, wie er uns könne beugen?
Diß ists, das euch bezwang, diß ists, Herr Bräutigam,
Diß ist die neue Welt so euer Hertz einnahm.
War euch auch wol zu Muth, gabt ihr euch auch verlohren,
Als die vier Element zugleiche sich verschworen,
Zu liefern eine Schlacht, die in der Augen Welt
Sich alle lägerten, und gaben sich zu Feld?
Ihr habt euch wahrlich wol die Rechnung machen können,
Daß vier so starcke Feind euch würden angewinnen.

Ihr thut auch was ihr wollt, ihr brauchet alle Kunst,
Ich halte nur darfür die Arbeit sey umsonst.
Bey dreyen wäre Rath, dem vierten zu entfliehen,
Dem Feuer, weiß ich nicht, ob man sich darff bemühen.
Was laufft ihr viel und sucht? die Hilff ist bey der Hand;
Wer hie genesen will, der muß doch zu dem Brand,
So erstlich ihn entzündt: diß seyn Achilles Wunden,
Die niemand heilt, als der, von dem man sie empfunden.
Was gibet man denn an? das Bitten ist das best,
Es ist ein Hertz von Stein, so sich nicht biegen läßt.
Nicht längst hab ich gehört von einer Feldgöttinnen,
Wie ihr, Herr Bräutigam, habt pflegen zu beginnen
Ein sehnlich Klagelied, daß Wald, Feld, Berg und Thal
Es haben wiederholt mit kläglichem Nachschall.
Die Nymfen haben es mit Wehmuth auch vernommen,
Und mein Asterie hats lassen mir zukommen:
All mein Leiden, Lieb und Schmertze
Hat mein Hertze
Gantz umringt mit Traurigkeit.
Als ein forchtsam Hirsch muß eilen
Für den Pfeilen,
Flieg und renn ich jederzeit.
Ich vollführe meine Klage
Nacht und Tage,
Denckend an der Liebe Quall,

Stets die Thränen mich begiessen,
Die da fliessen,
Als zwey Bäche von Crystall.
Wollt ihr demnach, Jungfrau, geben
Meinem Leben
Hilff und Trost in diesem Leid,
So erbarmt euch doch bey Zeiten,
Thut bereiten
Nach dem Trauren Lust und Freud.
Eh daß sich bey mir beginnen
Alle Sinnen
Zu verliehrn, und aller Muth.
Rettet mich von dem Elende,
Eh das Ende
Selbst bey mir das beste thut.
Ach Printzeßin, ach Jungfraue,
Euch ich traue,
Ihr seyd meine Medicin
Vor das weinen, vor das klagen,
Laßt mich sagen,
Daß ich euer Diener bin.
Wie solte sie ihm thun? ihr werdet doch gewährt,
Kein Mannes-Tropfen fällt vergebens zu der Erd,
Und was ist besser Rath, eins hat gebrannt das ander,
Als daß ihr nun zugleich geneset mit einander?

Geht an, ihr liebes Paar, was tretet ihr beyseit?
Es ist jetzund gleich recht, jetzt ist die beste Zeit,
Daß ihr die Hitze lescht. Was wollt ihr viel verziehen?
Was wollt ihr selber das, so ihr gewünschet, fliehen?
Was ist es, Jungfrau Braut, wollt ihr zurücke gehn?
Es hilfft gewiß euch nicht, ihr müsset doch gestehn,
Es ist nun fort mehr alt, daß man nicht kan vertreiben
Zugleich der Liebe Brunst, und dannoch Jungfrau bleiben.
Der Bräutigam der kommt, er gehet auf euch zu,
Jungfrau, es ist das best, ihr gebet euch zu Ruh.
Es ist der nächste Rath, daß man ein Hertze fasse,
Und was man nicht vermag zu halten, willig lasse.
Trett ab, ihr Jungfräulein, die Braut hat jetzt nicht Zeit,
Laßt sie zu Bette gehn, hört auf von eurem Streit,
Zu einem andern Streit muß sie sich jetzund kehren.
O daß wir allesamt in solchem Streiten wären!

Ein Gebet, daß Gott die Spanier wiederum vom Rheinstrom wolle treiben, 1620.

Schlag doch, du starcker Held, die scheußlichen Maranen,
So leyder! ihre Zelt und Blutgefärbten Fahnen
Auch jetzt in Deutschland bracht, an unsern schönen Rhein,
Der Waffen tragen muß, vor seinen guten Wein.
Es ist genug gespielt mit eisernen Ballonen,
Du grosser Capitain, hör auf, fang an zu schonen,

Es ist genug, genug, die Götter sind verheert
Durch die, so sie gemacht, Stadt, Dorff, und Feld verkehrt.
Laß die, durch deren Grimm die Ströme kaum geflossen
Von Leichen zugestopfft, nicht ausgehn mögenossen,
Und mache kund, daß der, der dir zugegen strebt,
Stürzt, oder bleibt er ia, ihm selbst zur Straffe lebt.

Sonnete.

Aus dem Lateinischen Adeodati Sebä.

Heint als der Monde war in seinen Kreiß gezogen,
Und mich der süsse Schlaf umfangen durch die Nacht,
Ward mir mein Augentrost im Traume fürgebracht,
Als läge sie bey mir an meine Brust gebogen,
Ihr Hertze war in mich, mein Hertz in sie geflogen;
Fand aber gäntzlich nichts, wie ich des Morgens wacht,
Und hielt die Lacken in den Armen, drum ich lacht,
Als ich recht innen ward, daß ich so sehr betrogen.
Verräther, loser Traum, warum denn fleuchst du bald?
Laß mich doch länger sehn die liebliche Gestalt,
Laß sich doch mehr bey mir diß schöne Vorbild säumen.
Betrieger, krieg ich nichts als Hohn und Spott von ihr,
Und ihrer Schönheit Ros', ach bitt ich, laß doch mir
Drey tausend Jahr so süß, ohn alles Wachen, träumen.

* * *
* *

Die Liebe kräncket mein Hertz, der Krieg das Vaterland,
Der Krieg mit Haß und Zorn, die Liebe mit dem Bogen;

Die Liebe saugt mich aus, der Krieg hat ausgesogen
Uns und die Nachbarschaft mit Anstoß allerhand;
Die Liebe steckt mich an, der Krieg steckt Städt in Brand;
Die Lieb ist listiglich in mein Gemüth geflogen,
Mars hat durch falschen Schein das Vaterland betrogen;
Die Lieb ist blind, im Krieg ist ofte nicht Verstand.
Es ist unglücklich Volck die solche Herren ehren,
Die Liebe lohnt mit Leyd, der Krieg mit viel verheeren,
Es pfleget beyderseits nicht köstlich zuzugehn,
Begeb ich mich ins Feld, Durst, Hunger mich begleitet,
Folg ich der Liebe nach, die Liebste mich bestreitet,
Es ist der beste Rath, ich lasse beydes stehn.

Als ihm seine Asterie geschrieben.

Wer sollte dieses wol in sein Gemüthe bringen,
Daß unter weiß und schwartz verborgen solche Freud?
Daß nur ein einig Brieff nem alle Traurigkeit?
Kan auch der Augenlust so weit ins Hertze dringen?
Ich weiß die Sinne fast nicht höher mehr zu schwingen,
Und habe wol mit Fleiß gelesen jederzeit,
Was von der Liebe nur gefunden weit und breit,
Es hat mich aber nichts vermocht so sehr zu zwingen;
Der Griech Anacreon, der Sappho schön Gedicht,
Und auch Ovidius sind ihm zu gleichen nicht,
Der künstlich Amadis ist nie so hoch gegangen.

Glückselig ist die Hand, die diesen Brief gemacht,
Glückselig ich die Dint und auch die Feder acht,
Und mehr glückselig mich, der ich ihn hab empfangen.

Bedeutung der Farben.

Weiß, ist gantz keusche Reinigkeit,
Leibfarbe, Weh und Schmertzen leiden,
Meergrüne, von einander scheiden,
Schwartz, ist Betrübniß, Angst, und Leid,
Roth, innigliche Liebes-Brunst,
Und Himmelblau, sehr hohe Sinnen,
Bleich Leichfarb, argen Wahn gewinnen,
Gelb, End und Ausgang aller Gunst,
Haarfarbe, deutet auf Geduld,
Bleich Aschenfarben, heimlich Huld,
Braun, aller Liebe gantz vergessen,
Grün, Hoffnung; Und weil jetzund ich
Gebrauche dieser Farbe mich,
Ist wol mein Zustand zu ermessen.

Oden und Lieder.

Auf Leid kommt Freud.

Sey wolgemuth, laß trauren seyn,
Auf Regen folget Sonnenschein,
Es gibet endlich doch das Glück
Nach toben einen guten Blick.

Vor hat der rauhe Winter sich
An uns erzeiget grimmiglich,
Der gantzen Welt Revier gar tief
In einem harten Traume schlief.
Weil aber jetzt der Sonnen Licht
Mit vollem Glantz herausser bricht,
Und an dem Himmel höher steigt,
Auch alles frölich sich erzeigt,
Das frostig Eyß muß gantz vergehn,
Der Schnee kan gar nicht mehr bestehn,
Favonius der zarte Wind,
Sich wieder auf die Felder findt,
Die Saate gehet auf mit Macht,
Das Grase grünt in vollem Pracht,
Die Bäume schlagen wieder aus,
Die Blumen machen sich heraus,
Das Vieh in Feldern inniglich,
Das Wild in Büschen freuet sich,
Der Vögel Schaar sich frölich schwingt,
Und lieblich in den Lüften singt;
So stelle du auch trauren ein,
Mein Hertz, und laß dein Zagen seyn,
Vertraue Gott, und glaube fest
Daß er die Seinen nicht verläßt.
Ulysses auch, der freye Held,
Nachdem er zehn Jahr in dem Feld

Vor Troja seine Macht versucht,
Zog noch zehn Jahr um in der Flucht.
Durch Widerwärtigkeit im Meer,
Ward er geworffen hin und her,
Noch blieb er standhafft allezeit,
In Noth und Tod, in Lieb und Leid.
Die Circe mit der Zauber-Kunst,
Bracht ihn niemals zu ihrer Gunst,
Auch der Syrenen süsser Mund
Und Harffen ihn nicht halten kunt.
Er warff doch endlich von sich noch
Des rauhen Lebens schweres Joch,
Penelopen er wieder fand,
Und Ithacen sein Vaterland;
So biß du auch getrost, mein Hertz,
Und übersteh des Glückes Schertz,
Trau Gott, sey nur auf ihn bedacht,
Die Hoffnung nicht zu schanden macht.

Auf der Edlen Jungfrauen Anna Maria Gaislerinne Hochzeit.

Gaislerinne
Die Buchstaben versetzt:
Ein rein Glas:

Freylich, freylich ist ein Glas,
Edle Jungfrau, alles das,

Was

Was in eurer besten Zier,
Als die Sonne, leuchtet für.
Schaut, wie schön die Sternen all
Leuchten aus des Himmels Saal,
Wie der Mond sein bleiches Haar
Ausgebreitet gantz und gar,
Wie die grosse weite Welt
Schläfrig in die Bette fällt,
Wie die Wasser stehen still,
Wie sich nichts bewegen will.
Eh der Vögel Lobgesang
Wiedertönt mit hellem Klang,
Eh der lichte Venus-Stern
Sich läßt sehen weit und fern,
Eh die schöne Morgenröth
Aus dem süssen Schlaf aufsteht,
Und entdecket ihren Schein,
Wird das Glas zubrochen seyn.

Chansonnette.

Mit Liebes-Brunst behafftet seyn,
Ist wahrlich eine schwere Pein,
Es ist kein Schmertz auf dieser Erd,
Der recht mit ihm verglichen werd:

Drum will ich mich Gantz emsiglich
Von dem Ley'en Allzeit scheiden",
Und die süsse Gifft vermeiden.
Auf daß nun nicht die schnöde Brunst
Mich lasse zu ihr tragen Gunst,
Soll Venus mich nicht treffen an
Auf irgend einer Liebes-Bahn.
Der Tugend Weg Ist ein schön Steg,
Darauf eben Ich will schweben,
Und ihr gantz verpflichtet leben.
Recht und gar wol auch Pallas blieb
Allzeit befreyet von der Lieb,
Sie gab dem Feuer niemals Raum,
Und hielte sich in stetem Zaum.
Auf grüner Heyd Sie allezeit
Mit dem Hetzen Sich thät letzen,
Und frey aller Sorg ergetzen.
Ich will ins künfftig fleissig auch
Nachfolgen dieser Göttin Brauch,
Denn Venus ist die gröste Last,
Cupido ist ein schädlich Gast.
Wen er einmahl Nur bringt zu Fall,
Muß verderben, Oft auch sterben,
Und für Freuden Schmertz ererben,
Also belohnt er alle doch,
Die sich ergeben seinem Joch,

Und

Und diß bedenck ich offt und viel,
Es mag lieb haben wer da will,
Ich bleibe mein. Allzeit allein,
Offt nach schertzen. Kommen Schmertzen,
Wohl dem der das thut behertzen.

Die Jagd des Cupido.

In der schönesten der Zeiten,
Wann verjüngt wird alle Welt,
Wann die Flora Blumen spreiten
Thut, durch Wiesen, Wald und Feld,
Kam der Venus Sohn gegangen,
Eh sich Lucifer eräugt,
Eh Aurora ihre Wangen
Und goldgelbes Haare zeigt.
Venus lag ohn Sorg und Zagen
Gantz des sanften Schlafes voll,
Mutter, sagt er, ich geh jagen,
Unterdeß gehabt euch wohl.
Da erwachte die Göttinne,
Sprach: Cupido liebes Kind,
Weil du dieses hast im Sinne,
Sey es gerne dir vergünt,
Und ich wünsche daß dein Bogen
Richtig schiesse für und für.

Wann du dann diß Werck vollzogen,
Komm auch wieder her zu mir.
Diß derhalben zu vollführen,
War er bald zur Jagd bereit,
Nicht zur Jagd nach wilden Thieren,
Wie Adonis vor der Zeit,
Sondern daß er möchte zwingen,
Diese grosse weite Welt,
Und in seine Netze bringen,
Was der Himmel in sich hält.
Als der Zephyrus vernommen,
Was das Kind gesonnen wär,
Ist er mit der Aura kommen,
Zu verkünden diese Mähr.
Doch thät er sich plötzlich nähen,
Eh man für ihm fliehen kunnt:
Eh man seiner sich versehen,
Hatt er schon sehr viel verwundt.
Also wird sehr offt betrogen
Die gelehrte Nachtigall,
Eh sie kaum hinzu geflogen,
Ist sie kommen schon zu Fall,
Jupiter, der Donnerkeile
Nur für Spiel und Scherze hält,

Ward

Ward durch dieses Kindes Pfeile
In der Buhler Zahl gestellt.
Phöbus hatte Kunst und Witzen,
Plutus war an Golde reich,
Es konnt ihnen doch nicht nützen,
Es war Amor alles gleich.
Mars der sonst sich auszurüsten
Und zu streiten war bedacht,
Sauget an der Venus Brüsten,
Und vergaß der Krieges-Macht.
Bacchus wußte nichts von Trauben,
Gantz entzündt in süsser Pein,
Mußte Liebes-Speise klauben,
Thränen giessen vor den Wein.
Eolus ließ Nord und Osten,
Pan ließ Schaf und Hirten stehn.
Götter und Göttinnen mußten
Nach des Kindes Willen gehn.
Alle Menschen wurden innen,
Wie Cupido sehr geschwind,
Wie er ihren Muth und Sinnen
Mit dem Pfeil regieren künt.
Alles wurde gantz verheeret,
Alles war mit Leyd erfüllt,

Biß sich hat der Tag gekehret,
Und die Sonn ihr Haupt verhüllt,
Da flog Amor heim zur Stunden,
Zeigte seiner Mutter an,
Wie er alles überwunden,
Wie ihm alles unterthan.
Bald hat sie ihn angenommen,
Und am Nectar voll gemacht,
Biß der süsse Schlaff ist kommen,
Und ihn hat zu Ruh gebracht.

Das Fieber-Liedlein.

Nächst als zugleiche lagen
Zwey Lieb in Fiebers Schmertz,
Sprach er: ich bin zu tragen
Für dich bereit, mein Hertz,
Für dich bin ich bereit zu leiden,
Und soll sich meine Seele scheiden.
Er lag in heisser Flammen,
Die Sprache ließ schon nach,
Die Hitze kam zusammen,
Der Puls schlug sehr gemach;
Empfund doch mitten in dem Leiden,
Weil er bey ihr war, Lust und Freuden.

Sie schlug die Augen nieder,
Als er fiel in den Tod;
Er wandte hin und wieder
Sein Haupt in letzter Noth,
Sein Hertz ward matt, die Adern sprungen,
Der Geist ward auszufahrn gezwungen.
Sie sprach: mein Lieb, mein Leben,
Ich schwimme, wegen dein:
Und ich, er sagt, muß geben
Für dich mein Seelelein.
So ist er in der Schoß gestorben,
Die er so treulich hatt erworben.

An seine Buhlschaft.

Auf die Weise: Angelica die Edle.

ASterie du Edle Schäferin
Werd ich dich sehen schier?
In deiner Huld ich gantz verschlossen bin,
Und lebe weit von dir.
Nur bey den wilden Thieren,
Und in dem wüsten Wald,
Muß ich mein Leben führen,
Das ist mein Aufenthalt.
Kein schöner Baum, kein zartes Blümelein,
Kein Ort mich trösten mag,

Kein

Kein kalter Brunn mit ſpringender Fontein,
Erleſchet meine Plag,
Mein Augen auch wie Brunnen
Sind gantz von Thränen naß,
Auch faſt gar ausgerunnen
Durch Weinen ohne Maaß.
Kein Rath noch Hülff ohn dich mein Hertz erfreut,
Kein edler Lauten-Klang,
Kein grüner Platz erquicket mich in Leyd,
Kein lieblicher Geſang,
Voll Zittern, Furcht und Zagen
Iſt mir die gantze Welt,
Nur trauren, ſeufftzen, Klagen
Alleine mir gefällt.
Ach komm, ach komm du ſehr gewünſchter Tag,
Ihr Stunden eilet fort,
Daß ich doch bald mit Freuden kommen mag
Zu meines Lebens Hort!
Laß Eolus die Winde
Mich führen von dem Land,
Neptunus gieb geſchwinde
Mich in der Liebſten Hand!
Gehabt euch wol ihr Nymphen in der Heyd!
O Pan ich muß von dir!
Gehabt euch wohl, mein Schiff iſt ſchon bereit,
Das mich von hinnen führ,

Adie ich will verlassen
Der Weisheit Lob und Ehr,
Minerva mag mich hassen,
Mein Augentrost ist mehr.

Von der Cynthia Thränen.

Ach Cupido, leidest du
Daß die Zehren immerzu
Dieser klahren Augen Glantz
Wässern, und verschwemmen gantz!
So der Thränen weite Flut
Auslöscht ihres Feuers Glut,
Sage wo man künfftig kan
Deine Fackel zünden an?

Ueberschriften.

Epigramma an die Naturkündiger.

WAnn nicht das Küssen was zum schmacken helffen kunnt,
Ey warum küssen wir dann immer auf den Mund?

An ihren gantzen Leib.

MEin Lieb, hat dein Gesicht so weit mich können bringen,
Wie sollte denn wol nicht dein gantzer Leib mich zwingen?

Uber seiner Buhlschafft Bildniß.

JE schöner dieses Bild für allen anzuschauen,
Je schöner ist mein Lieb für anderen Jungfrauen.

Aus dem Holländischen.

DJeweil man muß, zu kriegen himmlisch Gut,
Die Sünde beichten und beklagen,
Und zu entfliehn der Höllen heisse Glut
In seinem Hertzen Reue tragen,
So bitt ich doch, o meines Lebens Schein,
Gebt mir mein Hertz, das ich verließ bey euch,
Wollt aber ihrs behalten ja allein,
So beichtet mein und eure Sünd zugleich.

Auf einen Kuß.

ACh schicke mir doch zu, ein Küssichen, mein Leben,
Fürchtst du, daß auf dem Weg es jemand möcht aufheben?
Ey druck auf meinen Mund dein zartes Mündelein,
So wird es vor Gefahr der Diebe sicher seyn.

Gottfriede von Künrath

Die Buchstaben versetzt:

Kein Freund treu, ohn Gott:

ISt dir das blinde Glück geneiget und gewogen,
Will jeder bey dir seyn an Freundschaft vorgezogen;
Verschläget dich der Wind ins weite Meer der Noth,
So steht es wüst, und dann ist kein Freund treu, ohn Gott.

* * *
* *

FLeuch wo dir hingeliebt, wohin du nur kanst kommen,
Fleuch mein Gemüthe, fleuch Luft, Feuer, Wasser, Erd,
Du magst doch nicht entgehn, dein Vorsatz wird verkehrt,
Weil dich mein Lieb in sich schon gäntzlich eingenommen.

* * *
* *

ALs dich, o werthe Kron, der Hirte Paris sach,
Erschrack er, und fieng an: O Venus halt gemach,
Gib mir den Apfel her, dir ist zuviel geschehen,
Die schöne Nymf hab ich vorhin noch nie gesehen.

Auf die Stadt Breßlau.

ALs Themis aus der Welt zu ziehn ihr vorgenommen,
Soll unterweges sie auch seyn nach Breßlau kommen,
Und weil sie hat vermeynt, sie sey nun allbereit
Im Himmel, ist sie da noch biß auf diese Zeit.

Epigramma Ovveni.

An die so sich schmincken.

DJe ihr mit Farb anstreicht euch eure Zierlichkeit,
Bekennet recht, daß ihr nur Staub und Asche seyd.

An den Schlaf.

ICh wach allhie mit sehnlichem Verlangen,
Du sanfter Schlaf hast gantz mein Lieb umfangen,

Er=

Erblickt sie dich mit einem Aeugelein,
So wirst du bald von ihr vertrieben seyn.

An die Cynthia.

DU gabest mir zwey Küß, ich gab dir wieder zwey,
Jezt zörnest du mit mir, und schlägst die Augen nieder,
Weil ich nun hör, daß es dir zu entgegen sey,
Geb ich dir deine zwey, gieb du mir meine wieder.

Von der Asterie Ringe.

WJe dieser Ring von Gold geschmiedet ist zusammen,
Wie dieser edle Stein scheint gleich den Feuerflammen,
So ist auch dein Gemüth so hart als Gold und Stein,
Und dein Gesichte scheint ein helle Fackel seyn.

An den Abendstern.

ACh jetzund wollt ich gleich zu meiner Buhlschaft gehen,
Nun weicht die Sonne weg, und du wilt auch entstehen,
Du schöner Abendstern, die späthe Nacht bricht an,
So daß ich heute nicht zu ihr gelangen kan.

Antwort des Abendsterns.

ICh sonsten Hesperus, hab jetzund mich gewendet,
Und werde Lucifer, ich bin vorher gesendet,
Sey nicht bestürzt, daß ich den alten Lauf verkehr,
Weil deine Sonne kommt, so geh ich für ihr her.

Die Augen der Asterie.

Als Asteris bey Nacht den Himmel angesehen,
Hat sie der Sternen Zahl vermehrt durch ihren Schein,
Vermagst du das, mein Lieb, wie mag es dann geschehen,
Daß mein Gesicht vergeht von deinen Aeugelein?

Grabschrift eines Kaufmanns.

Ich machte Rechnung wohl, es könte mir nicht fehlen,
Ich wolte richtig Geld für mein Credit auszehlen,
Des Todes ich vergaß, der dann ohn all Geduld
Mich bald verarrestirt allein um seine Schuld.

Eines Ertrunckenen.

Hier hat der Tod geführt vor seinen Urtheltisch
Den, welcher in der Flut ist jämmerlich versuncken,
Und hat ohn allen Durst zu tode sich getruncken,
Die Ursach, halt ich, sey, er schwamm, und war kein Fisch.

Eines Kochs.

Wie wird die Welt doch überall verkehret,
Hie hat ein Koch im Grabe seine Ruh,
Der mancherley von Speisen richtet zu,
Jezt haben ihn die Würme roh verzehret.

Eines Blasebalckmachers.

O lieber Mensch, dein Leben ja betrachte,
Hier liget, der die Blasebälge machte,

Jezt

Jezt aber nun zulezt es doch sich findt,
Dem Meister, schau, gebrist noch selber Wind.

Eines Jägers.

JN dieser holen Klufft gesuchet hat sein Läger,
Ein grausamer Tyrann und Feind der wilden Thier,
Jezt hat er widerum auch seinen Lohn darfür.
Der Tod der war sein Hund, die Kranckheit war sein Jäger,
So ist der Jäger nun, wie kühn er sey und starck,
Gejaget durch den Tod hier unter diesen Sarck.

Eines Schmiedes.

JHr Freunde, glaubet allzumahl,
Könt Eisen, Feuer, Flamm, und Stahl
Des grimmen Todes Macht obsiegen,
Ich wollte wohl jezt hier nicht liegen.

Eines Boten.

EJn Post-Bot hat allhier ihm seine Ruh genommen,
Weil er dem Tode nicht vermochte zu entkommen.

Eines andern.

WJe ist alles so voll Jammer,
Dieser starb gar unversehn,
Und auch wie es ist geschehn,
War der Doctor in der Kammer.

Eines andern.

DEr Tod vollbracht hat seine Lust,
Es hat den Geist hier aufgegeben,

Der, so darum absterben must,
Daß er nicht länger konnte leben.

* *
*

WAs lieb ich doch so sehr die Heiden und die Wüsten?
Was laß ich mich nach den Waldgöttinnen gelüsten?
Mein Lieb die übertrift doch aller Wälder Zier,
Diana weichet auch an Schönheit selber ihr.
Was laß ich mir so sehr die Blümelein gefallen?
Mein Lieb hat doch allein die Blum der Blumen allen,
Deßgleichen nie zuvor ist kommen an den Tag,
O wie glückselig ist der, so sie brechen mag?

* *
*

DJe keusche Lieb ist dieses Lebens Sonne,
So unser Hertz erquickt mit Freud und Wonne;
Der rothe Mund ist ihr Altar; der Kuß,
Das Opfer, so man ihr verehren muß.

Elisabethe geborene Kunradinne.

Du bist Helena, gar eben eine Krone.

WEr will bekennen nicht, Jungfrau, daß in dir wohne
Der Tugend Ebenbild, der Spiegel aller Zier,
Die Göttin Venus selbst an Sitten weichet dir,
Ja du bist Helena, gar eben eine Krone.

Genaue Prüfung

Der Gottschedischen Uebersetzung Horazens

Von der Dichtkunst.

Vorrede.

Es ist zwar eine eckelhafte und verdrüßliche Arbeit, in einer übersezten Kunstschrift, die nichts anders ist, als ein Gemische von Fehlern, alle verkehrten Ausdrückungen, und regellosen Abweichungen sowohl in den Begriffen als derselben Verbindung genau aufzuzeichnen, und so deutlich aus einander zu sezen, daß man zugleich die Ordnung und die Schönheiten der Grundschrift empfindlich macht: Aber wenn ein geschickter Mann sich diese Mühe nimmt, so ist es von vortrefflichem Nuzen; zwar nicht für den, der geprüffet wird, als der zu dergleichen Empfindung kein Naturell hat, sondern für diejenigen unbefestigten Köpfe, die durch das praleriſche Geschwäze des Uebersezers von den gesunden und natürlichen Begriffen des Originals auf hundert Irrwege abgeführt worden. In dieser Betrachtung verdienet der Verfasser folgender Prüffung des Gottschedischen Horazens allen Danck, daß er seine Geduld, die zu Aufräumung dieses Chaotischen Schuttes nöthig war, bis auf ein Hundert Verse unterhalten hat. Er hat mir bekennet, daß ihm dieses nicht möglich gewesen wäre, wenn er seinen arbeitsamen Fleiß nicht bald mit der Ironie, bald mit einer andern Figur belebet und aufgemuntert hätte: dennoch sey seine Geduld mit diesen hundert Versen völlig zu Ende gegangen, und er zweifle, ob er sobald wieder eine gnugsame Dose neuer Geduld werde sammeln können,

nen,

nen, als er nöthig hätte die Prüffung des zweyten Hunderts des Gottschedis. Horazens vorzunehmen, oder wie er wohl ehe in Gedancken gehabt, desselben **Dichtkunst für die Deutschen** in die Elemente, woraus ihre Substantz bestehet, aufzulösen.

Indessen wird man in gegenwärtiger Prüffung den Verdacht bekräftiget sehen, der in den neuen Vorreden zum deutschen Longinus erwecket worden, daß Hr. Gottsched **aus Uebersezungen übersseze**, und insbesondere **das Latein nicht verstehe**; Er kennet wahrhaftig den Horaz nebst den andern grossen Männern, die er vor die Väter seiner Kinder ausgiebt, **nur von weitem uud obenhin.** Man darff nur den Vorbericht, womit er seine Uebersetzung einführet und anbefiehlt, einsehen, so wird man solche hämische und widersinnige Urtheile von dem Werthe dieser Horazischen Grundschrift antreffen, dergleichen in keinem andern als des Uebersetzers Kopf Platz haben können, in welchem die Begriffe von **Unordnung** und **Schönheit** sich gar wohl mit einander vertragen. Es war nur seine List, daß er Horazens Dichtkunst vorne an seiner eignen gedruckt hat, der Leser sollte sich daher eine genaue Bekanntschaft zwischen ihnen beyden einbilden, und die Gütigkeit haben, daraus zu schliessen, daß die Gottschedische Dichtkunst mit der Horazischen auf einerley Natur, einerley Geschmack und Grundsätze aufgeführet wäre. Nun mag zwar vordessen ein halbes Dutzend leichtgläubiger Magister sich haben verführen lassen, Hrn. Gottschedens verwirrtes Mischmasch und seichtes Geschwätze vor **Horaz in fliessendes Deutsch übersezt** anzunehmen, aber künftig hat es keine Gefahr mehr, daß jemand den Horaz oder sonst einen guten Scribenten mit dergleichen leichtsinnigem Wahn beschimpfen werde, nachdem die Lehrschriften des Hr. Professors der Dichtkunst so wacker ausgeklopfet worden, daß sie izo durch und durch gesehen werden können.

Prüffung der Uebersetzung von Horazens Dichtkunst.

Fürwahr ein artig Bild! Es steht ein Menschenkopf

Auf

V. 1. Fürwahr ein artig Bild)

Laß mir das eine treffliche Uebersetzung seyn, wenn die erste Zeile schon einer Entschuldigung bedarff! Hr. Gottsched hat selbst vor nöthig erachtet, diesen Zusatz von seiner Erfindung in folgender Anmerckung zu entschuldigen: „ Diese Worte hat der Grundtext nicht. Horaz fängt „ gleich an, sein Gleichniß von einem seltsamen Gemählde vorzutragen. Allein da sichs im Deutschen nicht in „ einen eintzigen Satz bringen ließ, und also zertrennet „ werden mußte; so macht dieser Anfang den Leser aufmercksam, und sagt ihm kurtz, was er zu gewarten habe. „ Er hält dieses eingeflickte Hemistichium um so viel unsträflicher, weil sich das Horazische Gemählde doch in der Uebersetzung nicht wohl in einen eintzigen Satz hätte zwingen lassen, und also zertrennt werden müssen. Das ist, er möchte gerne die Freyheit seiner Ausschweiffungen mit dem ungezwungenen Wesen der deutschen Sprache bemänteln. Gesetzt aber, es wäre mehr der Natur der deutschen Sprache, als dem Unvermögen des Uebersetzers zuzuschreiben, daß das Horatzianische Gleichniß-Bild in dem Verfolge in verschiedene Absätze zertrennt worden; was giebt ihm dieses für Freyheit ohne Noth noch weiter auszuschweifen, und dem Gemählde neue Lappen anzuflicken? Hätte ihn diese nothwendige Abweichung von der Grundschrift, die in der verschiedenen Art beyder Sprachen gegründet war, nicht desto behutsamer machen sollen? Allein Hr. Gottsched begnüget sich mit dieser kahlen Entschuldigung nicht, sondern behauptet, daß dieser Zusatz, den er der Horatzischen Vorstellung geliehen, die verborgene Kraft habe, die Leser recht aufmercksam zu machen,

weil er sie nicht lange im Zweifel lasse, was sie zu gewarten haben. Es ist nemlich ein geheimer Kunstgriff dieses Lehrers und seiner Schüler, daß sie aus einem billigen Mißtrauen in die Kraft ihrer Vorstellungen, und aus Mitleiden für die blöde Einsicht ihrer Leser gemeiniglich vorher ankündigen, was man zu gewarten habe, und was ihre folgenden Vorstellungen für einen Eindruck machen sollen. Auf solche Weise bekömmt jeder Redesatz seine eigene Proposition. Sie werden ihre Erzehlungen insgemein mit diesen und dergleichen Formeln anheben: Ich will euch nun eine recht seltsame und abentheurliche Geschichte erzehlen! Sehet da ein wunderbares und lächerliches Bild! Ecoutez un bon mot! Sie sagen euch allezeit vorher, was sie sagen wollen: welches unfehlbar die Würckung haben muß, daß es die Aufmercksamkeit reitzet, zumahl bey so dummen Lesern, die etwas dannzumahl noch kaum recht fassen können, wenn man es ihnen gleich zweymahl gesagt hat.

V. 1. Es steht ein Menschenkopf)

Horatz stellet euch einen Mahler vor, der vor euern Augen ein abentheurliches Bild von Stücke zu Stücke verfertiget: Ihr sehet, wie er bey dem Kopf eines Menschen anfängt, demselben einen Pferdehals untersetzt, diesen anstatt der Mähne mit bunten Federn ausschmücket; hernach die Glieder von verschiedenen Thieren in einen Leib zusammen verbindet, und endlich da er bey einem schönen Weiberangesicht das Gemählde angeleget hatte, es mit einem Fischschwantze beschliesset. Hr. Gottsched hingegen stellet euch dieses abentheurliche Bild als wircklich fertig vor Augen, und damit ihr in Betrachtung desselben nicht irre werdet, so bemühet er sich euch ein Stück nach dem andern gleichsam mit dem Finger vorzuweisen; dahin dienen die eingeschalteten Flick-Formeln: **Es steht . . den Kropf bedeckt . . hernach erblickt man . . von oben zeigt . . von unten wirds.** Wodurch er die Zuschauer dieses Gemähldes zwingen kan, daß sie eben dasjenige sehen müssen, was sie wircklich sehen. Da hingegen Horatz durch das jungere si velit, so unbarmhertzig ist, daß er auch den blossen Vorsatz eines solchen Mahlers schon als lächerlich verurtheilt.

Auf eines Pferdes Hals. Den dicken Vogelkropf
Bedeckt ein bunter Schmuck von farbigtem Gefieder:
Hernach erblicket man verschiedner Thiere Glieder.
Von oben zeigt ein Weib ihr schönes Angesicht. 5.
Von unten wirds ein Fisch. Ihr Freunde, lacht doch nicht!
Wir wollen mit Geduld des Malers Thorheit schonen.

Indes-

V. 2. Den dicken Vogelkropf)

Dieses ist wiederum ein Gottschedischer Zusatz, der seinen zureichenden Grund darinne hat, weil ihm Horazens Bild noch nicht abentheurlich genug vorkam.

V. 3. Ein bunter Schmuck von farbigtem Gefieder)

Dieser vollständige poetische Ausdruck verdunckelt das einfältige Horatzische varias plumas ungemein: Man muß es nicht dahin mißdeuten, als ob es einen bunten Schmuck aus lauter weissem oder aus gleichfarbigtem Gefieder geben könnte: Das farbigt hier ist ein poetisches Beywort, welches dienet den poetischen Begriff und zugleich das Sylbenmaß des Verses recht vollständig zu machen.

V. 6. Von unten wirds ein Fisch)

Dieses hätte Hr. Gottsched durch ein Kupfer erklären sollen.

V. 6. 7. . . . Ihr Freunde, lacht doch nicht,
Wir wollen mit Geduld des Malers Thorheit schonen.)

Dieses gibt Horaz nur schlechtweg:

Spectatum admissi risum teneatis amici!

Hr. Gottsched hingegen hat neben der kernhaften Uebersetzung annoch vor nöthig erachtet, diese Stelle mit einer Anmerckung zu beleuchten, wo er euch ein Geheimniß aus

Indessen glaubet mir, ihr trefflichen Pisonen,

Dafern

der Antiquität entdecket, welches niemand als seinen Schülern unbekannt seyn mag: „ Nemlich, daß die Alten ihre „ neuverfertigten Stücke zur öffentlichen Schau ausgestel„ let haben, um die Urtheile der vorbeygehenden darüber „ zu vernehmen. „ Wobey er, seine unerhörte Anmerkung glaubwürdig zu machen, sich auf die Historie vom Apelles und dem Schuster beruffet. Es ist nur Schade, daß sich diese geheime Anmerckung aus dem entferntesten Alterthum mehr auf seine eigene Uebersetzung, als auf Horatzens Grundtext gründet: Denn ich wollte wetten dörffen, daß Hr. Gottsched der erste wäre, dem bey Anlaß dieses lateinischen Verses Spectatum admissi &c. Apelles und der Schuster in den Sinn gekommen. Doch ich verstehe erst recht, was die Worte in dem Vorbericht zu dieser deutschen Uebersetzung sagen wollen: **Daß ihm unter anderm auch die von Horaz angebrachten Alterthümer die Arbeit der Uebersezung recht sauer gemacht.** Denn es kan ohne recht saures Nachdencken nicht zugehen, aus dem Horazischen Spectatum admissi Amici den Griechischen Schuster heraus zu bringen, oder zu beweisen, daß die alten Maler ihre Gemählde zur öffentlichen Schau ausgestellt haben. Sonst ist die deutsche Uebersetzung:
Wir wollen mit Geduld des . . Thorheit schonen.
eine neue Probe von dieses Kunstrichters critischer Gefälligkeit und Geduld auch mit dem ärmsten Stümper.

V. 8. 9. Indessen glaubet mir)

Hr. Gottsched bezeuget in dem Vorbericht zu dieser Horatzischen Dichtkunst, er habe bey seiner Uebersetzung die Regel stets vor Augen gehabt: Ein Uebersetzer müsse kein Paraphrast oder Ausleger werden. Eine überzeugende Probe davon kan uns gegenwärtige Stelle an die Hand geben, wo er das Horazische Credite mit vollem Nachdruck also übersetzet:

Indessen glaubet mir . . . .
Dafern mein Wort was gilt. . . . .

Denn dieses ist insgemein die wahre Ursache des Unglaubens, daß man nicht gleich eines jeden Wort bey sich was

Dafern mein Wort was gilt, daß eine tolle Schrift,
Wo weder Haupt noch Schwanz geschickt zusaĩnen trifft, 10.

Und

gelten läßt. Sonst ist die Verbindung dieses Satzes mit dem vorhergehenden durch das Zeitwort Indessen nicht aus der Acht zu lassen.

V. 9. Daß eine tolle Schrift)

Hr. Gottsched ist in der Anwendung der geschicktesten Beywörter gar nicht karg: und er weiß dadurch allemahl dem Bedürffniß seiner Leser geschickt vorzukommen. Beym Horatz muß man erst aus der Beschreibung, die er von einer solchen Schrift machet, schliessen, daß sie eine tolle Schrift sey. Der Hr. Uebersetzer aber ist so guthertzig, daß er uns davon zum voraus berichtet, und uns die Mühe überhebet, dergleichen Schlüsse durch eigenes Nachdenken heraus zu bringen. Wobey ich nicht unerinnert lassen kan, daß durch die beygefügte Anmerckung über das Wort Schrift, die Zweydeutigkeit, die in dem lateinischen Ausdruck stecket, wo das Wort Liber gebraucht wird, aus der Antiquität vollkommen erläutert wird.

V. 10. Wo weder Haupt noch Schwanz geschickt zusammen trifft.)

Horatz redet de fictis vanis ſpeciebus, d. i. von solchen erdichteten Bildern und poetischen Gemälden, die keine Wahrscheinlichkeit haben, und daher gantz abentheurlich aussehen, ut nec caput nec pes uni reddatur formæ, wo die Glieder eines solchen Bildes aus gantz verschiedenen Stücken, von einer regellosen Fantasie ohne Absicht, und nicht etwann nach einem gewissen Urbild oder Muster, sondern gantz willkührlich in einen Leib zusammen verbunden werden. Horatz siehet damit zurück auf das

Deſinit in piſcem mulier formoſa ſuperne.

Aber unser Uebersetzer ist weit kühner, er schreibet nach seiner ungebundenen poetischen Freyheit so gar der Schrift selbst ein Haupt und einen Schwanz zu. Und weil er

Und nicht mehr Ordnung herrscht, als wenn ein Kranker träu-
(met,
Sich unvergleichlich wohl zu solchem Bilde reimet.
Ich weiß wol was man glaubt. Man spricht und bleibt dabey:

Ein

sich von den grösten Bewunderern des Horazen überreden lassen, daß diese poetische Dichtkunst ohne alle Ordnung geschrieben sey, so hatte er desto weniger Ursache sich Bedencken zu machen, in seiner Uebersetzung die Horazischen Sätze nach Belieben, und wie es die Nothdurft der so heilig beobachteten Sprachrichtigkeit und Reinigkeit im Sylbenmasse und in den Reimen jedesmahl erfoderte, zu vermischen und zu verwerffen, damit auch in diesem Kunstgriffe der unordentlichen Vermischung seine Uebersetzung einen Vorzug über die Grundschrift erlangen möchte. Und es wird nicht fehlen, die grösten Bewunderer der Gottschedischen Poesie werden ihm das Gerechtwiederfahren lassen, und ihm einmüthig das Lob zugestehen, daß seine Uebersetzung ohne alle Ordnung geschrieben sey, er habe sich an keinen Zwang einer philosophischen oder vernünftigen Einrichtung binden wollen, sondern als ein Poet nach Veranlassung seiner Einfälle bald dieses bald jenes wider den Sinn seiner Grundschrift versetzet und vermischet: Doch alles, was er sage, sey höchst vernünftig, auch die Unordnung und Vermischung selbst nicht ausgenommen.

V. 11. Und nicht mehr Ordnung herrscht)

Horaz sagt: Einem so abentheurlichen Gemählde, als er oben eingeführet, sey eine Schrift vollkommen ähnlich, in welcher solche unwahrscheinliche Bilder erdichtet werden, dergleichen die verwirrte Phantasie eines Krancken in dem Schlafe ausbrütet, wo weder Haupt noch Fuß nach einer gleichen Zeichnung gestaltet, oder nach Einer Absicht zusammen geordnet worden.

V. 13. Ich weiß wol, was man glaubt. Man spricht ꝛc.

Dieses ist wiederum ein Zusatz von Gottschedischer Er-

Ein Maler und Poet folgt seiner Phantasey:
Er kan sich seiner Kunst nach eigner Lust bedienen, 15.
Und sich durch Geist und Witz, was ihm beliebt, erkühnen.

Ganz

findung, davon in dem Grundtexte nicht ein Wort stehet; der aber vortrefflich dienet den folgenden Einwurff, den Horaz nur plattweg ohne eine Vorrede beysetzet, geschickt einzuführen. Vielleicht muß dahin gedeutet werden, was an dem Ende der beygefügten Anmerckung mit diesen Worten ausgedrücket wird: **Dieß sind nicht Horatii** (oder wie in der neuesten verbesserten Auflage gelesen wird: **Horazens**) **sondern eines Stümpers Worte.** Hr. Gottsched weiß, was die Leute glauben, und er hat dabey die Gutheit, daß er eben kein Geheimniß daraus machen will. Ich bitte aber, man wolle diesen Vers nicht so fast in Absicht auf die Gedancken, als auf den Wohlklang, und die ungezwungene Flüssigkeit betrachten; so wird man mir gestehen müssen, daß er einer von denen ist, die man bey aller ihrer Unvernunft und Niederträchtigkeit der Gedancken für schön halten muß, und man wird daraus erkennen, wie beflissen Hr. Gottsched gewesen, sich vor dem Eckel der zärtlichsten deutschen Ohren zu hüten. Man sehe den Vorbericht nach.

V. 14. 15. 16. Das bekannte:

. . . . . Pictoribus atque Poetis
Quidlibet audendi semper fuit æqua potestas.

Giebt Hr. Gottsched mit diesen Versen:

Ein Maler und Poet folgt seiner Phantasey;
Er kan sich seiner Kunst nach eigner Lust bedienen,
Und sich durch Geist und Wiz, was ihm beliebt, erkühnē.

Der lateinische Poet sagt in fremdem Nahmen nach einem damahls herrschenden Vorurtheile: Es sey doch jederzeit den Poeten, sowohl als den Mahlern, erlaubt gewesen, die gemeine Ordnung der Dinge zu verlassen, und durch küh-

Gänz recht, ich geb es zu, und mach es selber so.
Allein man mische nie das Feuer in das Stroh.

Kein

ne und wunderbare Erdichtungen die Leser zu überraschen. Hr. Gottsched hergegen führet einen Stümper redend ein, dem giebt er folgenden Ausspruch in den Mund: „ Ein Mahler und ein Poet folge seinem eigenen Kopf, er mahle oder dichte, wenn ihn die Lust ankömmt; und erkühne sich auf eine geist- und sinnreiche Art hervor zu bringen, was ihm nur immer beliebt; „ Allein der Gottschedische Stümper muß seinen Horaz nicht recht gefasset haben, der in seinem lateinischen Text durch die potestatem quidlibet audendi, die Kühnheit in der Dichtung oder das Ungemeine und Wunderbare verstehet. Doch wer wollte solches einem Stümper nicht zu gute halten: zumahlen da Hr. Gottsched in seinem Vorbericht rund bekennet: Es ist nicht eines jeden Werck, sich mit dem Latein der alten Poeten so bekannt zu machen, daß er seinen Horaz ohne Mühe verstehen, geschweige dann mit Lust lesen könnte. Ich kan mich nicht entbrechen, hier des Hrn. von Eckards Uebersetzung dieser Stelle annoch beyzufügen; und mit Hrn. Gottsched in dem Vorberichte auszuruffen: Welcher es nun besser oder schlechter getroffen habe, mag der geneigte Leser selbst beurtheilen: Doch soll man wissen, daß die genaue Kenntniß der Eckardischen Uebersetzung den Hrn. Gottsched vornemlich vermögen hat, eine neue zu wagen. Beym Eckard heißt es:

Ein Maler und Poet kan zwar nach altem Brauch
Erdichten was er will. Wir wissens, geben auch
Dieselbe Freyheit uns, und gönnen sie den andern,
Doch muß nicht ganz und gar sie aus den Schrancken
wandern.

Der gröste Fehler dieser Uebersetzung in Vergleichung mit der Gottschedischen mag wohl die allzu grosse Deutlichkeit seyn.

V. 18. Allein man mische nie das Feuer in das Stroh.)

Beym Horaz heißt es: Sed non ut placidis coëant immitia. d. i. Man soll nicht zahmes und wildes, hiemit

Kein Tiger zeug ein Lamm, kein Adler hecke Schlangen.

Doch

nicht Dinge von widerwärtiger Natur mit einander verbinden, und also bey dem Wunderbaren in der Dichtung die Wahrscheinlichkeit nicht gäntzlich aus den Augen setzen: Und diesen allgemeinen Lehrsatz erläutert er hernach mit zwey Beyspielen:

. . . . . Non ut
Serpentes avibus geminentur, tigribus agni.

Weil nemlich in der Natur, und darum auch in wahrscheinlichen Fabeln, ein Tiger und ein Lamm, eine Schlange und die Vögel, sich nicht wohl mit einander vertragen, und niemals in Freundschaft mit einander leben. Der deutsche Uebersetzer hergegen verwandelt den Lehrsatz in ein ganz absonderliches Exempel, von unbeseelten Dingen, die ob sie gleich gantz widerwärtiger Natur sind, gleichwohl täglich zusammen vermischt werden. Das Feuer wird in das Stroh gemischet, wenn man das Stroh anzündet: Will nun Hr. Gottsched verbieten, daß man kein Stroh mehr anzünde, oder den Dichter einer Kühnheit bezüchtigen, der erzehlet, man habe Stroh angezündet, welches ja auf keine andere Weise möglich ist, als daß man Feuer in das Stroh mische.

V. 19. Kein Tiger zeug ein Lamm, kein Adler hecke Schlangen.)

Dieser Gottschedische Imperativus hat seine Beziehung nicht auf die Natur, sondern auf die Schrift eines Poeten: Denn Gottsched will nicht den Thieren, sondern den Poeten Maßregeln fürschreiben. In der nachlezten Ausgabe lieset man zeugt, heckt. Aber seit einigen Jahren ist dem Uebersetzer der Imperativus geläuffiger worden. In dem Grundtext wird diese Verbindung widerwärtiger Thiere durch das geminentur gar deutlich dem Poeten zugeschrieben.

Doch manches Dichters Schrift wird prächtig angefangē, 20.
Man schmückt sie hin und her mit Edelsteinen aus,
Beschreibt Dianens Häyn, Altar und Götterhaus,
Entwirft mit grosser Kunst des Rheinstroms Wasserwogen,
Und malt der Farben Glanz im bunten Regenbogen.
Das alles ist schon gut; nur hier gehörts nicht her. 25.

Dort

V. 20 Doch manches Dichters Schrift wird prächtig angefangen.)

Der lateinische Poet kömmt hier auf die stolze Vermessenheit derjenigen Dichter seiner Zeit, die in ihren Gedichten nicht nach einem Plan, oder nach Absichten gearbeitet, sondern sich eingebildet, es sey in der Poesie alles willkürlich, das vornemste komme darauf an, daß man etwas wagen dörffe, und ein wenig prahlen und groß thun könne, das sind die Incœpta gravia & magna professa: Ob man nun was dergleichen aus der Uebersetzung errathen könne, das will ich dem Urtheil des Lesers überlassen.

V. 23. Entwirft mit grosser Kunst des Rheinstroms Wasserwogen.)

Das heißt in dem Lateinischen gantz einfältig Aut flumen Rhenum. Aber den vorhergehenden Vers,

Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,

in welchem der Poet die künstliche Beschreibung einer Bache ausführlich nachahmet, hat unser deutsche Uebersetzer gäntzlich weggelassen, doch so geschickt, daß es niemand leicht mercken kan, der nur die deutsche Uebersetzung liesst.

V. 25. Das alles ist schon gut; nur hier gehörts nicht her.)

Es ist freylich an dem, daß Horaz die poetischen Schildereyen für sich selbst betrachtet hier nicht tadelt; sondern

Dort stürzt ein wilder Sturm den Schiffer in das Meer:
Gesetzt, du könntest nun Cypressenwälder schildern,
Was hilft dir diese Kunst? da sich in deinen Bildern

Der

nur daß sie übel angebracht, und nicht am rechten Orte stehen: Sed nunc non erat his locus: Angesehen er in dieser Dichtkunst selbst nicht nur die Aehnlichkeit zwischen der Mahlerkunst und Poesie vielfältig treibet; sondern sich auch als einen geschickten Mahler wircklich erwiesen hat. Wie ferne im übrigen die poetische Schilderkunst zu dem Wesen der Poesie mitgehöre, das hat Horaz hier eben so wenig entscheiden wollen, als der deutsche Uebersetzer geschickt gewesen, solches zu erörtern. Leset seine Anmerckung nach.

V. 26 = = 30. Dort stürzt ein wilder Sturm den ꝛc.)

Wenn ich nicht irre, so will Horaz ferner zeigen, daß die Kunst der poetischen Schildereyen, sonderlich in pathetischen Stücken, wo man den Affect erregen soll, den Poeten leicht zu Ausschweiffungen verleiten könne, wenn sie nicht sehr behutsam und mit vielem Verstand gebraucht werden: Als wenn z. E. einer um Geld gedungen wäre, die erlittene Noth eines Menschen in einem Schiffbruch so beweglich vorzustellen, daß sie bey jedermann Mitleiden erwecken sollte; Dieser aber würde seine gantze Kunst in Beschreibung angenehmer Gegenstände, als etwann eines Cypressenwalds, bey dem der Nothleidende endlich ans Land gestiegen, erschöpfen, anstatt daß er alle die besondere die Gefahr des Schiffbruchs vergrössernden Umstände gantz lebhaft und beweglich ausdrücken sollte. Es ist beynahe eben das, was Persius in seiner I. Satyre v. 88. angemercket hat:

Men' moveat? quippe, & cantet si naufragus, assem
Protulerim. Cantas, cum fracta te in trabe pictum
Ex humero portas?

V. 27. Gesezt, du könntest nun Cypressenwälder ꝛc.)

Es mag freylich wohl seyn, daß Horaz durch die Cypressen hier insgemein etwas habe andeuten wollen, das eben

Der Schifforuch zeigen ſoll, den jener für ſein Geld,
Nach überſtandner Noth, mit Fleiß bey dir beſtellt. 30.

Dein

nicht die nothwendigſte Verbindung mit der folgenden Beſchreibung eines Schiffbruchs hätte: Doch läßt ſichs nicht wohl begreiffen, daß ſie gar keine Beziehung auf den Schiffbruch haben ſollten, oder daß die getroffene Wahl unter ſo vielen andern Dingen, die eben ſo wenig mit einem Schiffbruch in Verbindung ſtehen, auf die Cypreſſen ohne einigen Grund ſollte gefallen ſeyn. Hier hätte demnach der deutſche Ueberſetzer wenigſtens in einer beygefügten Anmerkung die Gründe dieſer Wahl aus dem Alterthum erklären ſollen: Nunc erat his locus. Allein wo ihn ſein Bond, und die deutſche Acerra verläßt, da waget er es nicht bald uns geheime Nachrichten aus der Antiquität mitzutheilen.

V. 28. 29. Da ſich in deinen Bildern der Schiffbruch ꝛc.

Horaz fodert weit mehr durch das Si fractis navibus exſpes enatat: Da er eben durch das einzige Beywort exſpes alle die Gefahr vergröſſernden Umſtände in eins zuſammen faſſet; und will, daß der poetiſche Mahler durch ſeine bewegliche Vorſtellung der Gefahr, dem Leſer alle Vermuthung einer möglichen Rettung abſchneide. Der Hr. von Eckard hat dieſes weit glücklicher und geſchickter ausgebildet, wenn er ſagt:

. . . . . Geſezt, du ſchilderſt gut
Cypreſſenwälder ab. Wie aber, armes Blut,
Wird es dir dann ergehn, wenn du des Meeres Raſen,
Ein ganz zerſcheitert Schiff, der tollen Winde blaſen,
Und wie den Schiffer kaum ein Bret noch bringt empor,
Geſchicklich mahlen ſollſt?

V. 29. 30. Den jener für ſein Geld, nach überſtandner Noth, mit Fleiß bey dir beſtellt.)

Beym Horaz heißt es einfältig: Aere dato qui pingitur. Hergegen hat der deutſche Ueberſetzer hier abermahl gewieſen, wie man ohne eine paraphraſtiſche Kaltſinnigkeit, dennoch ohne Noth plauderhaft ſeyn könne. Gewiß iſt, daß

Dein stolzer Anfang pralt von seltnen Wundersachen,
Wie reizt uns denn hernach der magre Schluß zum Lachen?
Kurz, alles was du schreibst muß schlecht und einfach seyn.
Doch, Piso, trügt uns oft des Guten falscher Schein.

Die

der verunglückte Schiffer, wenn er die Gefahr nicht überstanden hätte, sondern in dem Schifbruch zu Grund gegangen wäre, kein Gedicht mehr zu verarbeiten würde bestellt haben.

V. 31. 32. Dein stolzer Anfang pralt ꝛc.)

Ich muß fast glauben, daß Hr. Gottsched befürchtet habe, die figürliche Vorstellung seines lateinischen Dichters mögte für seine deutschen Leser zu unergründlich seyn: Und daß er folglich aus blosser Gutherzigkeit das embłematische Bild in seine Elemente aufgelößt, und darinnen von Hrn. Eckart, dem er doch öfters, als Horazen folget, abgewichen sey.

V. 33. Kurz, alles was du schreibst, muß schlecht und einfach seyn.)

Dieß ist der Schluß, womit Horaz, als mit einer Haupt-Regel seine bisherige critische Vorstellung beschließt:

Denique sit quidvis, simplex duntaxat & unum.

Simplex, d. i. unvermengt, nicht aus vielen ungleichen Stücken zusammengeflickt: et unum, d. i. nach einem Plan und nach einer Haupt-Absicht ausgeführt. Denn obgleich ein jedes Gedicht aus verschiedenen besondern Stücken bestehet, so muß dennoch je eines in dem andern, alle zusammen aber in der Haupt-Absicht gegründet seyn, damit sie nur ein gantzes ausmachen. Es ist mithin eine rechte Lust zu sehen, wie Hr. Gottsched diese Horazische Grund-Regel in einer beygefügten Anmerckung bald auf den Wohlstand in der Kleidung, bald auf die Fabel in einem Heldengedichte, oder Schauspiele zuzueignen gewußt hat: Ungeachtet Horaz hier mehr auf die Wahl und die geschickte Zu-

Die Kürze macht mich schwer. Man will natürlich singen, 35.

Und

sammenordnung und Einrichtung der Materie nach einer gewissen Zeichnung und Absicht überhaupt, als auf die besondere Form eines Gedichtes sein Absehen gerichtet hat. Dabey aber ist gantz unerhört, daß diese horazische Regel einen Grund an die Hand geben sollte, des Ovidius Bücher von den Verwandlungen, als allzu bunt und kauderwelsch durch einander gemischt, zu verwerffen, darum weil darinne wohl etliche hundert Fabeln stehen: Gerade als ob des Aesopus oder Phäders Fabeln darum nichts taugten, weil diese sinnreichen Dichter mehr als eine gedichtet haben: Da doch eine jede Fabel für sich selbst ein Ganzes ist, obgleich derselben etliche hundert in einem Buche beysammen stehen. Was aber das in der neuen Auflage hinten angeflickte hämische Urtheil von Miltons Paradies belanget, welches beynahe das einzige ist, so dem Verfasser in der gantzen Critischen Dichtkunst als eigen zugehöret, so ist dasselbe eine Wirckung von einem gewissen Morbo chronico, der ihn erst seit An. 1740. überfallen hat, und ihm unterweilen das Gehirn so übel zerrüttet, daß er meynt, er sehe geistlich und weltlich, Christlich und Heidnisch, alt und neu, sehr seltsam durch einander lauffen, ja gar Himmel, Erden und Hölle gantz unter einander vermischt. Auch diesen Vers hat Hr. von Eckard nicht übel getroffen:

Eins wehle, wenn du schreibst, auf eins muß alles gehn.

V. 35. Die Kürze macht mich schwer.)

Hier hat Hr. Gottsched Horazens Sinn nicht so fast durch die Uebersetzung erklären, als vielmehr mit einem Exempel erläutern wollen: Es ist auch in der That diese Uebersetzung ziemlich dunckel und zweydeutig: Denn man mögte sie leicht dahin mißdeuten, als ob Hr. Gottsched von einer gar kurzen Statur, und fast zwergemäßig, dabey aber corpulent und volleibig wäre: wenigstens könnten diejenigen spitzfündigen deutschen Leser, welche das bekannte Sprüchlein: Mecänaten haben allzeit ihre Maronen gefunden, von welschen Castanien verstanden haben, nach ihrer Hermeneutick dieses Hemistichium nicht wohl anders aufnehmen. Es

Und leyret lahm und matt. Der strebt nach grossen Dingen,
Und

ist darum sehr wohl gethan gewesen, daß Hr. Gottsched in der zweyten Auflage seines Versuches einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen den Lateinischen Text des Horatius gleich gegenüber beydrücken lassen, damit diejenigen Leser, denen das Latein noch eben so geläuffig ist als ihm, seine Uebersetzung daraus verstehen lernen. Er muß auch selbst gefürchtet haben, es mögte dieser zweydeutige Ausdruck seinem majestätischen Ansehen in der Einbildung vieler Leute nachtheilig seyn, er hat deßwegen in der dritten Herausgabe diesen Vers gantz umgegossen!

Streb ich der Kürze nach; mein Vers wird dunckel
klingen.

V. 36. Wer leichte Sachen liebt, wird niederträchtig
singen.)

Also heißt es in der letzten Auflage. Allein das Horazische Lenia oder Lævia geht nicht auf die Sachen, sondern auf die Rede oder den Ausdruck, und bezeichnet eine angenehme leichtfliessende Schreibart, die durch nichts rauhes und harttönendes unterbrochen wird: Nervi deficiunt animique, will nicht sagen niederträchtig; sondern matt, seicht, ohne Nachdruck und Leben. Es ist daher diese verbesserte Uebersetzung minder erträglich, als die erstere:

Man will natürlich singen und leyret lahm und matt.

So unglücklich aber Hr. Gottsched gewesen ist, Horazens Sinn in seiner Uebersetzung zu treffen: So glücklich ist er hingegen, diese Horazische Anmerckung durch sein Exempel zu bekräftigen: Er macht sich allerorten, insonderheit auch in dem Vorberichte zu dieser Dichtkunst die gröste Ehre davon, daß er in die Zunft der Sectantium lenia und levia mitgehöre, und fast alle seine Reimen, die er doch den angehenden deutschen Poeten als Muster von seinen Regeln anpreiset, zeugen genugsam, quod nervi deficiant animique. Persius hat von diesem Gottschedischen Geschmack geprophezeyet:

Quis populi sermo est? quis enim? nisi carmina molli
Nunc demum numero fluere, ut per læve severos
Effundat junctura ungues.

Und bläht sich schwülstig auf. Wenn jener furchtsam schreibt
Geschieht es, daß er gar am Staube kleben bleibt.
Wer sich bemüht, ein Ding sehr vielfach vorzustellen,
Malt leicht den Stöhr ins Holz, den Eber in die Wellen. 40.

So

V. 37. 38. Wenn jener furchtsam schreibt, geschieht es, daß er gar am Staube kleben bleibt)

Hr. Gottsched mahnet mich hier an die plauderhaften Trödelweiber, die ihre Erzehlungen mit der so beliebten Formel: **Was geschieht!** verknüpfen. Diese Formel **so geschieht es** daß dienet aber vornemlich den Vers leichtfliessend zu machen, und den Eckel der zarten deutschen Ohren zu verhüten: Man lasse diese Formel weg, so wird ein jeder der Ohren hat, bald verspüren, wie holpericht der Vers klinget. Eckart, dessen Uebersetzung doch die Gottschedische veranlasset hat, giebt dieses viel nachdrücklicher:

Traut man sich gar nichts zu, so kriecht man auf der Erden.

Man würde fast glauben, daß diese beyden Uebersetzer beym Horaz gelesen hätten:

Serpit humi cautus nimium, timidusque procellæ.

Allein da Gottsched in seinen beyden Editionen liest tutus nimium, so muß ich es einer sträflichen Nachläßigkeit zuschreiben, daß er seinen deutschen und verkleideten Horaz so sehr stümmlet: Er wird ja nicht glauben, daß tutus nimium eben dasselbe sey, was timidus. Horaz will hiermit anzeigen, daß eine kriechende und niederträchtige Schreibart sowohl von einem allzugrossen Vertrauen auf sich selbst, und daher entstehender Nachläßigkeit, als von einem allzugrossen Mißtrauen und verzagter Furchtsamkeit, da man gar nichts wagen darf, entstehen könne.

V. 39. Wer sich bemüht, ein Ding sehr vielfach vorzustellen.)

Rem prodigialiter variare, heißt nicht bloß, etwas vielfach vorstellen: Sondern es gehet auf das Ungemeine und Wunderbare; da man eine und eben dieselbe Sa-

So leicht ist es geschehn, auch wenn man sich bemüht
Von Fehlern frey zu seyn, daß sich der Kiel versieht.
Man läßt ein Fechterspiel aus dichtem Erzte giessen;

Da

che immer in einem fremden und seltsamern Licht vorstellen möchte, massen das Kindische und Frostige, wie Longin schon angemercket hat, eben aus einer Begierde allzeit etwas neues und ungemeines zu sagen entspringt. Der Hr. von Eckard hat dieses wiederum nicht übel getroffen:

Wer stets entzücken will, und viel auf Wunder hält,
Stellt leicht den Stöhr ins Holz, den Ochsen in den Belt.

V. 41. So leicht (bald) ist es geschehn, auch wenn man
sich bemüht,
Von Fehlern frey zu seyn, daß sich der Kiel versieht.)

Es braucht in der That eine feine Kunst und grosse Geschicklichkeit, wenn man kurtz ohne Dunckelheit, fliessend ohne Mattigkeit, erhaben ohne Schwulst, behutsam ohne Niederträchtigkeit, und ungemein ohne Verletzung der Wahrscheinlichkeit schreiben will: Warum? Diese Fehler gränzen mit den Tugenden gar nahe zusammen, und eine angsthafte Behutsamkeit selbige zu vermeiden, wenn sie nicht durch die Kunst geleitet wird, stürzet uns nicht selten mitten darein: Das ist Horazens Meinung mit dem Verse:

In vitium ducit culpæ fuga, si caret arte.

Hr. Gottsched hat das si caret arte als überflüssig gäntzlich weggelassen, und den Horaz nur dahin erklärt, als ob er sagen wollte: Daß ein Poet, aller Behutsamkeit ungeachtet, gleichwohl nicht ohne Fehler seyn könne. Aber dieses heißt vielmehr einem andern seine Meinung andichten, als eines andern Meinung durch eine treue Uebersezung erklären.

V. 43. Man läßt ein Fechterspiel aus dichtem Erzte
giessen.)

Ich kan gar nicht errathen, was Hr. Gottsched gesehen haben muß, als er diesen und die vier folgenden Reimen

Da hat der Stümper nun die Nägel an den Füssen

Und

hingeschmieret hat: Es muß einer gar kein Latein verstehen, wenn er nicht mercken kan, daß Horaz von einem Giesser redet, der circa Ludum Aemilium gewohnet hat, dem er zwar das Lob beyleget, daß er die Nägel und die weichen Haare an einem Bild gar künstlich und natürlich ausdrüken könne, dabey aber nicht im Stande sey, ein ganzes Bild in seiner rechten Symmetrie aufzustellen. Sein Bond hätte ihn dieses lehren, und Hr. von Eckard hätte ihn vor einem solchen Schnitzer, der kaum einem Schüler zu verzeihen ist, verwahren können. Dieser giebt den Vers:

Aemilium circa ludum Faber imus, oder unus &c.

Seht an der Rennebahn den guten Giesser an,
Der Nägel und das Haar gar künstlich bilden kan.

Aber Gottsched wollte kurzum einen Stümper haben, und muß das Lateinische so verstanden haben, als ob es stühnde: Faber, qui circa ludum ab Aemilio datum ære exprimendum occupatur. Es ist darum auch das Bekänntniß, welches er wegen dieses Fehlers in der Vorrede zu der zweyten Auflage ableget, desto merckwirdiger, weil er daselbst die Offenbarung dieses Schnitzers einem werthen Freunde und grossen Kenner des Alterthums verdanket, auch dabey erinnert, daß es heissen sollte:

Beym Fechterplaz Aemils läßt man sich Bilder giessen.

Und doch ungeachtet dieses Bekänntnisses, welches in der neuen Auflage gantz feyrlich wiederholet worden, hat man in der Uebersetzung den alten Schnitzer wieder stehen lassen; woraus man gantz sicher schliessen kan, wie viel Sorgfalt auf die Ausbesserung dieser Uebersetzung von Zeit zu Zeit verwendet worden.

V. 44. Die Nägel an den Füssen.)

Wollte jemand fragen, ob denn ungues nur die Nägel an den Füssen, und nicht eben so wohl die an den Händen bezeichne? So kan ich nur so viel sagen, daß die Füsse hier ihren zureichenden Grund in dem Reimwort giessen haben.

Und jedes Haar des Haupts sehr künstlich ausgedrückt; 45.
Die Bildung überhaupt ist plump und ungeschickt,
Weil Ordnung und Gestalt und Stellung gar nichts taugen.
Viel lieber wünsch ich mir, bey schwarzem Haar und Augen,
Ein scheußlich Angesicht und krummes Nasenbein,

Als

V. 45. Und jedes Haar des Haupts sehr künstlich ausgedrückt)

Hr. Gottsched hat hier seine Uebersetzung so einrichten müssen, damit er Anlaß hätte die lustige Anmerckung, die an dem Rande steht, beyzufügen: Denn was Horazen belanget, so tadelt er die künstliche Ausdrückung der Nägel und der Haare nicht als nichtswürdige Kleinigkeiten; sondern er will nur so viel sagen, daß die Kunst eines solchen Giessers noch sehr unvollkommen sey. So ist auch der lateinische Ausdruck & molles imitabitur ære capillos gantz poetisch, und für den Giesser sehr rühmlich: Da insbesondere das Beywort Molles von grosser Deutlichkeit ist, und anzeiget, daß der Giesser die Haare so künstlich in hartem Erzt auszudrücken wisse, daß man sich fast verreden sollte, die Haare wären natürlich und weich.

V. 46. 47. Die Bildung überhaupt ist plump und ungeschickt. 2c.)

In der neuesten Auflage heißt es: **Die ganze Bildung nur** 2c. Von welcher Aenderung man zweifelsfrey den Grund in den verwehnten Ohren des Uebersetzers suchen muß: Gestalt Summa operis noch eher die Bildung, den rohen Plan, und die Form des Wercks **überhaupt** bezeichnet, als das gantze wircklich ausgearbeitete Werck: nam ponere totum opus nesciet. Gottsched, wann er diese Worte also übersetzet:

Weil Ordnung und Gestalt und Stellung gar nichts taugen,

erkühnet sich demnach von einem Wercke zu urtheilen, das niemahls zur Welt gekommen ist.

Als daß ein Vers von mir, wie dieses Bild soll seyn. 50
Ihr Dichter, wagt doch nichts, als was ihr wohl versteht,
Versuchts, wie weit die Kraft von euren Schultern geht,
Und überlegt es wohl: So wird nach klugem Wählen,
Den Schriften weder Kunst, noch Licht, noch Ordnung fehlen.

Mich

V. 50. Als daß ein Vers von mir, wie dieses Bild soll seyn.)

Wenn diese Stelle einen Verstand haben soll, so muß man hier durch einen Vers ein gantzes Gedicht verstehen: Wer siehet aber nicht, daß diese Figur hier gantz ungeschickt angebracht worden? Sonst gehet die Vergleichung Hunc ego me, si quid componere curem, non esse velim, nicht auf das Bild, quod totum nunquam positum est; sondern auf den Fabrum selbst: Horaz sagt; Wenn er je ein poetisches Werck auszuführen gedächte, so möchte er in der Kunst diesem Giesser nicht ähnlich seyn; eben so wenig als einem Bilde, das neben schönen schwarzen Haaren und Augen eine scheußliche und ungestalte Nase hat, die das gantze Angesicht verstellet.

V. 51. Ihr Dichter, wagt doch nichts, als was ihr wohl versteht.)

Es ist eben das, was Hr. von Eckard schon zuvor noch kürzer gegeben hat:

Schreibt nur was ihr versteht und das Geschick euch gönnt.

Es ist aber diese Art des Ausdrucks zu unbestimmt. Horaz sagt viel einfältiger: Ihr Dichter, wehlet euch eine Materie, die ihr geschickt auszuführen vermöget: damit es euch nemlich nicht gehe, wie dem oben eingeführten Giesser.

V. 53. 54. So wird nach klugem Wählen, den Schriften weder Kunst, noch Licht, noch Ordnung fehlen.)

Die Uebersetzung hänget hier gar übel zusammen; es ist in dem vorhergehenden gar kein Wort von einer Wahl geredet

Mich dünkt, daß sich allda der Ordnung Schönheit zeigt, 55.

Wenn

worden, darauf sich hier der Nachsatz beziehen könnte: Gottsched hat nur gewarnet, die Dichter sollten nicht alles unterfangen, sondern ihre Kräfte zuerst prüffen, und die Sache reiflich überlegen. Nun will sich die Folge: **So wird nach klugem Wehlen:** 2c. mit dem Vordersatz gar nicht reimen. Daneben schreibt er den Vortheil, der aus einer guten Wahl natürlicher Weise herfliessen soll, nicht dem Poeten, wie Horaz, sondern der Schrift selbst zu, die doch in diesem Fall noch als ungebohren betrachtet werden muß: Und endlich zertrennet er den doppelten Vortheil, den Horaz anführet in drey Absätze. Horaz redet nur de facundia, welches unstreitig auf die Worte und einen geschickten Ausdruck gehet; und de ordine lucido, d i. von einer solchen Verfassung der Materie, wodurch dieselbe in ihr rechtes Licht gesetzt wird. Der Hr. von Eckard, den er doch ziemlich verächtlich tractirt, und weit übertroffen zu haben gläubet, hat diese Fehler grösstentheils glücklich vermieden, und den Verstand nicht übel ausgedrückt:

Habt ihr denn recht gewählt, so dörft ihr euch nicht quälen,
Euch wird an Worten nicht, noch auch an Ordnung fehlen.

Es ist auch die Verwirrung, die Gottsched in seine Uebersetzung gebracht hat, um so viel ungeschickter, weil sie uns die Eintheilung und Verknüpfung der folgenden Sätze des Horazen, die sich auf diesen doppelten Vortheil gründet, gäntzlich aus den Augen rücket; Massen er erstlich von dem Nutzen einer guten Ordnung, und dann von dem, was bey dem Ausdruck und dem Gebrauch der Wörter für Behutsamkeit zu beobachten sey, unterschiedlich handelt. Ich bin allzeit angestanden, ob das rem potenter legere in dem Sinn, wie es gemeiniglich genommen wird, mit dem lateinischen Gebrauch übereinstimme: Denn man sagt wohl prudenter eligere; aber potenter ist ganz ungewöhnlich: Ich bin darum auf die Gedancken und die Vermuthung gefallen, res potenter lecta bezeichne hier, was man wohl gelesen und fleißig studiert hat.

Wenn man das Wichtigste von vorne zwar verschweigt,
Doch räthselhaft entdeckt; und klug im Unterscheiden
Die schönsten Sachen wehlt, die schlechten weis zu meiden.

In

V. 56. Wenn man das wichtigste von vorne zwar verschweigt, doch räthselhaft entdeckt)

Es ist so ferne, daß man aus diesem Stücke der so genannten deutschen Uebersetzung sollte errathen können, welche Lateinische Verse dadurch sollten erklärt worden seyn; daß man nicht einmahl wissen kan, was der Uebersetzer habe sagen wollen. Es läßt in der That nicht bloß räthselhaft, sondern gantz wiedersinnig, **dasjenige was man verschweigt räthselhaft entdecken.** In der beygefügten Anmerckung, wo er ohne Grund diese Horazische Stelle auf das Epische Gedichte und die Tragödie insbesondere ziehen will, (da doch offenbar ist, daß Horaz von der Ordnung überhaupt redet) stößt er seine Uebersetzung wieder völlig über einen Hauffen, wenn er anmercket, **daß man in einem Epischen und theatralischen Stücke gleich von vorne, obgleich nur dunckel melden müsse, wovon es handle; da inzwischen die völlige Auflösung der ganzen Verwirrung ganz aufs letzte bleiben müsse.** Es wäre denn Sache, daß **etwas verschweigen, und es wiewohl nicht ausführlich melden** gleichgültige Redensarten wären. Zwar kan man endlich noch aus der absonderlichen Zueignung dieser Stelle auf das Epische und Theatralische Gedichte wohl mercken, wohin Hr. Gottsched mit seinem räthselhaften Ausdruck zielet; er will nemlich eben das zu verstehen geben, was Horaz unten von Homers Gedichte allen Epischen Dichtern zum Beyspiel angemercket hat:

Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo:
Semper ad eventum festinat, & in medias res,
Non secus ac notas, auditorem rapit: & quæ
Desperat tractata nitescere posse, relinquit.

Allein so gehts, wo man sich einmahl dergleichen seltsame Träume in den Kopf gesetzet hat, als wir von Hr. Gottsched angemercket haben, da er nemlich in dem Vorbericht zu di-

In neuer Wörter Bau, sey kein Poet zu kühn;
Das ältste läßt sich oft auf neue Sachen ziehn, 60.
Nur muß die Redensart des Schreibers Sinn erklären.

Doch

fer Uebersetzung gantz keck vorgiebt: Die grösten Bewunderer Horazens gestehen, daß dieses Werckgen ohne alle Ordnung geschrieben sey. Es ist freylich an dem, daß die Lateinischen Verse nicht ohne alle Schwierigkeit sind, und daß es unter den Criticis noch nicht ausgemachet, wie man diese Verse eigentlich eintheilen und absetzen soll: Doch ist so viel gewiß, daß Horaz hier nichts anders lehren will, als, man müsse eben nicht alles sagen, was man sagen könnte, sondern allemahl nur so viel, als sich zu unserm Vorhaben schicket, und das mehrere auf eine andere Gelegenheit versparen: welches der Hr. von Eckard wiederum nicht übel getroffen:

Sag was du sagen must: doch halt auch viele Stücke
Die du wol sagen kanst, vors erste noch zurücke.

V. 59. In neuer Wörter Bau)

Ich bitte hier nur anzumercken, wie die Metapher, deren sich der Lateinische Poet bedienet, ohne Vergleichung geschickter ist, als der Gottschedianische Wörter-Bau: Er vergleicht die Wörter mit dem Saamen, der ausgestreuet wird, und will, daß die neuen Wörter in einer Schrift nur dünne und mit Behutsamkeit gesäet seyn sollen. Sonst ist diese gantze Stelle bis auf den 67. Vers in dem IIten Theile der Critischen Dichtkunst Hrn. Prof. Breitingers auf dem 213. Blat u. f. in ein helles Licht gesetzt worden.

V. 61. Nur muß die Redensart des Schreibers Sinn erklären)

Dieses ist eine so seltsame und unerhörte Regel, an die Horaz wohl nicht gedacht haben mag, und deren Erfindung wir lediglich der philosophischen Einsicht Hrn. Prof. Gottscheds, als eines öffentlichen Lehrers der Welt-Weißheit und Dichtkunst zu dancken haben.

Doch ſollten Kunſt und Fleiß ein neues Ding gewähren,
So ſtellt mans ungeſcheut durch einen Ausdruck dar,
Der unſern Vätern noch was unerhörtes war.
Wer dieß beſcheiden thut, dem kan mans nicht verwehren. 65.
Zuweilen kan man auch der Wörter nicht entbehren,
Die Griechenland uns leiht. Was Plautus und Cäcil
Vorzeiten Macht gehabt, das kan ja auch Virgil.
Hat Ennius uns nicht manch neues Wort gelehret?
Hat Cato das Latein nicht ebenfalls vermehret, 70.
Und manche Redensart zu Rom in Schwang gebracht?
Wie kömmts denn, daß man itzt ein ſolches Weſen macht,
Wenn ichs zuweilen thu? Wer hat mich hier zu ſchelten?
Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.

So

V. 62. Doch ſollten Kunſt und Fleiß ein neues Ding gewähren.)

In dieſer Ueberſetzung kan ich wiederum nichts von dem philoſophiſch-poetiſchen Ausdruck des lateiniſchen Dichters gewahr werden:

. . . . . Si forte neceſſe eſt,
Indiciis monſtrare recentibus abdita rerum.

Er betrachtet die Worte als Zeichen der Gedancken und Sachen; und achtet gar nicht vor nöthig hier zu lehren, wie neue Sachen können entdeckt werden.

V. 67. Die Griechenland uns leiht)

Wie unbeſtimmt und kahl iſt dieſes gegen dem lateiniſchen:
Si græco fonte cadant parce detorta.

V. 74. Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.)

So wie es alle Jahr belaubten Wäldern geht; 75.
Das welcke Laub fällt ab, das neue Blatt entsteht:
So gehts den Sprachen auch. Ein altes Wort verschwindet,
Indem sich unvermerckt ein neuer Ausdruck findet.
Dem Tode sind nicht nur wir Menschen unterthan,
Sein Arm greift alles das, was menschlich heisset, an. 80.
Hier läßt ein Julius den neuen Hafen bauen,
Dem sich bey Sturm und Fluth die Flotten anvertrauen,

Ein Der Hr. von Eckard hat dieses noch deutlicher gegeben:

. . . . Die Reden sind wie Geld,
Da neues altem gleich, wenns nur die Probe hält.

V. 77. 78. Ein altes Wort verschwindet, indem sich unvermerckt ein neuer Ausdruck findet.)

Man darff nur das Lateinische zu Rath ziehen, so wird man bald sehen, daß dieses eine elende Translatio puerilis sey: Horaz sagt auf eine recht poetische Art:

. . . Ita verborum vetus interit ætas,
Et juvenum ritu florent modo nata, vigentque.

In diesem gantzen Stücke von dem 75. bis auf den 100. Vers hat sich Horaz als einen geschickten poetischen Mahler erwiesen, und den Satz von der Unbeständigkeit und leichten Veränderung der Sprachen und Wörter mit prächtigen Bildern in Absicht auf den Unbestand aller menschlichen Dinge ausgeschmückt. Dieses poetische Stück hat er mit der Vergleichung von dem Laube der Bäume, welches alle Jahre abfällt, eingeführt; und in dem Nachsatze dieser Vergleichung den Leser durch die kräftigsten Ausdrückungen zu der folgenden poetischen Erweiterung vorbereitet. Allein dieses sind lauter unerkannte Schönheiten für unsern Ueberfetzer, angesehen er dieses gantze Stück so matt und nachläßig übersetzet hat, daß es zu erbarmen ist: welches um so viel sträflicher ist, da sein

Ein königliches Werck! Was kan Augustus thun?
Er trocknet Seen aus, und kann nicht eher ruhn,
Als bis wir, wo der Wind die Flaggen pflegt zu wehen,
Ein fruchtbar Ackerland und fette Wiesen sehen.
Noch mehr, er ändert gar der Tyber alten Lauf,
Und schränckt die Fluthen ein. Das allzumal hört auf;
Der größten Wercke Pracht muß endlich untergehen:
Wie könnten denn der Zeit die Sprachen widerstehen?

So

Vorgänger, der Hr. von Eckard, einige Stellen mit einer poetischen Munterkeit recht lebhaft ausgedrücket hat: als z. E.

So gehts den Wörtern auch; bald siehet man sie stehn
In ihrem Jugend Flor, bald abgelebt zerfallen.
Der Tod behält sein Recht an uns so wohl als allen,
Was immer unser heißt. . . . .

V. 84. Er trocknet Seen aus, und kan nicht eher ruhn ꝛc.)

Das Wunderbare, welches in dem Lateinischen herrschet, ist hier gäntzlich verwahrloset.

. . Sterilisve palus prius aptaque remis
Vicinas urbes alit, et grave sentit aratrum.

V. 87. Noch mehr, er ändert gar der Tyber alten Lauf, und schränckt die Fluthen ein.

Das cursum frugibus iniquum ist gäntzlich ausgelassen, und das Doctus iter melius gantz geschwächt. Das letzte giebt der Hr. von Eckard:

Heißt ihn in Schrancken gehn.

V. 90. Wie könnten denn der Zeit die Sprachen widerstehen?

Auch diese Stelle hat der Hr. von Eckard nicht unglücklich übersetzt:

So manch verlegnes Wort, das längst vergessen war,
Kömmt wieder an das Licht, und stellt sich schöner dar,
Und was man itzo braucht, das wird man einst vergessen;
Kurz, Sprachen müssen sich nach der Gewohnheit messen.

Gehts nun den Thaten so, was wollen Worte klagen,
Daß man sie überlebt? . . . . .

V. 99. Kurz, Sprachen müssen sich nach der Gewohnheit messen.)

Neben dem, daß der deutsche Ausdruck ziemlich undeutlich ist, so ist auch dieser Vers mit eben dem Fehler behaftet, daß er den Nachdruck der Grundschrift gäntzlich verwahrloset. Ich darf mich nicht scheuen, des Hrn. von Eckards Verse auch hier den Gottschedischen an die Seite zu setzen:

. . . . Man wird nach unsern Tagen
Viel wiederkommen und auch viel verfallen sehn,
Die izt bey jedermann in vollen Ehren stehn;
Wenn dem gemeinen Brauch, der hier Geseze giebet,
Und Oberherrscher ist, es dermahleinst beliebet.

Nachrichten von einigen neuen Schrifften.

Folgende Schrifften, von denen mir zwar meistens nur die Titel mitgetheilet worden, scheinen mir von einer Natur zu seyn, die mit den Absichten gegenwärtiger Sammlung allerdings übereinstimmt. Ich will sie dem Leser in der Hoffnung ankündigen, daß die Verfasser mir selbige anvertrauen und vergönnen werden, sie künfftig nach und nach in dieser Monatschrift an das Licht zu stellen.

Der **Antichrist des Witzes**, oder die Geschichte von der geistlichen Hierarchie in Dingen, die Geist und Witz anbelangen. In diesem Wercke werden die Mittel und Staats-Regeln erzehlet, durch welche die herrschenden Poeten sich über den Verstand und das Urtheil erhoben, durch was vor Anstalten und Verfassungen sie sich bey der Herrschafft erhalten, und wie dapfer sie den Nachstellungen und Ueberfällen ihrer Gegner widerstanden haben.

Von der Geburt, dem Wachsthum und dem Alter der **Grillen**, oder physicalische Beschreibung, wie die Grillen erstlich gleich dem Froschlache mit einem halben Leben in dem Kopfe des Dichters als Embryones liegen; wie man sie gleich nach ihrer Geburt schreyen lehret; wie sie hernach, wenn sie halb ausgewachsen sind, in den

Rei-

Reimen zu paaren in Ordnung aestellet werden, und auf poetischen Füssen dem Boden nach kriechen lernen; endlich wie sie nach einem dreytägigen Leben durch ihre eigene Blödigkeit einfallen, und Angesichts verschwinden.

Die **neueste Art der Complimente** mit nachdrücklichen Exempeln aus den Schrifften Gottsch. Schwab. Schwartzens, und anderer höflicher Leute belebet.

Von dem **Regimente des Storchen** über die Frösche. Dieses Werck ist voll politischer Grundregeln, die in einer historischen Form vorgetragen werden. Es wird umständlich erzählt, wie der Storch auf den vortrefflichen Einfall gekommen, bey dem Volck der Frösche gantz willkührliche Gesetze einzuführen, welche keinen Grund in dem Wohlseyn, oder der Bedürfniß derselben haben, sondern eine blosse Erfindung des Gehirns und des Eigensinns sind: und was vor grosser Nutzen daher für die Person des Regenten entstanden, wie er dadurch in den Stand gekommen der Unterdruckung einen Titel zu geben; der Tugend des Gehorsams Gelegenheit gegeben, in ihrem schönsten Lichte zu erscheinen, und neue Rechte erlanget, seine Tafel-Güter zu vermehren ꝛc.

Untersuchung eines **Gewissensfalles**, wie eine geschickte Freundin sich zu verhalten hätte, falls sie die Unordnung und das Elend in den Schrifften ihres Freundes, theils durch die Kraft ihres eigenen Verstandes, theils aus den Straff- und Lehrschriften seiner Gegner erkennete; ob sie die

Par-

Partey der Wahrheit oder der Freundschafft ergreiffen sollte.

Die **elenden Poeten** Deutschlands auf einem Gastgebothe mit Apollo, dem Momus, und dem Silenus.

Beweis, daß eine artige Lügen erlaubt sey, wann der Ruhm und das Ansehen eines herrschenden Dichters damit gerettet werden kan; daß man im übrigen alle Falschheit vermeiden, und Treue und Glauben halten müsse.

Vollständiges **Verzeichniß der Spottnamen** und Scheltworte, welche den schweitzerischen Kunstrichtern von denjenigen angehänget worden, welche sie beflissen gewesen waren, verständiger zu machen.

Kurze Liste derjenigen deutschen Poeten, welche nicht um das Brod, noch aus Schuldigkeit, sondern krafft ihres Naturells und um die Ehre geschrieben haben.

Beweis, daß es keine Schande sey, die deutsche Sprache nicht zu verstehen. Es wird aus dem Hauptgrunde bewiesen, weil so viele Ertzväter, Propheten, Weltweise, Heilige und Helden sie nicht verstanden haben.

Untersuchung, wie viel ein **Beweis**, der in der schweitzerischen Mundart abgefasset ist, dadurch von seiner Bündigkeit verliehre.

VINDICIÆ HALLERIANÆ, oder Rettung der Sprache Hr. Hallers, die von gewissen Sprachrichtern der Härtigkeit, der Zweydeutigkeit, und der Dunckelheit angeklaget worden.

Die Mütze, eine Erzehlung aus dem Lande der Feyen. Die Nymfe Nefeline hatte den König Laurin mit einer Mütze beschenckt, so die Tugend hatte, daß ein jeder, der sich damit den Kopf warm machete, in eine hertzliche Zufriedenheit mit allen seinen Einfällen verzücket ward. Eine andere Nymfe, Nahmens Gustosa, nahm ihm diese betrügliche Kappe, und gab ihm für dieselbe eine andere, die von der Kraft war, daß sie den Kopf von abgeschmackten Einfällen und falschen Gedancken reinigte. Dem König Laurin schmeckete izo keine Zeile mehr von seinen vorigen Geburten, er war mit seinen besten Gedancken niemahls zufrieden, er arbeitete langsam, und strich mehr Verse wieder aus, als er behielt. Indessen hatte die neue Mütze nur den Geschmack geheilet, das Hertz war verderbt geblieben. Er bedaurete den Verlust seines Irrthums, und verlangete nach seiner vorigen Glückseligkeit. Gustosa fand sich dadurch beleidiget, und warff ihm seine alte Mütze wieder zu.

Versuch
eines
Epischen
Gedichtes
von David dem König
in Juda;
mit Vorrede und Anmerckungen
über die Anlage desselben;
Nach den Begriffen der vornehmsten
Kunstverständigen.

Vorrede

Von der Tüchtigkeit der Geschichte Davids zu einem heroischen Gedichte.

Ein poetisches Auge siehet in dem ersten Anblicke, daß in der Geschichte Davids gantz würdige und bequeme Materien enthalten sind, solche erhabene, grosse und wunderbare Vorstellungen daraus zu verfertigen, welche in dem Epischen Gedichte herrschen sollen, den Geist auf einen hohen Grad der edelsten Neigungen und Empfindungen zu erheben. Die Tugenden eines Helden, die Großmuth, die Standhaftigkeit, die Gottesforcht, fanden sich in dem vortrefflichsten Maasse bey ihm; Er war mit dem Geist des Herren angefüllet, er hatte die Gunst Gottes, der Himmel war in allen seinen Unternehmungen mit ihm; er ward durch eine Menge wunderbarer Begegnisse von dem Schäferstande auf den Königlichen Stuhl in Juda und Israel erhoben; er war einer von den Stamm-Vätern, aus welchen der Heiland der Welt gebohren werden sollte. Das Volck, welches er beherrschete, war das eigenthümliche und erwehlte Volck Gottes,

welchem der Höchste seine Gegenwart auf eine ausnehmende Art gegönnet, und es gewürdiget, daß er selbst die Religion und die Policey bey ihm eingerichtet, und ihre Sitten und Gesetze verfasset hat.

Eine Materie aus der wahren Religion, wie damahls die Jüdische war, hat vor einem Gedichte, das auf die Heidnische Mythologie gegründet ist, den Vortheil der Wahrscheinlichkeit in seinen wunderbarsten Erdichtungen. Wo der Poet seine Zuflucht zu den Gottheiten der Heiden nehmen muß, höret die Wahrscheinlichkeit bey unsern Lesern alsobald auf, weil ihnen nicht wahrscheinlich vorkommen kan, was von ihnen nicht nur vor falsch, sondern vor unmöglich gehalten wird; Nun ist unmöglich, daß durch die Macht dieser Götzen, die ein eiteles Hirngespinste sind, Dinge geschehen, welche die Natur und das Vermögen der Menschen übersteigen. Hierzu kömmt, daß die wahre Religion eine andere Hoheit, eine andere Würde, eine andere Majestät, so wohl in den himmlischen und den höllischen Versammlungen, als in den Wahrsagungen und den feyerlichen Solennitäten mit sich führet, als die Heidnische thun würde. Die Hebräische hat in diesen Stücken, in den Festen, den Ceremonien, den Sitten, einen solchen Pomp, mit welchem die Heidnischen

Opfer-

Opfer- und Fest-Gebräuche in keine Vergleichung kommen.

Die Materie von der Geschichte Davids hat überdieß den Vortheil, daß sie durchgehends bekannt ist, und die Gunst der Lesenden zum voraus hat. Wiewohl sie von einem so grossen Alter ist; wiewohl die Personen und die Sitten von uns und unsern Sitten so weit entfernet sind, so sind sie uns doch nicht fremde; wir haben sie in frischem Gedächtniß, und sind für sie schon zuvor mit Ehrfurcht, Hochachtung, Freundschaft und Zuneigung eingenommen. Der Poet hat einen wichtigen Vorsprung, der eine Materie erwehlt, welche schon in sich die Gunst und die Liebe der Zuhörer hat.

Bey diesen vortheilhaften Dingen erfordert eben diese Materie eine grosse Vorsichtigkeit, daß der Poet mit der Anständigkeit, und mit der Majestät rede, welche ihr gebührt und eigen ist. Der Mangel dessen hat gemacht, daß verschiedene Gedichte, die auf die wahre Religion gegründet waren, mit allem Rechte getadelt worden. Es ist wider die Vernunft und wider die Heiligkeit der Religion, daß man sich hierüber so viel Freyheit herausnehme, als Virgil genommen hat, da er von seiner Religion redet. Eine solche Materie will deßwegen von einem Kopfe tractirt werden,

der die Mythologischen Hilffsmittel der alten Poeten nicht nöthig hat, seinen Geist zu erhitzen, und seinen Talent aufzuwecken; der die Poesie, die Redensarten, und die Erfindungen der Griechen und der Römer ohne Schaden entbehren kan.

Wen diese und dergleichen Betrachtungen auf den Entschluß geführt haben, Hand an diese Materie zu legen, der muß vor allen Dingen bemühet seyn, die Geschichte Davids dergestalt an eine eintzige Haupthandlung zu binden, daß aus dieser alle die übrigen natürlich herausfallen; sie müssen mit derselben so genau verknüpft werden, daß man sie vor Theile derselben ansehen muß. Diese Einheit der Handlung wird nicht darum erfordert, weil wir sie im Homer finden, oder weil Aristoteles sie vorgeschrieben hat, sondern weil Homer, und Aristoteles aus ihm, erkennt haben, und die Einsicht in die Natur des Menschen es so giebt, daß der Geist und das Gemüthe dadurch beysammen behalten, und vor Verwirrung und Kaltsinnigkeit bewahret, und weit tiefere Eindrücke gemachet werden. Sie schliesset die Mannigfaltigkeit der Begegnisse und Umstände nicht aus, nur bedinget man, daß diese der Einheit nicht im Lichte stehen, noch den Zusammenhang verdrüßlich und verwirrt machen. Dieses erhält man, wann die Bege-

ben-

benheiten in eine solche Ordnung gesetzt werden, daß sie ungezwungen aus einander hervor fallen, insonderheit, wann sie sämtlich an eine Angelegenheit geknüpft sind, welche beständig im Gesichte behalten wird. Ferner wann eine Sache, eine Regung, eine Person etliche mahl, und allemahl in einem verschiedenen Lichte mit Vermeidung aller Widerholung vorgestellet wird. Daher entsteht nun eine würckungsreiche herrliche Einfalt.

Gravina, der es vor einen Eigensinn der Kunstlehrer gehalten, daß sie nur denjenigen vor einen geschickten Epischen Erzehler halten, der wenig Sachen, so auf eins lovslauffen, nicht aber den, der viele und vortreffliche Sachen erzehlt, muß nichtsdestoweniger gestehen, daß er es „ auch selber vor die grösse„ ste Kunst halte, wenn man den Geist mit „ einem Wercke von einem wohl-eingetheilten „ Ebenmaasse angenehmer einnehmen und un„ terhalten könne, wo die Geschichte sich zwar „ in viele Begegnisse ausbreitet, und dennoch „ auf eine einzige hinausläuft, wie viele Li„ nien, die in einem Mittelpuncten zusam„ menlauffen. Aber er füget hinzu, er kön„ ne nicht begreiffen, warum ein Poet, der „ wahrscheinliche Dinge erzehlet, und mit le„ bendigen Farben schildert, nur darum weil „ sie ohne obige Kunst auf eine andere Art

„ erfunden und angeordnet sind, nicht vor
„ einen Epischen Poeten und Erzehler sollte
„ gehalten werden, zumahl, da die Sachen
„ in der Natur auf sehr verschiedene Arten
„ geschehen können, und eben darum vergön-
„ net seyn sollte, sie auch auf verschiedene Art
„ zu erfinden und zu erzehlen, entweder wie
„ sie an einem Bande und einer Angelegen-
„ heit hangen, oder wie sie vielfältig unter-
„ schieden, und in grosser Anzahl sind.„ Al-
lein, wenn der erstere Weg der vortrefflichere
ist, und höhere Würckungen thut, mit was
vor Recht heißt er es einen Eigensinn, wenn
wir demselben den Vorzug vor dem andern
geben? Ist es doch in der Natur des Men-
schen, daß er allemahl das erwehlet, was er
vor das beste erkennet? Sollten wir dem Poe-
ten nicht dancken, der uns mit dieser Menge
von gantz verschiedenen Begegnissen und Ge-
schichten verschonet, die ohne Ende auf einan-
der gehäuffet, und öfters so in einander verste-
ket werden, daß sie lauter Verwirrung in dem
Geiste verursachen, das Gedächtniß ohne
Noth belästigen, und denen, welche gerne das
Ende sehen möchten, so sehr mißfallen, daß
sie solche überhüpfen, damit sie der Haupt-
Handlung nacheilen. Wir wollen diesem
Kunstrichter, wann er nichts weiters verlan-
get, gerne einräumen, daß seine zusammenge-
rei-

reigeten Geschichten auch Epische Erzehlungen seyn, aber nur im kleinen, massen eine jede eine eigene Fabel ausmachet, und der Poet, wann er mit einer fertig ist, sein Werck vollendet hat, so daß er die Länge des Epischen Gedichtes nicht anders erhalten kan, als wann er etliche derselben hinter einander setzet, welches ihm sehr leicht ist, gestalt es nur in seiner Willkühr steht, zehne, zwantzig und noch mehrere hinter einander zu schreiben, weil ihm von der Kunst kein Ziel vorgeschrieben ist, und er eben so wenig an zwanzig, als an zehne gebunden ist. Aber die Eindrücke von allen diesen Erzehlungen werden um so viel schwächer seyn, als sie verschiedener, und von mehrern Arten sind. Wie viel gewisser und nachdrücklicher trifft der Poet das menschliche Gemüthe, der sich keine Zwischengesänge, keine Neben-Handlungen erlaubt, welche nicht nothwendige Theile der Haupt-Handlung seyn; welche man mit desto grösserm Vergnügen liest, je weniger Mühe es uns kostet, sie zu behalten, und wo das Hertz dem Affect sich um so viel leichter ergiebt, weil der Verstand nicht beschäfftiget ist, die Umstände, so denselben erreget haben, aus einander zu lesen; endlich wo die Mannigfaltigkeit mit der Einfaltigkeit verbunden ist. Man hat dann keine Verwirrung zu befahren, welche das, was

uns

uns ein Zeitvertreib seyn sollte, zu einer Arbeit und einer Lection machen würde; Man darf auch nicht fürchten, daß man nur schwache Eindrücke auf das Hertz thue, wie diejenigen, die sich bestreben, verschiedene und vielerley Eindrücke zu machen.

Es ist wahr, der andere Weg ist viel leichter, und es erfordert weniger Geist, zu machen, daß in viele und abgesonderte Handlungen eine Menge vielfältiger Begebenheiten kommen, man erkennet darinnen weder Kunst noch Geist des Poeten, und ein gemeiner Gelehrter wird dieses bald eben so gut zuwege bringen, als ein scharfsinniger Kopf. Diejenigen, welche sich dergestalt mit einem Schatze von Materien versehen, thun es aus Mißtrauen auf ihre eigene Kräfte, sie müssen einen Leib haben, auf welchen sie sich stützen können, und weil sie nicht so viel eigenthümliches haben, daß sie uns damit angenehm unterhalten können, so wollen sie, daß die Begebenheiten und die Erzehlung uns ergetzen. Minus illis ingenio laborandum fuit, in cujus locum materia succesſerat. Man sieht sie halb hüpfend und halb fliegend von einer Erzehlung zur andern, wie von einem Aste zum andern flattern, wie ein Vogel, der seinen Flügeln noch nicht weiter, als auf eine sehr kurtze Zeit trauen darff, und alle drey

Schrit-

Schritte sich niederlassen muß, aus Furcht, daß es ihm an Kräften fehle; excursusque breves tentat.

Wie dem seyn mag, so ist die Kühnheit in einem schweren Unternehmen der Verzeihung werth, wann es ihr gleich nicht glücket: Ich habe darum kein Bedencken zu sagen, wie ich nach einigen geschwinden Ueberlegungen die Geschichte Davids an den Mittelpunct einer kurtzen Handlung hängen wollte. Ich wollte den Anfang von dem Feldzug des Königs Achis von Gad wider den König Saul machen; als in welchem Saul umgekommen ist, und die lange Verfolgung und das Elend Davids ein Ende erlanget hat, indem er erstlich zum König in Juda, und nicht lange hernach auch in Israel gekrönet worden. Man müßte David in diesem Kriegeszug einen besondern Antheil geben, welches auf den Historischen Grund geschehen könnte, daß Achis ihn mit sich zu Felde nehmen wollen, und da er dieses ihm angezeiget, von ihm zur Antwort bekommen, er werde ihn aus der That kennen lernen. Auf diese flüchtigen Spuren könnte man erdichten, daß David mit Jonathan ein Verständniß gehabt, ihm die Philister in den Gebürges-Engen von Gilboa in einen Hinterhalt zu liefern, welches aber ruckgängig geworden, weil die Fürsten der Philister es gerochen,

rochen, und den David zurück gesandt hätten. Man würde weiter erdichten, der Herr hätte dieses also geleitet, theils damit David zu rechter Zeit zurücke wäre, denen von Amaleck den Raub von Menschen und von Habe wieder abzujagen, den sie zu Ziklag erbeutet hatten; theils damit Saul auf Gilboa erschiagen, und David auf seinen Stuhl erhoben würde. Die Plünderung Ziklags würde eine hertzrührende Scene abgeben. Abners Abfall von dem Hause Sauls, seine und Isboseths Ermordung, müßten etwas näher zu diesen Zeiten herbey gezogen, und in eine Verknüpfung damit gesetzet werden. Was dem David vor dieser Zeit an Sauls Hofe, und in währendem Elende begegnet, und die merckwürdigsten Begebenheiten unter seiner Regierung müßten in der Form von Zwischengesängen, bald kürtzer, bald mit mehrerm hin und wieder angebracht werden; zum Exempel in Davids Unterredungen mit Saul, mit Jonathan, mit Agis, mit Abner, mit Joab, mit Michal, in geschickt eingeführten Offenbarungen und dergleichen. In allen diesen Begegnissen müßte beständig auf David gesehen werden, in jeder müßte ein Stück von seinem Character in einem eigenen Lichte gewiesen werden. Ich glaube nicht, daß diese Begegnissen dergestalt heilig und hochwürdig seyn, daß man, da man den Grund

der-

derselben behält, eine Gottlosigkeit begehe, wenn man sie in den kleinern Umständen ergäntzet, vermehret, vermindert, oder sonst verändert. Nicht erlauben, dergleichen Sachen darinnen zu verändern, und also alles Erdichten mit denselben untersagen, ist so viel als den Gebrauch dieser Materien verbieten, dann wer an die eintzigen absonderlichen Umstände gebunden wäre, welche davon in den Büchern der Könige von Juda und Israel aufgeschrieben sind, der würde kein Poete, sondern ein Geschichtschreiber seyn. Was das Gedichte von der Historie im Grunde unterscheidet, ist dieses, daß der Poet die Sachen betrachtet, nicht wie sie würcklich geschehen sind, sondern wie sie hätten geschehen können, so daß er das Auge vielmehr auf das Wahrscheinliche überhaupt, als auf das würckliche Wahre, das in einem besondern Falle begegnet ist, richtet. Demnach giebt er vor allen Dingen Acht, ob in seiner Materie, etwann eine Begebenheit sey, die wofern sie auf eine andere Art geschehen seyn würde, wahrscheinlicher oder wunderbarer ausgefallen wäre, und aus dieser oder einer andern Ursache mehr Ergetzen mit sich gebracht hätte, und alle diese Begebenheiten, die zu mehrerm Vergnügen des Lesers auf eine andere Art hätten begegnen können, ändert und versetzet er ohne Scheue für das Wahre, oder

die

die Historie, und ordnet die Zufälle auf eine Weise und in der Masse, wie es ihn am vorträglichsten düncket, indem er mit dem veränderten Wahren das Erdichtete allerorten begleitet. Doch will ich hiermit dem Poeten kein Recht ertheilen, diese Freyheit so weit zu mißbrauchen, daß er ein Unternehmen oder eine Haupt-Handlung, die wichtig, und von jedermann vor wahr bekannt und angenommen sind, gäntzlich umkehre, zum Exempel, daß er Rom vor besieget, und Carthago vor sieghaft, ausgebe.

Ich könnte mit leichter Mühe meine Gewährmänner für diese Betrachtungen und Lehrsätze geben, (massen ich mir solche in den verständigsten Kunstlehrern bemercket habe,) wann ich sie nicht mit so starcken Gründen befestiget hielte, daß es nicht nöthig ist, sie mit dem Ansehen vornehmer Nahmen zu bekräftigen. Es ist indessen offenbar, daß das Gedichte von David, von welchem ich in folgenden Blättern den Anfang liefere, nach andern Lehrsätzen, und einem andern Plane, als der von mir gutgeheissene ist, angeleget, und angefangen worden. Ich habe diesen Anfang in dem vierten Theile der Liebes-Geschichte von der Römischen Octavia angetroffen, wo er als ein absonderliches Werck einer Person, die sonst in diesem Roman keine Figur macht, ein-

eingetragen ist. Vermuthlich ist er von eben dem Erfindungs-reichen Verfasser, welcher die übrigen Stücke dieses grossen Romans verfertiget, und die grösseste Kunst darinnen bewiesen hat, daß er die kurtzen Sinnen und Gedächtniß der Leser durch zehnfach verwikkelte und in einander gesteckte Geschichtes-Erzehlungen in eine ungeduldige Verzweifelung setzet. Die Episodia stecken daselbst, nach der Vorstellung des Verfassers der Romantischen Mythoscopie, so enge in einander, wie die Tunicæ oder Häutgen einer Zwiebel, oder die ptolomeischen Sphären, oder die Räder in einem Uhrwercke. Wir werden die Spuren von diesem Geiste der Verwickelung auch schon in diesem kleinen Anfang des Gedichtes von David wahrnehmen. Dieses und anders, wovon ich oben geredet habe, wird uns Anlaß zu etlichen Anmerckungen geben, mit welchen ich gedencke, des Lesers eigene Betrachtungen über die epische Art von Schriften hervorzulocken, und das ist eine von den Haupt-Ursachen, daß ich dieses unreife und erst halb-gebohrne Stücke von einem deutschen epischen Gedichte in dieser Sammlung wieder aufgeleget habe.

Die Geschichte des Davids, Königs in Juda.

Ich will die hohen Werck und Lebenslauf des Helden,
Der Juda bracht die Kron, besingen und vermelden.
Des Königs, dessen Thron man nicht gnug preisen kan,
Weil alle Welt von dem schaut ihren Heyland an.
Aus seinem Stamme ist der Heyden Licht entstanden,
Sein ewig-während Lob verbleibt in allen Landen,
Die Nachwelt spricht von ihm, daß für den Hirtenstab
Der Höchste ihm den Thron und Königsscepter gab.
Er ließ in Gottesfurcht, Geduld, Muth, Güte, blicken,
Und kont in jedem Stand, sich wie er solte schicken, 10.
Im Lehramt war er groß, und im Regentenstand,
Auch Haus-Stand ordentlich, diß nährte Volck und Land.
Sein hoher Wundergeist macht ihn bald zum Propheten,
Und seine Lieb zu Gott zum Lehrer der Poeten.

Er

V. 1. Ich will die hohen Werck und Lebens-Lauf des Helden) Der Epische Poet muß sich in Acht nehmen, daß die Quantität Materie, die er sich vornimmt abzuhandeln, nicht so groß sey, daß das Gedicht, wenn er nachgehends in der Ausführung der Fabel einige Zwischenfabeln unterflechten, und die Sachen, die in ihrer Natur einfältig sind, auszieren und ausbilden will, zu einer ungemessenen und ungeheuren Grösse anwachse; oder daß er, dieses zu vermeiden, genöthiget sey, die Zierrathen und die Ausbildungen der Poesie wegzulassen, die zu einem poetischen Wercke erfodert werden, und sich bloß in den Schrancken der einfältigen Historie aufzuhalten. In diese Gefahr begiebt sich ein Poet, der das gantze Leben eines Helden zur Materie seiner Arbeit nimmt, denn da es an grossen und verschiedenen Begebenheiten so reich ist, muß das Gedichte eine übermässige Grösse bekommen, wann er eine jede von diesen Handlungen nach der Pflicht eines Poeten mit ihren Ursachen, Fortgang und Ende ausführen, und darbey die Zierrathen der Poesie anbringen will. Und wie wird in diesem Fall das Gedächtniß zureichen mögen, daß es alle diese mannigfaltigen Dinge, wie sie in ihrem versteckten Zusammenhange vereiniget sind, behalten könne, ohne sich zu verirren?

Er führte so sein Volck gleich als er selbst sich führt,
Er war des Willens Herr, drum ward auch wol regiert.
Was säum ich aber noch, den Nahmen fürzutragen?
Der David ist es, merckt, von dem ich wollen sagen,

Ja

V. 16. Er war des Willens Herr, drum ward auch wol regiert.)

Dieser lange Lobspruch stühnde in einem Lob-Gedichte gut genug; aber in einem epischen Gedichte ist er fast an jedem Orte überflüssig, weil daselbst der Character des Helden nicht durch Züge der Worte und Beschreibungen, sondern durch Handlungen im Unternehmen und Ausführen berühmter Thaten vorgestellt werden muß. Der Poet muß uns freylich gleich Anfangs die Haupt-Person, mit welcher er unsern Geist beschäftigen, und unser Hertz einnehmen will, anzeigen, aber zu diesem Ende muß er dieselbe in eigner Person auftreten, und sich mit Empfindungen, Reden und Thaten bey uns in Gunst setzen lassen; sie muß von ihm bey Zeiten in wichtigen Umständen und einer hohen Gemüths-Verfassung nicht beschrieben, sondern vor Augen gestellt werden. In dem Vortrage des Gedichtes ist darum ein characterisierender Lobspruch unnützlich und unnöthig, weil wir diesen schon in den folgenden Handlungen mit lebendigen und redenden Farben antreffen werden. Da erfordert die Sache selbst nichts mehrers, als daß das Vorhaben des Poeten, nemlich die Haupt-Handlung, die er besingen will, nach ihrem vornehmsten Gesichtespunct nachdrücklich und einfältig angezeiget werde. Homer hat mit grosser Einfalt gesagt: Muse singe den verderblichen Unwillen des Achilles, welcher den Griechen so viel Schaden und Unglück zugefüget, und so manchen dapfern Held vor der Zeit dem Pluto zugeschickt, und ihre Leiber den Hunden und den Vögeln des Himmels zur Speise vorgeworffen. Cowley der sich, wie unser Poet, vorgenommen hatte, den gantzen Lebenslauf Davids zu besingen, hat den Inhalt seiner Davideis mit mehrern Worten, und mit viel untermischten Lobreden folgendergestalt vorgetragen: Ich singe den Mann, der das Scepter von Juda in der rechten Hand getragen, welche zuvor den Hirtenstab geführt hatte, der aus dem besten Poeten der beste König geworden; welches die zwo vornehmsten Gaben des Himmels sind; Aber vorher hatte er viel Gefährlichkeiten und viel Arbeit auszustehen; indem Saul und die Hölle seinem mächtigen Schicksal vergeblich den Weg verschräncketen. Auch seine Krone gab ihm eben so schwere Arbeit, übte seine Geduld und sein Schwerdt eben so sehr, so lange als die boßhafte Fortun ihren Bezwinger verfolgete, biß daß er mit unermüdeter Tugend alle Boßheit zu Hause und allen Trutz der Fremden besiegete; Ihre Stärcke bestuhnd auf Armeen, seine auf dem Herrn der Heerzeuge.

Ja David ist mein Held, von dem mein schwacher Kiel,
Doch aus zu stolzem Muth, anietzo schreiben will.
Ja wahrlich ist mein Muth hierinnen stoltz zu nennen,
Dieweil ich mich vergeß hierinn selbst zu erkennen:
Doch David macht mich kühn. Mein David war ein Knab,
Als er dem Goliath den Sieg gewonnen ab.
Was ich mich unternehm, vergleich ich mit dem Riesen,
Den zu bezwingen man zwar andre solt' erkiesen,
Von einer klügern Hand, von einem schärffern Sinn,
Doch unternehm ich mirs, so schwach ich immer bin.
Und wann ich gleich damit nicht allen werd behagen,
So wird in dieser Furcht mein Will doch nicht verzagen,
Ich singe gleichwol fort. Mein David läßt mir zu,
Daß ich zu seinem Lob, so viel ich kan, nur thu.
Ich suche keine Ehr in meinen Reim-Gedichten,
Ich achte nicht, wann mich die Welt hierinn will richten,
Ich sing aus freyer Lust, und nicht aus hohem Geist,
Von David, dessen Thun mit mir ein jeder preist.

Es

V. 19. 20. Von dem mein schwacher Kiel, Doch aus zu ꝛc.)
Andere Poeten trachten mit allem Fleisse die Leser von ihren eigenen Personen zu entfernen, und ihnen weiß zu machen, daß ihre Wercke von weit höhern und selbst Göttlichen Personen verfertiget worden, und sie nur die Abschreiber derselben gewesen seyn. Unser Poet hat kein Bedencken, sich vor den Verfasser anzugeben, und den Beystand der Muse zu verachten.

V. 35. Ich sing aus freyer Lust und nicht aus hohem Geist. ꝛc.)
Eine solche Bescheidenheit ist bey den Poeten nicht gewöhnlich. Sie sind vielmehr gewohnt sich über den Rang der gemeinen Menschen mit der Hoheit ihrer Gedancken, und ihrer Ausdrücke hinaufzusetzen. Sie geben sich vor begeistert, und ihre Wercke vor die Arbeit himmlischer Personen aus, sie führen eine eigene Sprache, sie haben ein eigenes Tonmaß und dergleichen. Sie dörffen darum auch desto vornehmer von ihren Gedichten reden, weil der Ruhm, den sie ihnen beylegen, nicht ihr eigen, sondern derjenigen ist, von welchen sie ihre Einfälle empfangen haben. Unser Poet hat sich dieser poetischen Vorrechte begeben, indem er sich vor einen ordentlichen Menschen ausgibt, der mit uns geradezu gehen will, und uns mit den zauberischen Kunststücken der Poesie nicht zu täuschen begehrt. Die geringe Hofnung, die er damit zu hohen Vorstellungen machet, gibt ihm nun zwar den Vortheil, daß

Es hatte Israel kaum Amaleck vertrieben,
(Wiewohl in allem nicht nach Gottes Richtschnur blieben,)
Als der Philister Heer, schon wiederum mit Macht
In Juda bey Socho, ein grosses Schrecken bracht.
Sie zogen schnell herauf mit vielen Roß und Wagen,
Des Juda sein Geschlecht von Hauß und Hof zu jagen.
Asecka ward es inn, allda ihr Lager war,
Ja Damin bliebe nicht entfreyet der Gefahr.
Es ahnte ihnen schon, daß aus des Juda Lenden
Ein Held entspringen solt, den Gott selbst würde senden
Zu ihrem Unglücks-Fall, drum galt' es Juda mehr,
Als andern Stämmen, weil für die der Haß zu sehr
In der Gaditer Hertz die Wurtzeln längst gefasset;
Was noch nicht war gesehn, das wurde schon gehasset;
Dann Dagon hatte viel von einem Held gesagt,
Der sie zuschrecken käm. Diß hatte es gemacht,
Wie auch, daß Agags Schmach und Saul erlangtes Siegen
Durch dieß bewährte Volck solt wieder unterliegen.
Der Schimpf that ihnen weh, daß der ihr Bundsverwandt
Durch Benjamins Geschlecht gelegt war in den Sand.
Gleichwie ein Wolcken-Bruch viel Land und Ort bedecket,
Und eh man sichs versieht, die sichersten erschrecket:
So gieng es hie auch zu: die Mächtigen von Gad,
Die waren schon im Land, eh mans erfahren hat.

Saul

man destoweniger von ihm erwartet, und fodern kan, aber damit ist der Nachtheil verknüpfet, daß das Gemüthe der Lesenden nur schwächlich und langsam aus seiner Kaltsinnigkeit gesetzet und angefeuret wird.

V. 59. 60. Die Mächtigen von Gad, Die waren schon ꝛc.)
Cowley hat seine Davideis von einem weit späthern Zeitpuncten angefangen; nemlich da Saul nach einer Versöhnung mit David in die vorige Wuth verfällt, und einen Wurfpfeil nach ihm schießt, mit dem er ihn zwar verfehlet, aber, nachdem er in sein Hauß entflohen, ihn daselbst durch seine Trabanten aufsuchen läßt, und als er durch die List der Michal auch da entwischt, weiter verfolget, bis er in das Land Moab geflüchtet. Er beschreibt dieses nicht ohne das Ministerium Deorum, indem er die Hölle aufschließt, und die Teufel darinnen aufführt, sich wider David zu verbinden, dann den Himmel eröffnet, und eine Göttliche Gesandschaft zu Davids Schutze nach der Erde schickt.

Saul der zu Gibea sich fand mit seinen Helden,
Als die von Socho ihm dieß liessen hin vermelden,
War stets in seiner Burg, und ließ sich wenig sehn,
Weil die Ahinoam dies rieth, um zu entgehn,
Daß nicht gantz Israel des Königs Trauer-Wesen
Sobald erfahren möcht, bis daß er erst genesen,
Wie ihre Hoffnung war; und Jonathan sein Sohn,
Der Helden edle Zier und der Soldaten Kron,
Verhütete mit Fleiß, daß seines Vaters Zagen
Nicht würd von einem Stam̃ zum andern umgetragen. 70.
Die Ursach war ihm kund, und mehr dann allzu leyd,
Und deren zu entgehn war es nun nicht mehr Zeit.
Die Sünde war geschehʼn, und der, so Gott verlassen,
Und sein Geboth versäumt, ward wieder gleichermassen
Ohn Gottes Geist und Trost alleine hingestellt;
Die Gnaden-Thür war zu, das Urtheil schon gefällt,
Daß Saul sein Königreich solt werden hingerissen,
Wie Samuel ihm ließ von Gottes wegen wissen,
Und daß sein Nächster solt, der besser, als wie er,
Besteigen seinen Thron und seine Königs-Ehr. 80.
Wann alles dieses Saul in seinem Sinn erwoge,
Und den gedrohten Fall sich zu Gemüthe zoge,
Kam ihm ein Grämen an, ein Zagen, eine Quaal,
Die ihm durch Marck und Bein, durchdrunge überall.
Er war aus Gottes Gnad, drum kont kein Trost ihn laben.
Der nicht hat Gottes Geist, was wolt der übrig haben?
Wann ihm der Satan setzt mit seinen Pfeilen zu;
Wo ist dann wohl ein Orth, der ihme giebet Ruh?
Doch konte der allein, auf den der Geist des Herren
Gerathen war, mit Krafft, des Königs Trauren kehren, 90.
Der schöne Hirten-Knab, Isai jüngster Sohn,
Der David, des Geschlechts und seines Hauses Kron.
Den hatte man nach Hof zum König lassen kommen,
Wie man an ihm zuerst die Hertzensangst vernommen,

V. 81. Wann alles dieses Saul in seinem Sinn erwoge.)
Diese Ueberlegungen sind weit Saul selber in den Mund gelegt lebhafter, wie sie v. 158. u. folg. werden; wo er sagt:

Was kan ich ohne Gott? Gott sagte mir sonst für ꝛc.

Hier wäre genug gewesen, es mit zweyen Worten anzudeuten.

Und weil sonst keine Cur den König heilen kunnt,
So solt es David thun, der die Musik verstuhnd,
Und Stimm und Harffenklang so künstlich wußt zu führen,
Daß ihre Lieblichkeit konnt auch die Geister rühren.
Der böse Geist entweicht, wann Davids Harff erklingt,
Weil dessen Reinlichkeit ihm einen Schrecken bringt.
Er meidet David drum, weil da aus dessen Lenden
Der Heyland aller Welt wird seine Macht umwenden,
Das er wohl merckte an, drum war er ihm so gram,
Daß er von Saul entwich, wenn David zu ihm kam,
Der da ein Jüngling war, von überschöner Tugend,
Mit der sich hat gepaart die vollenkommne Tugend,
Daß jedem die Gestalt, und sein Gemüth gefiel,
Wer einmahl ihn geseh'n, stets um ihn leben will.
Er war von Antlitz schön, und bräunlich wohlgezieret
Stuhnd ihm sein lockicht Haar. Die Augen, die er führet
Mit Zucht und keuscher Scham, die zeigen einen Muth,
Der seinen Feinden scharff, und seinen Freunden gut.
Die Wangen Milch und Blut mit solcher Gleichheit tragen,
Daß sie dem Frauenvolck die Eiferröth' abjagen.
Der Mund steht stets bereit von Gottes Ruhm und Ehr
Zu singen ohne End. Was soll man sagen mehr?
Der schöne David war mit keinem zu vergleichen,
Für seinen schönen Leib und Geist muß alles weichen,
Des Königs gantzer Hof liebt diesen jungen Held,
Ja allem Frauenvolck er mehr als wol gefällt.

Weil aber es also nun mit dem König stuhnde,
Ahinoam, die nicht für rathsamlich befunde,
Daß das ihr Ehgemahl, wie es in Juda war,
Sogleich erfahren müßt, wolt bergen die Gefahr;
Weil sie gar wohl bedacht, es würde weiter kommen
Des Königs Traurigkeit, wann er diß hätt vernommen,
Und wo Betrübniß ist, folgt eine Furcht hernach,
Daß uns offt allzuschwer scheint eine leichte Sach.

Drum

V. 119. Des Königs gantzer Hof liebt diesen jungen Held) Diese beyden Zeilen geben so viel von Davids Schönheit zu gedencken, daß man ohne Abbruch des Begriffes etliche von den vorhergehenden Zeilen hätte weglassen können.

Drum solte Jonathan allein dem Feind entgegen.
Dennoch nach langem Rath, nach vielem Ueberlegen,
Findt Abner es für gut, daß ers dem König sagt.
Er gieng in sein Gemach des Morgens unbefragt,
Als Saul noch lag zur Ruh: doch wann nur Ruh zu nennen
Die Schreckens-volle Träum, das innerliche Brennen,
Die Schwermuth seines Geists, die ihn niemahls verließ,
So daß sein Schlaffen recht ein stetes Wachen hieß.
Sobald er Abner sah, fieng sein Hertz an zu schlagen,
Und furchte sich für was, das er nicht konnte sagen,
Er reichte ihm die Hand, und sah ihn zitternd an,
Und Abner bringt es für, so gut er immer kan.
Mein König, sagte er, es giebt ein neues Siegen,
Gott hat dir was geschickt, dein Hertze zu vergnügen,
Man sieht, dir dienet nicht die stille Einsamkeit,
Du bist nur kranck, weil du nicht mehr ziehst in den Streit.
Schau doch ein Volck von Gad kömt an, und will es wagen,
Sich mit dir, Grosser Saul! in einem Streit zu schlagen,
Bey Socho stehen sie, und seynd dazu bestimmt,
Daß dort dein Helden-Muth ihr Toben ihnen nimmt.
Der König schwiege still, und dacht in seinen Sinnen,
Wo ist mein erster Muth, mein tapferes Beginnen?
Wo find ich Saul in mir? ich bin sein Bild allein,
Was ehmahls war mein Wunsch, macht mir anjetzo Pein.
Als Abner nun kein Wort vom König konnte bringen,
Vergieng ihm schier der Muth, daß es ihm wird gelingen.
Doch sagt er noch einmahl, wie ist dann Saul verkehrt,
Daß er sein Volck nicht mehr zu schützen nun begehrt?
Auf König thu dein Amt, daß Juda werd befreyet.
Ach! bracht Saul heraus, ob zwar mein Hertz nicht scheuet
Diß unbeschnittne Volck, so ist doch Gott von mir;
Was kan ich ohne Gott? Gott sagte mir sonst für,
Des Siegs gewiß zu seyn; der hat mich nun verlassen,
Sein Geist denckt nicht an mich, sein Will ist mich zu hassen.

V. 130. Dennoch nach langem Rath, nach vielem Ueberlegen)

Die lange Erzehlung scheinet. Berathschlagung über eine Samir eben so lange, als die lange che von dieser Natur.

Ey! sprache Abner drauf, das ist ja nur ein Wahn.
Ach! sagte Saul, wer es also empfinden kan
Als ich, der wird gewiß mit mir nur dahin zielen,
Was Höllenangst es sey, nicht Gottes Gnad zu fühlen.
Hiemit erblaßte Saul, er ächzt und seufzte tief,
Ein starcker Thränen-Bach ihm aus den Augen lief.
Sein gantzer Leib erstarrt, sein Hertz hub an zu springen,
Die Lippen rührten sich ohn etwas fürzubringen.
Dem Abner wurde bang, er rieffe oft und viel,
Daß doch der Knab bald käm mit seinem Saitenspiel.
Der schöne David kam und rührte seine Saiten,
Damit die Lieblichkeit sich mehrt, stuhnd er von weiten,
Und als der Harffenklang zum König drang hinein,
Entwich der Trauer-Geist und liesse Saul allein.
Er richtet sich empor, und seine matte Glieder
Bekamen ihre Ruh und neue Stärcke wieder,
Er lachte David an, den er gantz innig liebt,
Weil dessen Saitenspiel, ihm süssen Labsaal giebt.
Wo warst du doch mein Sohn, sprach er zu diesem Knaben,
Ohn dich kan ja mein Hertz nie wahre Ruhe haben;
Herr König, sprach der Knab aus fürgenommnen Rath,
Ich hörte an wie man zum Streit Beliebung hat,
Wie Jonathan der Printz, und deiner Helden Schaaren,
Nach Socho hin verlangt, da Ecron soll erfahren,
Was Jacobs Gott vermag. Ja! trat hie Abner zu,
Und sprach, all deine Leut die haben keine Ruh,
Sie wollen für den Feind und mit dir König siegen,
Wann Saul nur bey uns ist, so muß der Feind erliegen.
Hiezu kam Jonathan und stuhnde Abner bey,
Auch selbst Ahinoam sagt, daß es nöthig sey.
Der König der für sie wolt keine Zagheit weisen,
Die er gar nicht besaß, hub nunmehr an zu preisen,
Der andern ihren Muth und gienge alles ein,
Er wolte für dem Heer auch selbst der Erste seyn.
Ahinoam erfreut, so muthig ihn zu sehen,
Sah niemahls ihn so gern in eine Feldschlacht gehen.
Thalmais, Jonathans vertrautes Ehgemahl,
Hört diesen Feldzug an gleich einen Donnerknall.

Sie wußt wie Jonathan sich pflegte nie zu scheuen,
Und hört aus seinem Wort, aus seinem dapfern Dräuen,
Wie es solt Ecron gehn, drum war ihr Hertz und Sinn
Voll Liebes-Traurigkeit, doch weil sie sich darinn
Für ihme bergen must, weil er nicht wol tont leiden,
Daß das ihr Klagen war, was er vollführt mit Freuden;
Daher verschwieg sie nur, was ihr ein Trauren bracht,
Und was ihr Hertz beweint, dasselb ihr Mund belacht.
Die Merob und Michal die wollen bey ihr bleiben,
Mit ihr die lange Weil indessen zu vertreiben,
Und weil nun Jonathan den Abschied nehmen will,
Umfäht sie ihn und spricht: Wag dich auch nicht zu viel!
Er schaut sie lieblich an, und ohn ein Wort zu sprechen
Setzt er sich auf sein Pferd, den Unmuth ihr zu brechen,
So ritt er was er kan, gantz Israel war da,
Ein jeder rüstet sich, weil schon der Feind so nah.
Der alte Isai wie er diß kaum vernommen,
Wollt nicht, daß David sollt mit in das Treffen kommen,
Weil seine Jugend ihn noch schützte, daß er nicht
Dem König dienen dorfft, nach der Soldaten Pflicht;
Drum seine ältste Söhn er nach dem Heere sandte,
Dafür er David nun bey ihm zu seyn ernannte,
Bis dieser Krieg fürbey, und ließ es Saul geschehn,
Daß David wiederum nach Bethlehem möcht gehn;
Der dann in allem sich so willig wust zu geben,
Daß was man von ihm wollt, auch war sein Will und Leben.
Sein hoher Heldenmuth sehnt sich zwar mit ins Heer,
Doch galt des Vaters Will bey ihme noch vielmehr,
Daß, als nur Saul hinweg, er gleich den Hof verliesse,
Und wiederum der Art des Feldes sich beflisse,
Aus einem Hofmann ward hinwiederum ein Hirt,
Der beydes Stadt und Feld mit seinem Wesen ziert.
Er hütete nunmehr, in seinem Sinn zufrieden,
Die schöne Wollenheerd, wozu er war beschieden,

Nichts

V. 211. Und weil nun Jonathan den Abschied nehmen will) Dieser Abschied hat seine Schönheiten, indem er die Liebe der Thalmais und den Heldenmuth Jonathans in sehr kleinen, aber wohl-erfundenen Umständen geschickt ausdrückt. Solche sind: Daher verschwieg sie nur ꝛc. Und was ihr Herz beweint ꝛc. Er schaut sie lieblich an, ꝛc.

Nichts war ihm ungewohnt, der Hof, die Stadt, das Feld,
Es galt ihm alles gleich, wozu man ihn erwehlt.
Der vor dem König stuhnd, dient nunmehr seinen Schafen,
Statt weicher Federbett will er in Hürden schlafen,
Des Hofes hoher Schein hat ihn nicht so verblendt,
Daß er nicht wie zuvor die Schäferfreude kennt.
Er ist hie mehr vergnügt, er ist hie mehr sein eigen,
Hie thut er was er will, hie darff er sich nicht neigen
Für diesem oder dem, sein Wort das führt er frey,
Und sorgt nicht ob es so noch so zu deuten sey.
Hie hat er keinen Streit, er weiß von keinem Neiden,
Er darff hie seinen Leib, wie ihm gefällt, bekleiden.
Die Mahlzeit richt er zu, wo es ihm selbst beliebt,
Bald unter einem Baum, allwo es Schatten giebt,
Bald wenn die Sonne nicht die heissen Strahlen schiesset,
Steht ihm ein grünes Thal, das da ein Bach umfliesset,
Zu seinem Tisch bereit; er isset was er mag,
Und trinckt nicht über Durst, folgt der Gesundheit nach.
Er gehet zu der Ruh, wenn sich die Sonn verliehret,
Und stehet wieder auf, wenn sie den Himmel zieret.
Niemahls ist er allein, denn Gott der alles füllt,
Hat ihn mit seinem Licht, und Gnaden-Geist umhüllt.
Denselben lobet er in diesen grünen Auen
Mit manchem Kunst-Gebäud. In Gott sich zu erbauen,

V. 252. Er isset was er mag, und trinckt nicht über Durst.)

In Opitzen Zlatna und dem Lobe des Feld-Lebens würde diese Beschreibung der Land-Ruhe trefflich gut stehen; ich will sie auch in dem Epischen Gedichte nicht verwerffen, wann sie in ein paar Zeilen gebracht wird, und keinen Theil der Haupt-Handlung ausmachet; diese muß nach der Natur des Epischen Gedichtes edel und erhaben seyn. Ich verstehe eine Erhabenheit, die in den Unternehmungen einer kriegerischen Dapferkeit, in ausnehmenden Thaten der Großmuth, der Liebe zum Vaterland, zur Religion, der Klugheit in Staats-Sachen, der Höflichkeit und dergleichen besteht. Wer sich vorgenommen hat den Lebens-Lauf eines Helden zu beschreiben, wird nothwendig eine Menge schlechterer und unwürdiger Thaten darinnen antreffen, welche die Hoheit des Epischen Gedichtes unterbrechen, allermassen die Menschlichkeit nicht zuläßt, daß ein Held durch eine lebenslange Folge und Reihe von grossen und erhabenen Umständen und Handlungen fortgeführt werde.

Ist nur sein Fleiß gewandt. Er dencket stets dahin
Wie er Gott dienen mög mit Andachtsvollem Sinn.
So brachte David hin die Zeit bey seinen Heerden,
Die ihm nicht lange konnt auf diese Weise werden,
Als ihm an einem Tag, wie für der Sonnenschein
Er kühlen Schatten sucht, diß eben fiele ein:
Wie Gott der Wunder-Gott, den Sauel fallen lassen,
Den er doch erst erwehlt den Scepter zu umfassen,
Und seufzte bitterlich, daß der verworffen gar,
Der da in Israel der erste König war.
Ach! dacht er bey sich selbst, was hat doch Saul begangen,
Daß er nicht wiederum Vergebung kan erlangen?
Wohin ist Gottes Güt? es ist zwar Gott gerecht,
Doch geht er ins Gericht nicht oft mit seinem Knecht.
Wann alle Missethat der Höchste wollte straffen,
So wird uns allen ja sein strenger Zorn hinraffen;
Warum findt Saul allein denn jetzo keine Gnad?
Ach, fuhr er weiter fort, es ist des Höchsten Rath,
Dem muß man halten still; der Höchste kennt die Hertzen,
Wer weiß ob Saul nicht will mit Buß und Reue schertzen,
Vielleicht erkennt er nicht die Sünd die er gethan,
Und will doch, daß ihn Gott soll wieder nehmen an.
Hierauf schwieg David still und stellt ihm für die Augen
Wie hoch und schwer es sey, für Gottes Geist zu taugen.
Drum ward er sehr betrübt, wie er daran gedacht,
Was unlängst Samuel bey ihnen hat gemacht,
Wie der sein Haupt gesalbt, daß er solt König werden,
Daß er ein grosses Volck, statt seiner schwachen Heerden,
Einsmahls regieren sollt. Dis gab ihm keine Ruh;
Sein Hertze fragt' ihn stets: sag an, was macheſt du?

Nicht,

V. 281. Hierauf schwieg David still und stellt ihm für die Augen.)
In diesen Gedancken wird uns gar tief in das Hertz Davids hinein zu sehen gestattet, und sie sind so beschaffen, daß wir nothwendig eine grosse Hochachtung für seine Gottesfurcht und seine Aufrichtigkeit empfangen. Die Vorstellungen sind sehr nachdrüklich:

Sein Herze fragt ihn stets:
Sag an, was macheſt du?
Nicht daß sein hoher Muth
wollt zu regieren scheuen ꝛc.
Was bin ich mehr als Saul,
ꝛc. Was soll mir dann die
Kron ꝛc.

Nicht, daß sein hoher Muth wolt zu regieren scheuen,
Nein, weil des andern Fall ihn nicht vermag zu freuen.
Er sorgt nur weil er sich dazu unwürdig fand,
Es möcht sein Regiment nicht haben lang Bestand.
Was bin ich mehr als Saul, sprach er, ich kan auch fehlen,
Was soll mir dann die Kron, die würde mich nur qualen;
Jedoch, hie hielt er inn, befahl es seinem Gott,
Und dacht es muß geschehn des Höchsten sein Geboth;
Desselben Wille war sein Will und macht ihn schweigen,
Er will nicht grübeln mehr, er will Gehorsam zeigen
Und folgen dem Beruff, in Demuth schlecht und recht,
Er ist bereit zu seyn ein König oder Knecht.

Indem diß David nun so alles überleget,
Ersieht er wie die Heerd sich überall beweget,
Und daß ein grauser Bär zu seinem Hertzeleyd
Ein Lamm daraus erwischt mit grosser Hefftigkeit.
Der David säumet nicht dem Unthier nachzueilen,
Verfolgt ihn auf der Spur ohn ferneres Verweilen,
Der starcke Gottes-Geist regieret seinen Muth,
Daß er in heilgem Grimm was ungemeines thut.
Er kommt dem Bären nah und dieser sieht den Knaben,
Denckt, daß er diesen Raub zu jenem auch will haben,
Verläßt daher das Lamm und geht auf David loß,
Er bäumt sich vor ihm auf, macht Klau und Rachen groß,
Er fasset David schon; der greifft ihm in den Rachen,
Und hält ihn wie ein Lamm: der Starcke kan nichts machen,
Den Würger würget er, mit grosser Stärck und Macht,
Der jenen fällen will, wird selbsten umgebracht.
Hier sah man Gottes Krafft, die Davids schwachen Händen
Das ihm entführte Lamm wollt wiederum zuwenden;
Und da dasselb aus Furcht für David selbsten lauft,
Wodurch es die Gefahr unwissend doppelt häuft;
Indem es in dem Wald hofft seinen Schutz zu haben,
Begegnet ihm ein Löw allda in vollem Traben,
Der es auch schier erwischt, wenn Davids sein Getön
Der auf den Löwen drang, ihn nicht gemachet stehn.
Der Löw in Zorn erhitzt, spitzt seine scharffe Klauen,
Und springt auf David zu, der sonder einzigs Grauen

Den stoltzen Feind erwart, und als ein tapfrer Held
Ihn bey dem Bart erwischt, und drauf zu Boden fällt.
Hie setzt er sich auf ihn, hält ihn mit solcher Stärcke,
Daß man gestehen muß, diß wären Löwenwercke,
Und ehe sich der Löw kan wieder heben auf,
Hat ihm ein Messer schon gekürtzt den Lebenslauf.
Der Held der Thiere liegt dem Helde hin zu Füssen,
Besinget Davids Sieg, mit seinem Blutvergiessen
So ward das Lamm gerett, das der getreue Hirt
Zu der erschrocknen Heerd mit Freuden wieder führt.
Es ward sein stilles Hertz durch dieses Wundersiegen
Nicht frech, noch voller Stoltz, nein, er ließ ihm genügen,
Daß er was er bewacht, vom Tode nun befreyt,
Und sagte niemand nichts, bis zu bequemer Zeit.
Er prieß indessen Gott, den Herrscher aller Herren,
Der seinen Arm gestärckt, zu seines Namens Ehren,
Und bat, daß dessen Gnad ihm gäbe Kraft und Stärck,
Nach dieser Zeit zu thun des Allerhöchsten Werck.
Hierauf, weil schon der Tag sich schiene zu verliehren,
Wollt David seine Heerd in ihre Hürden führen,
Trieb sie drauf für sich hin, durch einen tiefen Thal,
Und spielte ihnen für mit seiner Harffen Schall:
Der Ort zu seiner Ruh war rund herum beschlossen
Mit steinigtem Gebirg, woraus mit Anmuth flossen
Der Bäche Silber-Quell, so durch die Klippen fiel,
Und eilte mit Geräusch zu kommen nach dem Ziel.
Diß sausendes Getön bracht Anmuth da zu schlafen,
Drum hatte David auch mit seinen lieben Schafen,
Erkieset dieses Thal, das die Natur bebaut
Mit einer Maur, daß er sein Vieh hie sicher schaut.
Dann nur ein Eingang war den wilden Thieren offen,
Doch, daß für deren Wuth man Sicherheit zu hoffen,
Lag da sein Schäferhund, des Treu und Wachsamkeit
Ihn nimmer nicht verließ, bey Tag-noch Nachtes-Zeit.

V. 359. Lag da sein Schäferhund ꝛc.)

Der Poet verläßt David in den kleinsten Umständen nicht, er folget ihm zu seiner Heerde, hilft ihm nicht allein den Bären, und den Löwen überwinden, sondern decket ihn noch mit einem Bette in einer verschlossenen Höhle, welche er von einem treuen Schä-

Wie nun die Heerde sich in ihre Hürd begeben,
Gieng David in die Höhl, die ware gleich daneben,
In welcher stuhnd sein Bett, in einem Stein gehaut,
Das ehmals Esaus Fleiß hat selbsten so gebaut,
Wann er war auf der Jagd, war hie bey Nacht sein Bleiben,
Denn nahe hie herum pflag er die Jagd zu treiben,
In einem weiten Wald, der seine Lüfte stillt
Und seine Müh belohnt, mit manchem edlen Wild.
Jezt wohnte David hie, des Jacobs edler Saame,
Der da nach Gottes Schluß den Seegen Esau nahme.
Diß fiele David ein, als er sich legt zur Ruh,
Und schloß er lang darum die Augen noch nicht zu.
Geht es jezt auch nicht so? dacht er in dem Gemüthe,
Mich hebet Gott empor nach seiner Wunder-Güte,
Und wehlet mich für Saul, die Erstgeburt ist sein,
Der Königliche Thron, doch soll er werden mein.
O grosser Wunder-Gott! als Esau ward gebohren,
War er verworffen schon, und Jacob war erkohren.
Was kan der Mensch dann thun? er ist ja eh erwehlt,
Und eh verworffen schon, eh er noch auf der Welt.
Ach Gott! du siehst zuvor der Menschen ihre Sinnen,
Eh sie gebohren sind, weist du schon ihr Beginnen,
Du straffest drum zuvor, was nachmahls wird gethan,
Die Sünderrott, und läst in allem Recht bestahn.
Nun Esau der ist Saul, da ich mich Jacob gleiche,
Ich sehe schon zuvor, wie ich ihm gar nicht weiche
In mancher Noth und Angst, die ihm zu Handen kam,
Als er für Esaus Grimm die Flucht zu Handen nahm.
So wird mirs auch noch gehn, ich werde noch erleben
Beym Scepter Ungemach, beym Throne Angst und Bebē.
Doch, Herr, ich bin bereit! Ach Herr, ich bin dein Knecht,

ferhunde bewachen läßt. Dadurch verbindet er in der That den aufmerckſamen Leſer an die Perſon ſeines Helden. Er hat wohl gewußt, daß die Sachen den Leſer nicht rühren, wann ſie nicht umſtändlich ausgebildet werden. Aber wenn er ſich vorgenommen hat, der Perſon Davids ſo genau zu folgen, und alle ſchönen Stellen ſo umſtändlich vorzuſtellen, ſo hat er eine kürtzere Materie, und nicht einen Lebens-Lauf vor ſich nehmen ſollen. So muß er nothwendig das Maaß eines vernünftigen Werks überſchreitē.

Nach

Nach deinem Willen will ich leben, schlecht und recht.
Hiemit schlieff David ein, in seinem Geist zufrieden,
Bereit und wohl gerüst, wozu ihn Gott beschieden,
Als plötzlich sich der Wind in starckes Brausen kehrt,
Und weckt mit Ungestüm die eingeschlaffne Heerd.
Die vorhin heitre Luft wird dunckel und umzogen,
Die Wolcken stossen sich und blasen Wasserwogen,
Der Mond und Sternen Schein bedeckt ihr braunes Kleid,
Die Elemente selbst sind mit sich in dem Streit.
Die Luft die saust und braust, und will dem Wasser wehren,
Daß nicht ein Wolckenbruch die Felder mög verzehren,
Doch bricht das Wasser durch, die Wolcken gehn entzwey,
Und wollen so das Feur verlöschen, wo es sey.
Das Feur, der schnelle Blitz, zischt doch durch diese Lüfte,
Und acht das Wasser nicht. Der Erden tieffe Klüffte
Erschütteren darob, wie sich der Donnerschall
Hiernach auch hören läst, mit schrecklichem Geknall.
Die Felsen dort umher vermehren dieses Rollen,
Und scheinen jeden Schlag mit Schlag zu doppeln wollē,
Der Nachtigalen Zunft verkriecht sich in die Stein,
Die Schafe wollen nicht mehr in den Hürden seyn;
Sie lauffen hin und her, in dieser Felsen Ritzen;
Der treue Hund will auch nicht in der Hütte sitzen,
Für solchem starcken Feind ist ihm der Muth nicht da,
Wo alles sich für scheut, ist auch sein Schrecken nah.
Der David der erwacht von diesem starcken Wüten,
Sein Seufzen gieng zu Gott, daß der sich ließ begüten,
Und nicht in Eifer straft. Er dacht, wie groß ist der,
Dem da steht zu Geboth der Himmel und sein Heer.
Wann er nur spricht ein Wort, so muß es alles gehen,
Wann er nur was gebeut, so muß es gleich geschehen,
Für ihm ist nichtes was, und etwas nichtes nicht,
Dann seine grosse Kraft das Schwerste leicht verricht.
So ware Davids Sinn, er stellt ihm für daneben,
Wie Gott durch Mosen hätt sein theur Gesetz gegeben:
So wär es auch geschehn mit Donner, Feur und Blitz,
Daß selbst der Sinai gebrannt in seiner Spitz.

Dieß edele Gesetz war seine Lust und Freude,
Daran fand er stets Lust, auch in dem grösten Leyde.
Da denckt er Tag und Nacht mit grosser Sorgfalt auf,
Setzt es zur Richtschnur sich in seinem Lebenslauf.
Als er dieß fest gestellt, und noch in etwas wachte,
Auf seiner Lagerstatt, und Gott sein Hertze brachte,
Deucht ihm, es käm ein Wag für seine Höl gerannt,
Der Räder rollen macht ihm dieses so bekannt.
Doch ließ das Ungestüm nicht zu, es zu verhören,
Was dieß bedeuten möcht, und ob es Leute wären,
Doch plötzlich hellt die Höl des starcken Blitzes Schein,
Daß er drey Weiber schaut, die allda treten ein.
Das gleich verschwundne Licht läst ihn nichts mehrers sehen,
Doch höret er, daß sie nah bey ihm über gehen,
Horcht also in der Still. Mitdeß sagt eine Stimm:
Wohl uns, daß wir allhie nun für des Donners Grimm
In trockner Sicherheit. Worauf die andre sagte:
Ach! wann ich wünschen könnt, so wolt ich, daß es tagte,
Ich bin so sehr erkält. Dies büßt recht unsre Lust,
Sprach drauf die dritte Stimm. Ja wer hat dieß gewust,
Die erste wiederredt, wir müssen auch erfahren,
Was Ungemach bedeut, gleich unsern Kriegesschaaren.
Ja du Soldaten-Weib, sagt eine drauf zu ihr,
Du achtest nichts, du bist es mehr gewohnt, als wir.
Du must es lernen auch, die erste wiederholte,
Dann wann der Adriel dich noch bekommen sollte,

Must

V. 443. Mitdeß sagt eine Stimm ꝛc.)

Wenn nicht nur David, sondern auch seine Freunde und Vertraute in so kleinen Umständen so weitläufftig aufgeführt werden, wie in dieser Unterredung und der Fortsetzung derselben, diese Frauens-Personen, so wird das schwache Gedächtniß unter der grossen Anzahl Dinge, Beschreibungen und Vorstellungen erligen, ehe wir David noch auf dem Throne Sauls werden zu sehen bekommen. Sonst sind dergleichen kleine Umstände und Gespräche an sich selbst ganz bequeme die Gemüther mit Lebhaftigkeit und Eindruck zu offenbaren. Man muß nur darauf sehen, daß sie mit den Haupt-Theilen des Gedichtes in einem gehörigen Masse Verhältnisses stehen, und der Majestät des Inhalts nicht nachtheilig werden.

Must du des weichen Betts noch offte müßig gehn.
Wohlan, versetzte die, wer weiß was kan geschehn;
Allein, was fängt man an? Wir wollen uns hinsetzen,
Sagt bald die dritte Stimm, und mit einander schwätzen.
Ach! Schwester, sing ein Lied, wandt drauf die erste ein,
Zu Gott soll unser Hertz anitzt gerichtet seyn.
Hört wie der Höchste zörnt, wohlan, thu mein Begehren,
Du, führ die Stimm, und wir, wir wollen es anhören.
Hierauf gab David acht, der keine noch nicht kennt,
Was kommen wird, und hört, daß sie dieß Lied ernennt.
Ich heb die Augen auf aus allen Trübsalsgründen
Hin zu dem hohen Berg, von wannen Hülff zu finden,
Mein Hülffe kommt von Gott, vom Herren kommt Genad,
Der Himmel und die Erd so schön gemachet hat.
Der Herr wird deinen Fuß niemahlen gleiten lassen,
Kein Schlaff den trifft, der dich behütet, allermassen
Der Hüter Israel ja schläft noch schlummert nicht.
Dein Schatten ist der Herr, daß dir nicht was gebricht:
Daß dich bey Tag die Hitz der Sonnen nicht kan stechen,
Noch bey der Nacht der Mond, kein Schrecken muß dich schwächen,
Dann deine Seel der Herr für allem Leyd befreyt,
Den Ein- und Ausgang er behüt in Ewigkeit.
Der David war bestürzt, dieß Lied mit anzuhören,
So seine Arbeit war, und ware sein Begehren
Noch grösser als fürhin, zu kennen seine Gäst,
Von denen eine sich also vernehmen läst:
Wo hast du dieses Lied, o Schwester, herbekommen?
Ich hab es, sagte sie, dem Jonathan genommen.
Wie? fragt die erste bald, kommt es von meinem Mann?
Weist du dann nicht von wem er dieses haben kan?
Des Isai sein Sohn (sprach sie) wie er berichtet,
Der schöne David hat dieß Kunstgebänd gedichtet,
Der unserm Vater dient in seiner Traurigkeit,
Und den jedweder liebt, um seiner Lieblichkeit.
Du seufzest tief, sprach die, so da bisher geschwiegen,
Entdeck uns deine Lieb, gelt dieser kan besiegen
Dein vorhin stoltzes Hertz, was Phalti nicht gekunt,
Kan Isai sein Sohn. Mein Seufftzen geht itzund,

Die andere gab für, hin nach dem Trauerwesen,
Das unser Vater treibt. Der, der bringt sein Genesen,
Die erste sprach, der ist ein wenig Ursach mit,
Daß deine Seufftzer gehn. Wann ich dich fleißig bitt,
Wirst du mir bergen nicht, was wir bereits verspühret,
Du liebest nichts, was dir zu lieben nicht gebühret;
Der David zeiget schon, was aus ihm werden wird,
Bald wird er seyn ein Held, ist er gleich schon ein Hirt.
Der König will ihm wohl, mein Jonathan ihn liebet,
Kein Ritter ist am Hof, der ihm nicht Zeugniß giebet,
Daß er so kühn als schön, so tapfer und so weiß,
Daß er von Jahren jung, von Witz vor Alter greiß.
Wer weiß, was er jetzund im Feld vor Thaten übet,
Wie der Philister Heer sich vor ihm flüchtig giebet,
Wie sein die Siegeskron mit Ehren schon verlangt,
Wie er gleich als ein Held in schönen Waffen prangt.
Ach! sprach die andre drauf, Thalmais ich müst liegen,
Wann ich dir läugnen wolt was ich bisher verschwiegen.
Ach es ist nur zu wahr, daß David mir gefällt,
Kein Mann in Israel, ja keinen in der Welt
Kan ich in meinem Sinn dem edeln David gleichen,
Er ist allein das Feur, das mein Hertz kan erweichen.
Mein Uebermuth ist hin, bin ich des Königs Kind,
So ist ein Hirtenknab, bey dem mein Hertze findt
Den Thron, die Ehr, die Kron. Wie gerne wollt ich weiden
Mit ihm die Schaf, und mich als eine Hirtin kleiden,
In meinen bunten Rock, ja meine Königszier
Wollt ich ohn alles Leid gleich legen weg von mir.
Wie unvermuthlich dieß dem David war zu hören
Steht nicht zu bilden für, er wust sich nicht zu kehren
Für Schrecken aus der Stell. Der Donner hatte nicht
Ihn so bestürtzt gemacht, als dieß so hie geschicht:

Er

V. 521. Wie unvermuthlich dieß dem David war zu hören)

Die Stellung, in welche David gesetzt worden, die Reden dieser Frauenspersonen, an welchen er so grossen Antheil hat, ihnen unwissend mit anzuhören, ist romanhaft, und zu artig für die Hoheit des heroischen Gedichtes. Eine lange Liebesverwirrung, die in dem Verfolge kommen soll, wird dadurch vorbereitet.

Er weiß nun wer sie sind, weiß doch nicht wer ihn liebet;
Die Merob und Michal sind diese, deren giebet
Die eine ihre Lieb so deutlich an den Tag,
Doch welche es recht sey, er nicht errathen mag.
Er fühlet schon in ihm ein Liebesfeur entstehen,
Er wünscht den hellen Tag, um diese anzusehen,
Der er so wol gefällt, und dencket Gottes Rath
Hab es also geschickt, daß an des Königs Statt
Er soll auf diese Weiß durch eine Heurath kommen,
Des Königs Tochtermann zu seyn, könnt ihn wol frommen:
Und hatte er sein Lob mit Schamröth angehört;
Aus der Thalmais Mund, die er allstets geehrt,
Als Jonathans Gemahl, des Freundschafft er genosse,
Doch hatt sie was gesagt, das ihn dabey verdrosse,
Daß nemlich er dem Krieg auch wär gefolget nach,
Da er doch bey der Heerd allhie so müssig lag.
Immittelst hub die an, die ihn so hertzlich liebte:
Er ist nicht mit zu Feld, ob es ihm gleich beliebte,
Er ist zu Bethlehem, der König sandt ihn hin
Auf Isai Begehr, und war darinn mein Sinn
Erfüllt nach meinem Wunsch. Ich fieng schon an zu sorgen,
Und sah auf die Gefahr; Dann mir ist nicht verborgen,
Wie es im Kriege geht. Ich kenne seinen Muth,
Und daß ob er gleich jung, er mehr wie andre thut;
Auch immer will füran, dabey er unerfahren,
Wie bald könnt ihm ein Leyd für andern wiederfahren.
Dieß gab dem David Trost, daß sie nicht übel nahm,
Daß er zu Bethlehem, und nicht zum Treffen kam.
Er horchte drauf gantz still, was man würd weiters fragen,
Und wünscht in solcher Lust noch nicht, daß es möcht tagen.
Wann ihm der Tag fiel ein, bekam er neue Quaal,
Weil dann würd seine Ruh verschwinden allzumahl.
Doch ware auch darnach sein allerhöchst Verlangen,
Weil er dann hofft zu sehn die überschönen Wangen,
Die schon sein Hertz verwundt, ohn daß er diese kannt,
Die sich in ihn verliebt, in der er wieder brannt.
Sollt es wol Merob seyn? dacht der verliebte Hirte,
Mir deucht die Merob wars, die diese Reden führte;

Ja wann es Merob ist, so liebet sie mein Sinn,
Wanns aber Michal ist, ich ihr ergeben bin.
Die Merob ist zu stoltz, sie redt von stoltzen Sinnen,
Drum wird es Michal seyn, die ich kan so gewinnen;
Nicht aus mir selber nein, aus Gottes weisem Rath,
Der sie mir auserseh'n, und so gelencket hat.
Es sey dann wer es sey, ich will sie wieder lieben,
Ich lieb sie alle beyd, um keine zu betrüben.
Die Merob die ist schön, der Michal Lieblichkeit
Steigt über alles auf, und machet mich bereit
Zu fassen diesen Muth, Sauls Eydam dann zu werden.
Ich bin ja schon gesalbt, was schaden mir die Heerden,
Thalmais sagt ja selbst, ob ich zwar sey ein Hirt,
So zeig ich doch schon an, was aus mir werden wird.
Also dacht David hin, inzwischen diese dreye,
Dieweil sie sich allein vermeynten, ohne Scheue
Einander machten kund, was sonsten niemand wust,
Und weil Thalmais sucht hierinnen ihre Lust,
Zu scherzen mit sie beyd, muß Adriel sich leiden,
Und kan die so ihn liebt, für ihr nicht mehr vermeiden

Die

V. 570. Ich lieb sie alle beyd um keine zu betrüben.)

Der Herr Pope hat die Gedanken gehabt, daß in dem heroischen Gedichte und dem Trauerspiele keine Liebessachen Platz haben. Er hat geglaubt, daß alle zärtlichen Empfindungen, und alles, was der Liebesständeley gleich sieht, sich mit den erhabenen und heftigen Bewegungen, womit diese Gedichte angefüllet sind, übel reimen. Er meinte, man könnte, was die Liebe beträffe, sich an dem begnügen, was man davon in der Comödie, der Elegie und der Ode vor sich findet. Der Hr. la Motte hat zwar die Liebe in den Trauerspielen vertheidigen wollen, aber keinen bessern Grund zu ihrer Rechtfertigung vorgebracht, als daß man dem Frauenzimmer sich damit gefällig machen müsse, weil dieses fast die einzige Regung sey, um welche sich die Leute von dem schönern Geschlechte annehmen. Wenn wir dennoch betrachten, daß die wahre Liebe eine Schwachheit ist, die einen Menschen vielmehr demüthig als groß machen kan, und ihm nur allzu gerne etwas lächerliches anhänget, so werden wir sie aus ernsthaften und großmüthigen Gedichten heraus wünschen, so oft sie nicht mit einer grossen Vorsichtigkeit eingeführt, und nicht von andern edlern Regungen, so sich damit vereinigen, erhöhet und geadelt wird.

Die sonst gebergte Gluth. Die Dunckelheit der Nacht,
Indem sie niemand sieht, sie also munter macht,
Daß sie so zu ihr sagt: Ja der Meholathiter
Ist meiner auch wohl werth, er ist ein tapfrer Ritter.
Ich berg mich nicht für dir, Thalmais, du weist wohl
Wie seine Würdigkeit man billig preisen soll.
Ich weiß, Thalmais sprach, was Adriel verdienet,
Mein Jonathan ist längst mit ihme ausgesühnet; 590.
Dein Bruder ist nicht mehr sein Feind wie wol vorhin,
Die Eifersucht ist aus, nun ich getrauet bin.
Erzehl uns eh die Nacht sich endt, was sich begeben,
Mit dir und Adriel. Nach deinem Willn zu leben,
Sagt sie, so will ich gleich dir ein Genügen thun,
Hört beyde fleißig zu, was ich fürbringe nun.
Als Samuel, der da gantz Israel regierte,
Eh unser Vater Saul den Königsscepter führte,

Zu

V. 597. Als Samuel, der da gantz Israel regierte. ꝛc.)

Dieses lange Episodium hängt mit dem dünnesten Faden an der Geschichte Davids, nemlich weil er in der Zeit, da es erzehlet ward, ungefehr und ungesehen in einem Winckel stuhnd, wo er die Erzehlung anhören konnte. Der Innhalt desselben ist überhaupt comisch, anstatt daß er heroisch sollte seyn. Er gehet David nicht weiter an, als daß er seine romantische Qual und Verwirrung vermehren muß. Sehet V. 1248. und folg.

Sein Hertze was empfindt, das er nicht melden kan.
Es liebet Adriel die eine von den beyden:
Das hat er angehört, und muß es auch so leiden.
Und fällt ihm Merob ein, daß die kan seyn die Braut,
Die ihm Gott hat bestimmt, für Adriel ihm graut.
Wann Michals Lieblichkeit ihm dann bescheint die Sinne,
Meint er, dem Adriel er sie nicht lassen könne.

Er führet auch weiter kein Licht in seine Geschichte, als daß wir zufälligerweise einige Nachrichten von dem Zustande der vorigen Zeiten, und des Regiments in Israel daraus schöpfen mögen; welche uns in zehn Zeilen eben so vollkommen hätten erzehlt werden können. Also werden wir um so viele Zeilen, als dieser Zwischengesang hat, ohne Noth von der Geschichte verschmissen, und in unserm Verlangen nach dem Fortgange derselben betrogen. Das erhitzteste Gemüthe würde in einem solchen und so gleichgültigen Zwischengesange wieder erkalten.

Zu hohem Alter kam, und war des Richtens satt,
Erwehlt er seine Söhn, und nannt an seine statt
Den Joel, daß er sollt zu Versaba stets leben,
Und da dem Jsrael Recht und Gerichte geben,
Sein Bruder Abia, der kam gen Bethel hin.
Doch lebten diese beyd vielmehr nach ihrem Sinn,
Und pflegten ihre Lust, als daß sie solten sehen,
Daß da in Jsrael Gerechtigkeit möcht stehen;
Wer nur Geschencke bracht, der kauffte da sein Recht,
Gold machte eben krumm, und das gekrümmte schlecht.
Ein jeder spürt es wohl, doch keiner komt es wenden,
Wer ein Wort sprach zuviel, der war in ihren Händen.
Drum ehrt man sie aus Furcht, aus Nutzen, und aus Zwang,
Die Reichen hattens gut, die Armuth litte Drang.
Nun hatte Adriels sein Vater lang gelegen
Mit Ahimath im Streit, der von der Mutter wegen
Auch mein Großvater war. Es traffe Güter an,
Und wollte Ahimath, der da ein herber Mann,
Sein ungerechtes Recht nicht in der Güte lassen,
Wie oftmahls ward gewünscht. Er legt sich gantzer massen
Mit ihme in das Recht, sie ziehn gen Versaba,
Und liegen lange Zeit in ihren Sachen da.
Barsilla hat das Recht, doch Ahimath die Gönner.
Allein weil alle beyd schon waren alte Männer,
Kam ihre Sach nicht aus, sie sturben drüber hin.
Die Kinder erben drauf der Väter ihren Sinn.
Die Mutter zoge bald nach Joel, fortzutreiben
Die angehobne Sach, es solt nicht dabey bleiben.
Abenar stund ihr bey, der unser Vetter ist,
Und weil sein scharffer Sinn zu allem wohl gerüst,
Hofft er ein gutes End in dieser Sach zu sehen.
Die Ada, seine Frau, und ich, wir musten gehen
Mit nach des Richters Stadt. Als Adriel nun hört,
Was unser Wille war, er hefftiglich begehrt
Zu sprechen uns zuvor, eh wir zum Richter kämen,
Der ihm ein Greuel war, und wollte sich bequemen.
Er scheute drum das Recht, weil Recht nicht Recht da war,
Und er noch kein Geschenck ihm wolte bringen dar.

Ob nun sein guter Zweck zwar billig stand zu loben,
So sahn wir doch nicht gern es länger aufgeschoben.
Abenar gab den Rath, wir solten nun das Recht,
Und nicht die Güt ansehn, er merckte, daß es schlecht
Um Adriel must stehn, weil der den Richter meidet,
Dann wer ein sichres Recht, sich nie vom Rechten scheidet.
Drauf wieß man ihn dahin, wo Joel hielt Gericht,
Und sagt man ihm, daß wir ihn wollten sprechen nicht.
Drauf geht die Sache an. Die im Gerichte sassen,
Die sahen bald, wie uns das Recht würd sincken lassen,
Und daß wir keinen Fug an Adriels sein Gut.
Wie dieß Abenar hört, er dieses heimlich thut,
Und giebt dem Richter Geld, der uns schon war gewogen,
Weil, als er mich gesehn, er einen Gift gesogen
Der Liebesbrunst in sich, daß seine geile Flamm,
Je öffter er mich sah, je mehrern Zunder nahm.
Die Mutter wuste nicht Abenars sein Bestechen,
Und hätt sie nie gegönnt, also das Recht zu schwächen,
Besondern, weil sie meint, die Sache war für ihr,
Ließ sie dem Recht den Lauf, und hüt sich nicht dafür,
Was der Abenar that. Der es also gestellet,
Daß Joel nur für uns ein gutes Urtheil fället.
Es waren beyde Theil für seinem Richtersthron,
Und meinte jedermann den Sieg zu haben schon.
Ich hatte Adriel noch nicht zuvor gesehen,
Und blieb er, wie er mich ersah, bestürtzet stehen,
Er wandte fast kein Aug von mir die ganze Zeit,
Und weil der Richter spricht, und ihm giebt den Bescheid,
Daß er sein gantzes Gut und Erbe uns soll lassen,
Sieht er gantz freudig aus, und zeiget uns kein Hassen,
Er giebt sich willig drein: und obwohl seine Freund
Sich stellen sehr betrübt, an ihm doch nichts erscheint.
Hingegen fühlte ich in mir ein sonders Leyden,
Ich war darum betrübt, was meinen Freunden Freuden
Und grosse Ruhe bracht: ganz traurig gieng ich hin
Vom Richter in das Haus, ich klagt in meinem Sinn
Des Adriels Verlust, der alles hat verlohren,
Was ihm in seinem Stamm war billig angebohren,

Und hätte gern gewollt, daß er für uns den Sieg
Davon getragen hätt, in diesem Güter-Krieg.
Der Richter bathe uns darauf zum Abendessen,
Und sezt er sich zu mir; ich konnte nicht vergessen
Des Adriels Verlust, es daurt mir allzusehr,
Daß da sein Erb und Gut uns hört, und sein nicht mehr.
Joel, der wie gesagt, mich liebte als sein Leben,
Wollt auch fürnehmlich izt mir dieß zu spüren geben,
Weil wir verbunden ihm, daß er also gericht,
Daher er einen Haß bey mir vermuthet nicht;
Und sagte drum zu mir: der schönsten Jungfrau wegen
Hat heut mein Richterstab sich willig müssen legen,
Nur ihrer Schönheit ist der Sieg den sie erlangt,
Die da für Israel für allen andern prangt.
Ich wäre nicht gewest dem Adriel so herbe,
Wann deine Wunderschön verdiente nicht sein Erbe;
Hätt ich die nicht gesehn, wär die Abinoam
Auch nicht so reich wie jezt. Wie dieses ich aufnahm,
Kan ich dir sagen nicht, ich bliebe ohn zu sprechen
Ein gute Weil; zulezt sagt ich: Soll man wohl brechen
Das Recht, wenn man mich sieht? Ja freylich, sprache er.
O wahrlich, wandt ich ein, dieß giebt uns schlechte Ehr,
Die uns der Sieg gebiehrt. Warum, sagt er hiegegen,
Wer darf sich wider mich und meinen Willen legen?
Es komm mir Adriel, trotz daß er hab den Muth,
Die schöne Jungfrau soll besitzen stets sein Gut.

Wann

V. 685. Der schönsten Jungfrau wegen hat heut mein Richterstab ꝛc.)

Von dieser Verliebung des Joels hat die wahre Geschichte nicht ein Wort. Der Poet hat sie in dieselbe auf die blosse Nachricht von Joels ungerechtem Gerichte und verderbtem Hertzen eingeschoben. Er ist dazu in so weit berechtiget gewesen, als ein Poet alle Ursachen der Begegnisse erklären muß, welche zu dem Gewebe seiner Materie gehören, dahero man ihn Meister darüber lassen, und von ihm nicht fodern muß, daß er die Sachen sage, wie sie würcklich gewesen, wann er sie nur sagt wie sie seyn könten oder sollten, und deßfalls die Wahrscheinlichkeit und die Nothwendigkeit in Obacht nimmt. Der Fehler ist, daß uns die Person Joels gantz gleichgültig ist, zumahl da seine Geschicht den David nichts angehet, den Lauf des Gedichtes hemmet, und den Eindruck zerstreuet.

Wann wir es nicht mit Recht (antwort ich) wird uns schaden
Dieß Gut, weil Gottes Zorn wir so auf uns geladen.
Was, Gottes Zorn? O nein! (sprach dieser Spötter bald)
Kennt Gott den Adriel? Nein! eure Wolgestalt;
Der liebt die Merob auch, und mehrt der ihre Schätze.
Ich sagt: ich thue wohl, daß ich mich von dir setze,
O Joel dein Gespött kan mir behagen nicht,
Was wider Gott ich hör, ist wider meine Pflicht.
Hiemit ließ ich ihn da, und durffte er nicht wagen,
Damahls von seiner Lieb mir mehrers fürzusagen,
Wie er wohl hatt im Sinn; und haßt ich nach der Zeit
Ihn mehr noch als fürhin, und kam dieß weit und breit
Durch gantzes Bersaba, daß Adriel verlohren,
Nur bloß weil Joel mich zu seiner Lieb erkohren,
Und sprache jedermann sehr schlimm von dieser That,
Ja wer noch ehrlich war, hiefür ein Abscheu hat.
Nun hatte Adriel, seit dem er mich gesehen,
Gefühlt ein Liebesfeur in seinen Sinnen gehen,
Das ihm ließ keine Ruh, er zwingt sich wie er will,
So läufft es da doch aus, daß ich allein sein Ziel,
Dahin sein sinnen steht, was er soll recht beginnen,
Kan er erdencken nicht, und wie ich zu gewinnen.
Er weiß der Mutter Haß und seinen Armuthsstand,
Das sind zwey starcke Seil, die fesseln seine Hand,
Daß er zu nichtes kan was ihm beliebt gerathen.
Er kan mich lassen nicht, noch auch nach solchen Thaten
Erweisen wer er ist: sein Erbtheil ist dahin,
Die Noth bekleidt den Leib, die Liebe seinen Sinn.
Er bleibt zu Bersaba, da ihm dieß wiederfahren,
Und hielte sich da auf so lange wir da waren.
Man rieth vergebens ihm er sollt nach Ramath gehn,
Allda den Samuel dieß Unrecht lassen sehn,
Das sein Sohn hätt verübt. Er wollt mich nicht betrüben,
Er sprach, Ahinoam ihr Kind das muß ich lieben,
Drum gönn ich der mein Gut der ich mich selber geb,
Ohn diese bin ich nichts, in der ich einzig leb.
Dieß hat er mir hernach selbst alles so erzehlet,
Wie ich dir izt bericht, und wie er sich gequälet,

Was Streit er hat gefühlt, wie offt er hat gesollt
Mich lassen. Aber nein, die Lieb es anderst wollt:
Die reizt ihn allezeit zu gehen neue Wege,
Und weil die muntre Lieb ihn nicht ließ werden träge,
Sucht er Gelegenheit sich mir zu machen kund,
Was stets sein Herz fürbracht, sollt sagen auch der Mund.
Abenar wehlt er aus, ihm wohl bey mir zu dienen,
Weil er wust seine Macht und sein wohlmeinend grünen,
Und nahm der willig an was Adriel ihm sagt,
Weil sein Gewissen ihn bereits hat angeklagt,
Daß er nicht recht gethan, in Unrecht uns zu schützen.
Er dachte diese Lieb könnt ihn hinwieder nützen,
Daß sein Gemüth in Ruh, sein Nahm bey Ehren blieb,
Weil was geschehn, ihm schon die gantze Stadt zuschrieb.
Und weil der Adriel bey allen war beliebet,
Hat auch sein Unglück fast das gantze Land betrübet.
Ahinoam bereut auch ebenfalls die That,
Die, daß sie unrecht hat, erkannt, wiewohl zu spath.
Mit Ehren konnt man nicht das Erbe wieder geben,
Denn Joel hätte sonst uns dörffen wiederstreben,
Und bringen selbst in Noth, weil er also gericht.
Wir dorften seiner Macht ja widersprechen nicht.
Sie hört Abenars Rath deßwegen an mit Freuden,
Und ward mir angebracht des Adriels sein Leyden.
Die Röthe sprach für mich und gab ich mich darein,
Was meiner Mutter Freund ihr Wille würde seyn.
Doch weil man Joels Lieb zu mir verspüren konnte,
War leicht der Schluß gemacht, daß er mich ihm nicht gönnte
Drum nahme man ihm für zu eilen aus der Stadt,
Eh Joel noch hievon etwas gemercket hat.
Doch fiel was in den Weg, das unsrer Reise wehrte,
Es wurde plötzlich kranck die Mutter, und begehrte,
Daß Saul gleich zu ihr käm; nach dem dann ward geschickt,
Und wurde unser Zweck dadurch gar sehr verrückt.
Man hatte Adriel noch nicht entdeckt den Willen
Der Mutter, der da war, den Seinen zu erfüllen,
Weil sie nicht ohne Saul hierinnen wollte gehn,
Doch wurde ihm erlaubt, wann er wollt, uns zu sehn.

Vergebens würd ich dir hie seine Wort erzehlen,
Die er stets zu mir sprach, weil der verliebten Seelen
Der schönen Thalmais ohndeme wohl bekannt,
Wie man spricht, wañ man sich befindt in solchem Stand.
Er rühmt ohn Unterlaß, was sich bey mir nicht funde,
Und ich fragt ohne End, ob er aus Hertzens Grunde
Dieselbe lieben könnt, die ihn so mit betrübt?
Worauf er dann betheurt, wie hefftig er mich liebt,
Und daß er Joel danck, daß der sein Gut uns geben,
Weil er ja selbst nun wollt aufopfern mir sein Leben.
Dieß war der Innhalt stets von unserem Gespräch,
Und wann dieselbe Zeit ich noch bey mir erweg,
Find ich, daß die allein war fähig mich zu freuen;
Doch mußten wir dabey uns für dem Joel scheuen,
Des Macht, Unrecht und Lieb war zu bedencken wohl,
Ein jedes von die drey ließ uns der Sorgen voll.
Erwog man seine Macht, die alles konnt vollbringen,
Sein Ungerechtigkeit ließ sich von keinem zwingen,
Und seine Lieb zu mir nahm zu von Tag zu Tag,
So daß je mehr sie stieg, je mehr stieg meine Plag.
Immittelst, daß wir nun zu Bersaba so waren,
Kam Saul auch zu uns hin, das Joel kaum erfahren,
Da kam er selbst zu uns, und that ihm diese Ehr,
Doch wañ mans recht bedacht wars um die Tochter mehr.
Saul, dem des Richters Lob schon war für Ohren kommen,
Hat zwar, wie sichs gebührt, die Ehre angenommen,
Doch scheut er ihn dabey, sein Stand macht ihn erhöht,
Sein Ruff der macht ihn klein, und seine Ehr verweht.
Es fügte sich nun so, daß der Meholathiter
Im Garten bey mir war, und Joel, der durchs Gitter
Nahm unser Thun in Acht, verspüret wohl so viel,
Daß man nicht Adriel so feind ist, als er will.
Dieß bringt ihm Eifersucht, dieß bläset seine Liebe,
Er schleichet hinter her, weil ihn die Rache triebe,
Und höret alles an, was Adriel mir sagt,
Der über seine Tück und lose Schalckheit klagt.
Ich gab mit weidlich auf, und sprach von seinen Ränckeu,
Und konnt ich, daß er uns so nah, unmöglich dencken,

Und

Und ob uns Ada gleich schon öffters winckte zu,
Erriethen wir doch nicht, warum sie solches thu.
Indem schau ich mich um, ja wie mir wurd zu Muthe,
Ja wie mir wurd zu Sinn, als ich die Unglücks-Fluthe
Mit gräßlichem Gesicht so nahe sah bey mir,
Das weiß ich selbst noch nicht, und kans nicht sagen dir.
Ich bliebe gleichsam todt und ohn ein Wort gesprochen
Lief ich, gleich wann ich hätt was greuliches verbrochen,
Von ihm nach Ada zu, doch Adriel blieb stehn,
Und scheuete sich nicht, ihn tapfer anzusehn.
Ist das, fieng Joel an, die Ehr, die mir gebühret?
Nein, sprache Adriel, weil du bisher geführet
Dein Amt mit Sünd und Spott, ist dieses viel zu schlecht,
Daß man dich so beschreibt, denn wer das Recht so schwächt,
Gleichwie du thust, den sollt man billich anderst finden.
Du häuffest Israel die Straff mit deinen Sünden,
Und wird man in die Läng nicht sitzen dazu still,
Der nüzt uns nicht, der da das Recht nicht führen will.
Nach diesem freyen Wort hätt man ja sollen dencken,
Es würd des Richters Zorn den Adriel versencken,
Nein aber höre nur, wie gleissend er sich stellt,
Er saget lächlend drauf: Der ist nicht in der Welt,
Wer allen kan zu Danck, und wie man will, regieren.
Hiemit geht er zu mir, und sagt: Nun kan ich spüren,
Wie man hie ist gesinnt, und wie man das erkennt,
Daß eines Richters Hertz in heisser Liebe brennt.
Läßt uns darauf allein, und berget seine Rache,
Doch ware mir alsbald nicht wohl bey dieser Sache,
Und weil ich Adriel, der also frey geschwätzt,
Sah in der höchsten Noth, darein er sich gesetzt,
Must er auf meine Bitt aus Bersaba entweichen.
Ich konnte dieses lang bey ihme nicht erreichen,
Weil seine Großmuth ihn abhielt für dem zu gehn,
Den er nicht würdig acht, im Wege anzusehn.
Doch weil zur selben Zeit Gewalt für Recht sich wiese,
Konnt es nicht anderst seyn, ein jeder sich beflieſſe,
Zu haben Joels Gunst, wiewohl man ihm nicht gut,
Stellt man sich doch aus Furcht, als wann mans gerne thut.

Drum schiede Adriel, und wolt nach Gesur reisen,
Von wannen er hiernächst mir nicht genung konnt preisen
Die Gnad, die man ihm that in deines Vatern Land,
Und wie der König ihm in allem macht bekannt
Die grosse Gütigkeit, die Königen gebühret.
Indem er nun hinweg, wird sein Verlust verspüret.
Ein jeder spricht davon, ein jeder fragt darnach,
Ein jeder deutet so und so aus diese Sach.
Der Joel freute sich, daß ihm sein Feind gewichen,
Ohn daß er ihn verfolgt, und weil man sich verglichen,
Zu reisen wieder heim, ward Joel dieses inn,
Und spricht den Vater an, wie sein verliebter Sinn
Sey gegen mir entbrannt, und will sein Eydam werden.
Saul sich hierob entsetzt, weil er so viel Beschwerden
Bey dieser Heurath sah. Der Tochtermann zwar war
Der Höchst in Israel, doch war auch offenbar,
Wie er sein Leben führt, und daß nicht würd bestehen
Die Ehr, in welcher man ihn damahls konnte sehen.
Er darff nicht sagen nein, das Jawort war auch schwer,
Er liebete die Ruh, sein Kind doch noch vielmehr,
Und saget endlich so: Es stünde zu bedencken,
Sein Vater lebte noch, wann der sich liesse lencken
Zu dieser hohen Ehr, sollts ihm gefällig seyn,
Wo nicht, so müst er auch mit deme stimmen ein.
Der Joel, der so klug, als arg und schalckhaft ware,
Will, daß mans gleich beschließ, eh man es offenbare
Dem Kis, der sich nicht lang hierinn bedencken werd;
Was Saul gefällig sey, da würd er ohn Beschwerd
Sich willig geben ein, und möchte er wohl spühren,
Daß ihn mein Vater wollt so auf das weite führen.
Der dann voll Sorg und Angst sich weiß zu rathen nicht,
Und darf nicht melden an, woran es recht gebricht.
Indem er nun so schweigt, will Joel Antwort wissen,
Bald drohet er, und bald ist wieder er beflissen,
Zu suchen in der Güt, was sein Anbringen war.
Mein Vater, der ihm stellt für Augen die Gefahr,
Wann er wird sagen nein, sagt ja, nur mit dem Munde,
Das Nein viel wahrer war in seines Hertzens Grunde.

Drauf Joel ist vergnügt, mein Vater hochbetrübt,
Und ich erfahr es auch, daß man mich Joel giebt.
Wann ich dir melden wollt, wie ich mich that gebährden,
Würd ich vermehren nur ohndeme die Beschwerden,
Die meine Red dir giebt. Ich stellte mich so an,
Daß man in kurtzer Zeit mich kaum mehr kennen kan.
Ich bin des Joels Braut, der sich nichts an mich kehret,
Acht Gegenliebe nicht, die Meinigen nicht ehret,
Und hält mich schon so schlecht, eh ich ihm noch getraut,
Daß, was noch wird geschehn, man klärlich spürt u. schaut.
Indem kommt ein Geschrey, daß Adriel entwichen,
Weil er mit Ada hätt in Unzucht sich verschlichen,
Und giebt sie Gera an, der uns ist nah verwandt.
Abenar als ihm dieß von Ada ward bekannt,
Ließ seinen Eifergeist auf einmahl mächtig toben.
Von uns konnt diese Schand kein Mensche billig loben.
Ich war also verführt, daß Adriel es war,
Der diese That gethan, daß ich schier noch erstarr,
Wann ich daran gedenck. Es ward mit solchen Gründen
Herfür gebracht, daß man nicht wohl konnt Ada finden
In Unschuld wie sie sagt, ihr schweeren nichtes galt,
Der Gera schwure auch; und wie sie sich anstallt,
Sah man wol, daß sie war erschrocken und verborgen,
Und ware ihr Geschlecht daher in grossen Sorgen.
Abenar wollt den Schimpf den Ada ihm gethan,
Nicht leiden, sein Geschlecht stund da für einen Mann.
Rimon ihr Vater kam und ihre beyde Brüder,
Baena und Rechob, und ihres Stammes Glieder,
Die wollen, Gera sollt beweisen was er sagt,
Und wurde diese Sach dem Richter angebracht.
Die Berothiter all gen Bersaba erschienen,
Abenars Freund seynd auch bereit ihm wohl zu dienen,
Darunter unser Hauß auch mit begriffen war;
Es kame Kis auch selbst nebst meinen Brüdern dar.
Die Ada als sie sah den Beystand ihrer Freunde,
Erhobe sich ihr Muth und pocht sie ihre Feinde,
Sie foderte die Rach, weil Gera ihr Geschlecht
Also geschändt, so soll ihr Joel sprechen Recht.

Der Joel fraget nach, wo Adriel möcht leben,
Es wird in alle End hin der Befehl gegeben,
Daß Adriel erschien, ich wünscht und wünschte nicht,
Daß er sich stellte ein für Joels sein Gericht;
Dann, war er ohne Schuld, hätt er doch leiden müssen,
Und schuldig mocht ich nicht ihn sehn sein Blut vergiessen.
Drum war ich froh als er zur rechten Zeit nicht kam,
Da doch erschiene der Meholathiter Stamm.
Daß also drey Geschlecht um dieser Sache willen
Für Joel stellten sich, gerichtlich zu erfüllen,
Was jedes Ehr betraf. Der Jemiiter Haus
Es mit Abenar hielt, der wolte gantz durchaus
Daß Ada würd verdammt. Die Berothiter sprachen:
Der Gera zeuget falsch, man muß zu diesen Sachen
Noch klareren Beweiß. Des Adriels Geschlecht
Hält es mit Ada auch, und ihre Ehr verfecht.
Dieß war ein harter Streit und gar ein schwerer Handel,
Man wuste nichtes böß von Ada ihrem Wandel,
Und Gera war ein Mann der keinen nicht betrog,
Daher sich diese Sach gar lange hin verzog;
Und führt ich unterdeß ein so betrübtes Leben,
Weil ich in Haß und Lieb und Eifersucht must schweben,
Daß es noch Wunder ist, daß ich nicht gar verfiel,
Und meine Lebens-Zeit erreicht ihr letztes Ziel.
Dieß ware noch mein Trost, daß dieser Handel machte,
Daß Joel nicht so bald an unsre Hochzeit dachte,
Dann ihm war keine Frist, der Morgen, Mittag, Nacht,
Wurd für dem Richterstuhl beständig zugebracht.
Der Berothiter Stamm als der zum meisten litte,
War auch der, so die Ehr der Ada wohl bestritte,
Daß wann nicht Joel hätt dem Gera Hülff erzeigt,
Der ihm insonderheit in allem war geneigt,
Wär es schier seyn geschehn. Man kont sich nicht drein richten.
Joel war Ada hold, und wolte doch nicht schlichten
Die Sach wie er gekonnt, er fiele allen bey,
Er sprach kein Urtheil nicht, und sprach auch keinen frey.
Indem nun diese Sach so lief von allen Seiten,
Kam Bichri in die Stadt. Ich kannte ihn von weiten,

Und weil er Adriels sein Freund, war er mit ihm
Nach Gesur hingereist, für unsers Richters Grimm.
Er kam darauf, so bald die Zeit es wollte leiden
Zu mir, dahin, allwo ich heimlich ihn bescheiden,
Und klagten wir allda einander unsre Pein,
Und in was böß Gerücht hie Adriel müst seyn.
Der Bichri sagt darauf, dieß würd er nimmer dulden,
Und eh sein Sterben sehn, als seine Ehr in Schulden.
Deßhalben wollt er gleich ihm dieses melden an.
Vergebens plag ich mich, weil ichs nicht wehren kan,
Und wie ich ihm auch klagt, wie man mich hätt versprochen
An Joel, sagte er: So ist das Band gebrochen,
Von dir und Adriel. Ich sprach: In Ewigkeit
Vergeß ich seiner nicht; schaff, daß er mich befreyt.
Ich will nach Gesur hin, will er dahin mich führen,
Da kan ich Sicherheit für Joels Wüten spüren.
Dieß nahme Bichri an, und treibet ihn die Ehr,
Die schier verlohren war, des Adriels so sehr,
Daß er gleich reiset fort, nach Gesur hinzubringen
Die ungewohnte Mähr von diesen Wunderdingen.
Immittelst wird kein Schluß ohn Adriel gemacht,
Und durch Abenars Fleiß die Sach dahin gebracht,
Daß sein beklagtes Weib nach Nobe für dem Herren
Soll mit ihm reisen fort; sie thut sich heftig wehren,
Und will durchaus die Prob des Eiferopfers nicht,
Doch alle ihre Freund seyn selbst hierauf erpicht.
Der Richter wolte gern, daß es nicht möcht geschehen,
Doch Gott und sein Gesetz durfft er nicht wiederstehen.
Drum gieng die Reise fort; der Richter selbsten zieht,
Und wir, die wir befreundt, wir giengen gleichfalls mit,
Begierig, wie es möcht mit diesem Handel kommen.
Wir wurden in der Hütt des Stifftes angenommen,
Von Ahilob, der da den Leibrock hatte an,
Der alles mit ihr thut, was man verrichten kan.
Ihr Haupt wurd ihr entblöst, der Priester sie beschweerte.
Sie wurde ganz erblast, wie man an sie begehrte,
Daß sie das Wasser trünck, das da verfluchet war,
Dadurch, ob sie ohn Schuld, könnt werden offenbar.

Wie mir hiebey zu Muth laß ich dir selber rathen.
Und wie wir in der Hütt uns so versammelt hatten,
Da auf die Ada war jedwedens Aug gericht,
Man unvermuthlich von des Ritters Ankunft spricht.
Ein jeder schaut sich um als Adriel erscheinet,
Nun sey die Ada loß ein jeder schon vermeinet.
Er tritt zu Gera hin, und spricht: bist du der Held,
Des lügenhafter Geist anfüllet nun die Welt.
Auf Ada, fuhr er fort, zeig deiner Unschuld Probe,
Zeug den Abenar an, daß er dich wieder lobe.
Trinck! was dir wird gereicht, zu deinem höchsten Ruhm,
Beweise für dem Volck, für diesem Heiligthum,
Was deine keusche Seel von Gera müssen leiden,
Dann wird man dich statt schmach, mit ehr und ruhm bekleidē.
Wie dieses mich erfreut, konnt jedermann gleich sehn,
Und waren Ada Freund sehr froh, daß dieß geschehn.
Sie aber blieb erbleicht; sie wehrte sich zu trincken,
Sie wollte in die Erd für grosser Angst schier sincken.
Die Freunde sprachen zu, der Priester trieb sie an,
Bekenne oder trinck, sagt ihr ergrimmter Mann.
Hiemit trinckt sie es ein. Die es mit Gera hielten,
Das unsre Freundschaft war, nach diesem Ausgang zielten
Mit hefftiger Begierd. Der Adriel steht da,
Und siehet unverfahrt; Ich ware ihm so nah
Daß ich die leisen Wort, die er mir sagt, konnt hören:
Wann deine treue Lieb bey dir noch steht in Ehren,
Und daß mich Bichri hat aus Freundschaft nicht getröst,
Solst du noch heute seyn aus Joels Macht erlöst.
Die Anstalt ist gemacht, nach Gesur dich zu bringen,
Sey nur getrost; Ich hoff es soll uns wohl gelingen.
Ich sagt hierauf kein Wort und winckte ihm nur zu,
Daß er verspüren könnt, daß ich dieß willig thu.
Indem der Priester nun das Eiferopfer zündet,
Hebt Ada plötzlich an, die sich nicht wohl befindet,
Zu schreyen Ach und Weh! ein jeder drängt sich hin,
Ich voller Angst und Sorg, ich nicht die letzte bin.
Abenar sie befragt, der Richter auch imgleichen,
Daß sie die That bekenn. Sie sagt: Nun ich nicht weichen

Noch hie entgehen kan, bekenn ich alles frey,
Ich habe meinen Mann betrogen, ohne Scheu.
Ist es denn Adriel? der Richter plötzlich fragte,
Ja Adriel der ists, die Ada wiedersagte.
Wohlan, trat Gera auf, die Wahrheit ist am Tag.
Man schaut an Adriel was der wohl sagen mag,
Der thut noch unverfährt, und will die Ada sprechen.
Doch übertäubt man ihn, Abenar will sich rächen,
Die Schuld ist hell und klar. Die Ada gantz befiel
Daß es nicht anderst scheint als ob sie sterben will.
Man trägt sie in ein Hauß, und Adriel soll geben
Von ihme sein Gewehr; Das koste den das Leben,
Spricht er, der dieses sucht und geht auf Gera loß.
Hierauf wird ein Tumult, und alle Degen bloß.
Der Richter ruffet bald den Adriel zu fahen,
Doch darff sich keiner nicht so eilig zu ihm nahen,
Er kommt aus ihrer Hand; und seiner Freunde Rott
Hilfft ihm aus dieser Noth, reist ihn aus diesem Spott.
Der Sieg war unser nun, die Jeminiter prangen,
Doch kost mir dieser Sieg gar viel benetzte Wangen,
Der Berothiter und Meholathiter Haus,
Die waren höchst betrübt, daß es so lief hinaus.
Abenar rief um Recht, die Ada sollte sterben,
Die alle Welt verließ und suchte ihr Verderben.
Auch sucht man Adriel, doch war der nicht zu sehn.
Ich wust in meinem Sinn nicht wie mir war geschehn.
Und war noch so bestürtzt, als Bichri heimlich nahme
Die rechte Zeit in Acht, und in mein Zimmer kame,
Er fragte gleich, ob ich zu reisen wär bereit:
O nein, sprach ich hiezu, es ist nicht mehr die Zeit,
Sag Adriel nur an, daß ich sein gantz vergessen,
Weil er sein eigen Ehr so wenig übermessen.
Ich bin einmahl verlobt an Joel, der ist mein,
Eh will ich wehlen den, als Adriels zu seyn.
Bichri, der that bestürtzt, ich aber ließ ihn stehen,
Und sagte dieses noch: Wo er nicht bald würd gehen,
Sollt er für Adriel mit Ada leiden Spott,
Dieß bracht ihn in die Flucht, zu meiden diese Noth.

Ich war nun gantz gewillt, den Adriel zu hassen,
Und Joel, dem ich schon verlobet, mich zu lassen,
Wiewohl aus keiner Lieb, nein, nur aus blosser Rach,
Ich wust, daß ich hiedurch mich stürtzt in Weh und Ach.
Indem wir nun also zu Silo noch verbleiben,
Gieng ich die Traurigkeit einsmahlen zu vertreiben,
Mit Beroa, die da des Gera Tochter war,
Am Abend in ein Holtz. Kaum waren wir alldar,
Da sahn wir uns umringt von unbekannten Leuten,
Die uns ohn Wortgepräng antrieben fort zu reiten,
Auf zugerüste Pferd, man führt uns schier halb todt
Nach einem Berghaus zu, allda uns diese Rott
In eine Kammer bracht, darinn wir Ada funden,
Ihr Ansehn frischte auf der Seelen tieffe Wunden.
Sie gienge mich fürbey, und sprach Beroa an,
Zwar nicht mit Höflichkeit, dieweil sie dieß nicht kan
Erzeigen dessen Kind, der ihre Ehr geschändet:
So seh ich, daß sich noch nicht gar mein Glück geendet.
Ja! Beroa, du sollt erfahren meinen Grimm.
Nehmt Gera Tochter hin; sprach sie mit lauter Stim̃,
Thut mit ihr was ihr wollt, ich geb sie euch zu eigen.
Auf dieß gehörte Wort, wollt Beroa sich zeigen,
(Was kan bedrängte Noth) und haschet dessen Schwerdt,
Der da zu seiner Lust und Geilheit sie begehrt.
Sie stellt sich in die Eck, und that sich männlich wehren,
Ich wollt ihr folgen nach, und ware mein Begehren,
Zu finden eh den Tod als meine Ehr geschwächt.
Doch Ada spricht mir zu, ich sollt sie hören recht,
Es wäre nicht um mich dieß Wesen angesehen,
Besondern nur aus Rach für Gera so geschehen;
Und sollt ich meinen Haß ja wenden nicht zu ihr,
Dann was sie hätt verübt, wär gantz nicht schädlich mir;
Der Adriel wär rein, sie hätt es müssen sagen,
Doch der so sie dazu bewegt, den wollt sie plagen
Mit eben solchem Schimpf, des Gera Kind sollt seyn
Mit ihr in gleicher Straff, in gleicher Schmach und Pein.
Ich blieb hierob bestürtzt, erschrocken und erfreuet;
Daß Adriel ohn Schuld, mein Liebesfeur erneuet,

Daß Beroa in Noth, geht mir durch meine Seel,
Was Ada freut, ist dieß, worüber ich mich quäl.
Es war die Beroa Melchisua verlobet,
O um denck wie es mich schmertzt, daß Ada also tobet.
Ich meynte, Ada wär in Haft, und sehe nun,
Daß sie gantz frey, und das was ihr beliebt, kan thun.
In solcher meiner Qual, in Ada ihrem Wüten,
In Beroa Gefecht, die ihre Ehr zu hüten,
That mehr als menschlich war, kommt da mein Bruder hin,
Mit zwölfen seiner Freund, denck nur, wie froh ich bin.
Beroa macht er loß, und Ada ihr Entsetzen
War unsrer Freude gleich, sie wollt sich widersetzen,
Mit ihrem Volck, das da von Joels Dienern war,
Indeme Gera auch sich findet bey uns dar,
Er und Melchisua, die hatten uns verlohren,
Und folgten nach der Spur, da sie wie neu gebohren
Uns funden beyderseits. Die Ada ward gebracht
In Haft, wir aber beyd hingegen frey gemacht.
Des Joels Knecht, die da verrathen ihren Herren,
Setzt man gleich zu der Red, da was man wollt begehren,
Uns ward von ihnen kund, auch sagte Ada an
Was schier niemand von uns für Schreken glauben kan;
Wie nemlich Joel hätt sie mit Gewalt geschändet,
Als sie zu Bersaba, und ihr viel zugewendet
Von Gütern, daß sie sollt ja halten reinen Mund,
Wie Gera nun von ihr zu melden was begunt;
Wiewohl mit Adriel er fälschlich sie betrogen,
Hätt sie sich diese That schwer zu Gemüth gezogen,
Doch wär von Joel ihr ein guter Muth gemacht,
Nach dessen Rath und Schluß sie alles so vollbracht.
Dem Adriel zur Plag und Joel zu Gefallen
Hätt sie dieß falsch Gerücht von ihnen lassen schallen;
Und weil sie Joel drauf aus ihrer Haft befreyt,
Und heimlich sie hieher in dieses Haus begleit,
Allda er ihrer meynt recht wieder zu geniessen,
Hätt sie ihm ihren Schluß fürhero lassen wissen,
Daß wann sie Beroa in solchen Spott gebracht,
Als wie ihr Vater sie zu Schanden hätt gemacht,

Wollt sie gantz williglich dann seines Willens leben,
Daher man dieß gethan, was ihr möcht Ruhe geben.
Hierauf der Gera sagt, er hätt sie einst geschaut
In ihrer geilen Lust, und als er es getraut
Dem Richter kund zu thun, der doch selbst Schuld gewesen,
Hätt er den Adriel zu dieser That erlesen,
Und selber ihm bekannt, daß er es gar wohl wüst,
Darauf er diese Klag auf sein Geheiß gemüst
Anmelden öffentlich, das er nun wollt bereuen,
Weil Joel ihn verführt. Wie ich mich that erfreuen,
Daß Adriel ohn Schuld, ist zu erzehlen nicht.
Mitdeß daß dieses nun also bey uns geschicht,
Erfahrt man in der Stadt von diesen Wunderdingen,
Der Joel weis für Angst nicht was er soll fürbringen,
Er eilt gen Bersaba ganz eilig eh es tagt,
Denn der scheut Tag und Licht den sein Gewissen plagt.
Wie dieses kam für Kis, rieth der man sollte schweigen,
Und hierinn diese Ehr dem Samuel erzeigen.
Und ward es drum vertuscht, daß diese lose That
Kein Mensch nach dieser Zeit wie du erfahren hat.
Abenar ließ sein Weib in dem Gefängniß richten,
Und weil die Schuld am Tag, so ließ sich leichtlich schlichten
Der Haß den ihre Freund mit uns darum geführt.
Sie dancken Gott, daß es nicht weiter wird berührt.
Hierauf beschliessen sie mit aller Stämme Willen,
Das Unrecht, so im Land ergehet, gar zu stillen,
Daß ihme Samuel soll wählen einen Mann,
Der da ein König sey und besser richten kan,
Dann alle Heiden ja nachlebten solcher Weise.
Der Schluß der wird gemacht, sie heben an die Reise,
Nach Ramath kommen sie, und Samuel vernimmt
Mit Schmertzen dieß Gewerb, doch weil es so bestimmt,
Und er sah, daß es Gott wollt haben, solit geschehen
Der Stämme ihr Begehrn; worauf sie von ihm gehen.
Nicht lang nach dieser Zeit ward Saul dazu erwählt.
Nun ware doch mein Stand, ob schon erhöht, gequält,
Weil Adriel mir stets in meinen Sinnen schwebte,
Und weil ich nichts von ihm erfuhre, traurig lebte.

Von Joel war ich frey, der mit dem Richterstand
Zugleich sein Leben ließ. Doch bliebe mir entwandt
Die Ruhe wie zuvor. Ich lebt in steten Sorgen,
Und da dieß Liebesfeur war aller Welt verborgen,
So brannt es drum vielmehr in meinem innern Sinn.
Ich bin nicht in mir selbst, was ich bey Leuten bin.
In solcher Trauerzeit ward unser Land geehret
Mit deiner Gegenwart; Doch anfangs ward vermehret
Mit dir mein quälend Hertz, weil Adriel mit kam,
Und sich also erwieß, daß ich den Eifer nahm
Für Liebe in den Sinn. Ich dacht ich bin verlassen,
Thalmais liebet er, wohlan, ich will ihn hassen;
Dieß hassen aber kam mir saurer an als ihm.
Ich fühlte nur die Qual, empfande einen Grimm,
Der mir mein Hertz abfraß. Und wie nun dein begehrte
Mein Bruder Jonathan, ich ihn hiemit verfehrte,
Daß ich ihm bildte ein, dich liebte Adriel.
Das macht die Eifersucht, die die verliebte Seel
Von deinem Jonathan empfand mit solchem Wüten.
Ich war allein geschickt dieß Unglück auszubrüten,
Mir hastu nur den Danck zu geben für die Pein,
Die meine Eifersucht dir Schwester schenckte ein.
Doch als ich endlich sah daß ich mich hatt betrogen,
Und deine Heurath mir die Decke abgezogen,
Kam durch Beroa Fleiß die Sach in solchen Stand,
Daß Adriel mein Hertz und ich das seine kannt.
Er sagt mir nach der Läng wie Bichri ihn betrübet,
Und ich erzehlte ihm was Klagen ich verübet;
Doch konnte unsre Lieb, die nun war neu erneut,
Noch brechen nicht herfür, es war noch nicht die Zeit.
Es mag der König ihn nicht eben gerne leiden,
Weil sein gehabtes Gut er Abner wollt bescheiden.
Und weil die Rede gieng, der Abner liebte mich,
Ist er daher geheim, und muste bergen sich.
Auch hat noch dieß den Groll des Königs viel vermehret,
Daß er mit Gera sich, den Saul für andern ehret,
Geschlagen, als er kam hinwieder in das Land;
Da, ob nun zwischen sie zwar wohl ein Freundschaftsband,

Denckt

Denckt es der König doch. Und hast du so vernommen,
Wie weit mit Adriel und mir es ist gekommen.
Wir harren nur der Zeit, und leben so vergnügt,
Nun steht bey Gott, daß uns die Eh zusammenfügt.

* * *

Ich bin dir, sagt hierauf Thalmais, hoch verbunden,
Daß deiner Heimlichkeit du mich gewürdigt funden,
Doch weil die Beroa, meins Mannes Brudern Frau,
Weiß diese Lieb und schweigt, will ich auch, daß mir trau
Die so der Adriel, der tapfre Held, erwehlet,
Hast du schon gleich wie er mich vor der Zeit gequälet
In meiner Lieb, so ist es ohne Schuld geschehn.
Gott laß dich in dem Stand, in dem ich bin, bald stehn!
Das wünschet dir mein Hertz! Der Höchste das erhöre.
Die andre wieder sprach: Wann es zu seiner Ehre
Und meinem Nutzen reicht. Dieß hörte David an,
Sein Hertze was empfindt, das er nicht melden kan.
Es liebet Adriel die eine von den beyden,
Das hat er angehört, und muß es auch so leiden,
Und fällt ihm Merob ein, daß die könn seyn die Braut,
Die ihm Gott hat bestimmt, für Adriel ihm graut.
Wann Michal Lieblichkeit ihm dann bescheint die Sinne,
Meint er, dem Adriel er sie nicht lassen könne.
Doch wie er sich besinnt, daß er ja werd geliebt,
Und auch der Adriel, sein Hertz zur Ruh sich giebt.
Hierauf bedencket er, wie frommer Leute Kinder
Oft von der rechten Bahn nachgehn den Weg der Sünder,
Und daß nicht die Gebuhrt mitbring denselben Geist,
Der in den Vätern ist, wie Joels Beyspiel weist.
Daher oft dient zur Qual, was andern ist ein Seegen,
Kein Kind viel besser ist, als viele, die da legen

Sich

V. 1241. Die so der Adriel, der tapfre Held, erwehlet.)

Diese Umschreibung leget ihr der Poet um seiner Absicht willen in den Mund; nemlich weil er David in der Ungewißheit und Verwirrung haben wollte, welche von beyden, die Merob oder die Michal, ihn liebete.

Sich auf die Lasterbahn, das diese töden kan,
Von denen sie zuerst das Leben nehmen an.
Er wünscht bey Isai sich stets so zu bezeigen,
Daß der nicht mog zum Grab die grauen Haare neigen,
Besondern seine Lust im Alter an ihm sehn.
Dieß will er halten stets wie auch bisher geschehn.
Weil aber nun die Zeit und das getobte Brausen,
Der Elementen Krieg, des Windes tolles Sausen
Sich wiederum gelegt, und alles war in Ruh,
So daß die Morgenröth anbrechen wollte nu;
Merckt David, daß die drey anheben einzuschlaffen,
Drum steht er leise auf, und geht nach seinen Schafen.
Die Dämmerung vermag zu stillen nicht die Lust,
Daß er die sehen könn, von der ihm nun bewust,
Daß sie ihm wäre hold, er must noch länger harren,
Und seine keusche Freud bis auf den Tag versparen.
Die Weile ward ihm lang, die Klippen sah er an,
Ob deren ihre Spitz ihm nicht was melden kan.
Indeme wird der Stein, den er ansieht, erröthet,
Und drauf die Finsterniß zu weichen angenöthet,
Allmählich wird es hell, der Purpur breit sich aus,
Und scheinet in die Höl, in dieses Klippenhaus.
Das Feld wird hierauf wach. Zuerst tönt aus den Büschen
Der Nachtigallen Lied, ihr angenehmes Zischen
Sagt gute Nacht der Nacht, der stillen Einsamkeit,
Und rufft der immer zu, daß sie doch nicht zu weit
Von ihnen sich begeb, dann diese sie belieben.
Hierauf der Vögel Heer vermehret sich zu'üben,
Und zwitschert in die Wett, die Nachtigall wird still,
Weil sie nicht ihre Kunst bey andern mengen will.
Man höret hin und her die muntern Hunde bellen,
Der Schall geht in die Berg, die mehr und mehr sich hellen
Weil nach der Morgenröth der Sonnen helles Kleid
Auf ihren Gipfeln wird sehr herrlich ausgebreit.

Der

V. 1285. Zuerst tönt aus den Büschen. ꝛc.)

Folgende umständliche Beschreibung ist wieder ein annuthiges Stücke von einem Schäfergedichte.

Der schöne Morgenthau war auch bereits gefallen,
Die angenehme Zunfft der Hirten that erschallen,
Bald hie, bald da herum, ein jeder triebe aus.
Der Peitschen ihr Geklatsch erschallt von Hauß zu Hauß,
Und wehrt dem dumen Vieh, wann das wollt Abweg nehmen.
Des Davids seine Heerd wollt sich auch schon bequemen,
Sein Hund war zwar bereit; doch aber nicht der Hirt,
Der von der, so die Höl bedeckt, gehalten wird.
Er wartet fleißig auf, bis seine Sonn erscheinet,
Für welche er nicht gnung geschmückt zu seyn vermeinet,
Ziert sich darauf, so gut sein Hirtenkleid es gönnt,
Sein schon gesalbtes Haupt mit Blumen er bekrönt.
Inzwischen kommt der Wag der dreyen Printzeßinnen,
Dem sie, als sie die Höl zu ihrem Schutz gewinnen,
Befohlen, in dem Wald zu harren aus die Nacht,
Und machet sein Getön, daß Michal bald erwacht.
Wie sie Thalmais sieht in Merobs Armen liegen,
Steht sie behende auf, um dieser ihr Vergnügen
Zu stöhren nicht so bald, und gehet aus der Höl
Zum Wagen, daß sie da dem Führer was befehl.
David, der Michal sieht, eilt gleich sie zu begrüssen,
Küßt der Printzessin Rock, wirfft sich zu ihren Füssen.
Woher, redt er sie an, kommt diese hohe Gnad,
Die meine Schäferhütt anitzt empfangen hat,
Daß ich des Hofes Zier darf sehn in meinen Auen,
Wer bringet unserm Ort dieß edle Gut zu schauen?
Des Königs Tochter hie? Weist du noch, wer ich bin,
Sagt Michal, ich vermeint, dein freyer Schäfersinn
Gedächt nicht mehr nach Hof? Ich bin froh dich zu sehen
Zu hören deinen Stand, der Deinen Wohlergehen.
Was ist der David doch, derselbe wiedersagt,
Daß meines Königs Kind nach meinem Wesen fragt?
Des Davids Wohlergehn, sprach sie, muß uns erfreuen,
Denn wen mein Vater liebt, werd ich niemahlen scheuen.
So lieb mir diese Gnad, sagt er, die mich beehrt,
So leid ist mir was ich fürher hab angehört,
Daß da die Michal meint, ich sey so grober Sinnen,
Daß zu vergessen ich die Gnade könnt beginnen,

Die ehmals ich bey Hof zu Gibea erlangt,
Von der ohn Unterlaß mein stoltzer Muth noch prangt.
Es wissen es die Büsch, die Wiesen, Berg und Wälder,
Die Bäche hie umher, die Thäler und die Felder,
Was ich von Michals Schön sing ihnen täglich für.
Ja wann es möglich wär, daß diese meine Thier
Vermöchten mit der Sprach zu zeugen, was sie hören,
Sie würden itzt mein Wort mit ihrem Ja bewähren,
Und weil nun, wie gesagt, ich so glückselig bin,
Erwart ich den Befehl, was ich soll, und worinn
Ich dienen kan allhie; was kan der Landmann geben,
Nieth ich gehorsamst an. Das schlechte Hirtenleben
Vermag nicht gar zu viel. Die Michal wird erröth,
Und schweiget hiezu still, das schier den David tödt,
Weil er denckt, seine Wort die haben sie betrübet,
Und daß es diese sey, die Adrielen liebet,
Dahero seine Wort nicht wohl genommen an;
Er liebt sie allbereits, ohn daß er hoffen kan.
Indem sagt sie zu ihm: Ich bin hieher gekommen
Wohl recht von ungefehr, dann wir uns fürgenommen,
Noch gestern wiederum in Gibea zu seyn;
Doch ward es uns zu spät, und fiel ein Wetter ein,
Das also heftig war, daß uns hier zu verbleiben
Die höchste Noth befahl. Ich werd den Tag anschreiben,
Sprach David, der mir bringt so unverdiente Gnad,
Daß ich nun sagen kan, wie da geruhet hat
In meiner Höl die Zierd von Benjamins Geschlechte,
Ja von gantz Israel; Ich preiß mit allem Rechte
Hochseelig diesen Tag, für andern ist er hoch.
Der Michal Wangen Zier ein neue Röth umzog,
Als sie hört dieses Lob, das sie nicht wollte hören,
Drum bricht sie ab die Red, und thut von ihm begehren,
Daß er ihr sagen soll, was das sey für ein Hauß,
Das da an jenem Berg für andern schien heraus?
Der Suri wohnet da, spricht David, dem gegeben
Zeruja ist zum Weib. Wie? fraget sie daneben,
Ist Davids Schwester nicht Zeruja, als ich meyn?
Ja, sprach der Hirt. Sie fragt, ob sie beerbet seyn?

Er

Er saget wieder: Ja. Ihr Wunsch ist sie zu sehen,
Weil sie sie für der Zeit gekannt. Das kan geschehen,
Sprach David, ohne Müh, ich will gleich zu ihr hin.
Wann ich da, wandt sie ein, nur nicht beschwerlich bin,
Will ich den Weg mit thun. Das wär zu grosse Ehre,
Spricht David. Nein, sagt sie, wann ich es so begehre,
Die Schwestern schlaffen noch, und eh sie sind erwacht,
Soll diese kurtze Reis schon seyn zu End gebracht.
Erwachen sie dann gleich, will ich ob ihrem Schrecken,
Daß sie mich finden nicht, nur eine Freud erwecken.
Und weil Zeruja ist der Merob sonders werth,
Will ich sie holen selbst. Hiemit der Kutscher fährt.
Der David der bey ihr in ihrem Wagen sitzet,
Wird von so hoher Güt je mehr und mehr erhitzet,
Doch dämpft er diese Flamm, die eh nicht soll entstehn,
Bis daß er weiß von wem er sich geliebt wird sehn.
Das Hauß drinn Suri wohnt, ein Wald umher beschlosse,
Es lag auf einer Klipp, von deren sich ergosse,
Ein ungestümer Bach, der von dem Regen war
So aufgeschwellt daß er bedrohte mit Gefahr
Den der sich wollt zu leicht in seine Wellen wagen.
Drum wollt der Führer nicht durch diesen Bach durchjagen,
Besondern nahm den Weg weit durch den Wald herum,
Und kame an den Ort, allwo des Löwen Grimm
Von David war gestillt. Die Michal sich erschrecket,
Als sie schaut auf der Erd den Löwen ausgestrecket.
Sie meinet daß er leb, drum spricht ihr David zu,
Und stillet ihre Furcht daß sie nimmt wieder Ruh.
Er kan dieß hohe Werck nicht so gering beschreiben,
Daß Michal sollte nicht darob verwundert bleiben,
Die zu ihm sagt: Fürwahr, der David hat verdient
Nach dieser Helden That, daß sein Ruhm ewig grünt.
Ward sie fürhin erröth, als er ihr Lob ausbreit'te,
So gehet es iezt auch an dieses Helden Seite;
Die Wangen feuren an, die Augen bergen sich.
Er wollt sie wüst es nicht, doch spricht sie emsiglich
Von dieser grossen That bis sie nach Suri kommen.
Allda Zeruja kaum die Freudenpost vernommen,

Daß Michal kommen an, Ahinoam ihr Kind,
Die sie allzeit geliebt, sie sich von Freuden findt
So überhäuft, daß sie nicht weiß was sie beginnet.
Sie läuft bald hin bald her, indeme die gewinnet
Den hohen Windelsteig und eilet was sie kan,
Daß sie Zeruja mög im Bett noch treffen an.
Die aber schon gerüst und sie mit beyden Armen
Umfahrt und hertzlich küßt: Sie spricht, wo dein Erbarmen
Und deine Gütigkeit, o Michal nicht bey dir,
Schämt ich mich daß du mich also solltst finden hier.
Ich war mir diese Ehr wohl heute nicht versehen,
Und weiß in Wahrheit nicht recht wie mir ist geschehen.
Des Königs Tochter kommt hie in ein schlechtes Hauß,
Es siehet hie, wie man lebt auf dem Lande, aus.
Wo ich Zeruja sind, die Michal hiezu saget,
Da ist es eben recht, und alles mir behaget,
Weil ich von David hört daß dein Hauß also nah,
Konnt ich mich zwingen nicht bevor ich dich hie sah.
Nun ist mir aber wohl. Hiemit sie sich umfassen,
Und David der sie will etwas alleine lassen,
Bestellet unterdeß daß man die Speiß bereit,
Der kleine Joab kommt mit seinen Brüdern beyd
Um ihren Vetter her und ihn gar frölich grüssen.
Wann David kam ins Hauß sich alle freuen müssen.
Der Suri war nicht inn, doch thate das Gesind,
Was David haben wollt, der lässet bald ein Rind
Zurichten und dabey läst Esel er herführen,
Die sollen Speiß und Tranck, wie es sich will gebühren,
Hintragen nach der Höl, und Joab bittet ehr,
Er mög ihn nehmen mit, er wollte auch die Ehr
Geniessen daß er könnt des Königs Töchter sehen.
Der David sagt ihm zu, er sollte mit hingehen,
Darauf schmückt er sich aus, weil schon in seinem Blut
Sich zeigt ein stoltzer Sinn und ein erhobner Muth.
Weil nun die Michal eilt um ihrer Schwester willen,
Bitt sie Zeruja soll ihr Wünschen doch erfullen,
Und fahren mit ihr hin, die ist alsbald bereit,
Man spannt den Wagen an, da Michal ihre Zeit

Im

Immittelst bringet zu, des Landes süsse Leben
Hie anzuschauen recht, davon dann wird gegeben
Von ihr ein solcher Schluß, daß sie den Hof veracht,
Wann sie die Dienstbarkeit mit dieser Ruh betracht.
Der Hof der ist ein Band der unsern Willen zwinget,
Und übergüldte Qual für reine Lust uns bringet.
Es dienet alles da, es dienet Herr und Knecht,
Der Knechte Dienst uns selbst die freye Herrschafft schwächt.
Es muß oft unser Will nach ihrem Willen gehen,
Und dem der mich bedient muß ich zu Dienste stehen.
Ich bin des Knechtes Knecht, und hab den Willen nicht,
Daß was derselbe will, ich ohne Müh verricht.
So waren Michals Wort, Zeruja wollt bestreiten,
Der Hof der gienge für, und wäre auch bey weiten
Geprießner als das Land. Doch Michal blieb dabey,
Bey Hofe lebt man streng, im Felde lebt man frey.
Hierauf geht nun die Reis nach der verlaßnen Hölen,
Allwo Thalmais sich und Merob hefftig quälen,
Weil sie als sie erwacht, die Michal funden nicht,
Und finden keinen auch der ihnen was bericht,
Wo ihre Schwester sey. Von David seinem Knaben,
Der weil sein Herr war aus, die Aufsicht muste haben
Auf die geliebte Heerd, erfahren sie zuletzt,
Was ihre Sorg vermehrt und sie in Unruh setzt;
Daß nemlich Michal sey mit David auf dem Wagen
Gefahren in das Feld. Was will man hievon sagen?
Spricht Merob gantz bestürtzt; Indem schaut sie sich um,
Und schallt ihr für das Ohr der Michal ihre Stimm,
Sie eilet nach dem Ton, und sieht den Wagen kommen,
In welchem sie nun kaum Zeruja mit vernommen,

Da

V. 1453. Der Hof, der ist ein Band, der unsern Willen zwinget.)

Dieser moralische Lehrsatz hätte eine ungleich grössere Lebhaftigkeit erhalten, wann er als eine Folge und Frucht der Liebe Michals zu dem Schäfer David eingeführt worden wäre, indem nemlich Michal alles das vor angenehm und liebenswürdig angesehen, was mit ihrem Geliebten einige Verwandschaft hatte; und ihre Ausspruche nach der Vorschrift ihrer Leidenschaft gegeben. So wie dieser Satz hier angebracht ist, hat er ein allzu dogmatisches Aussehen.

Da wird sie hoch erfreut und eilet zu ihr an,
Zeruja ebenfalls sich nicht mehr halten kan,
Als sie die Merob sieht. Gleichwie sich streckt das Eisen
Nach dem Magnetenstein, so will sich hier erweisen
Auch Wechselsweise Lieb. Zeruja und Merob
Die streiten wer da könn einander siegen ob,
In Zeigung wahrer Freud; Zeruja war geschicket
Hiezu weil sie es wust, doch Merob gantz verrücket,
Weil dieß ihr widerfuhr ohn daß sie es gedacht,
Drum wurde Wechselsweiß bestürtzte Ruh gebracht.
Thalmais hatt ihr Theil auch mit an diesen Freuden,
Und David dessen Hertz schon vieles must erleiden,
Sah Merob an bestürtzt, die er nebst Thalmais
Aufs höflichste empfaht, er weiß nun nicht gewiß
Wer die sey so ihn liebt. Die Merob sich erweiset
Mit Michal gleicher Güt, er jede bey sich preiset.
Wann er schaut Merob an, so ist ihr Wunderschein
So starck daß der vermag sein Hertz zu nehmen ein.
Erblickt er Michal dann ist ihr liebreiches Wesen
Also für seinen Sinn dermassen auserlesen,
Daß er bey sich gedenckt, ach wann es Michal wär!
Sieht er denn Merob an, wünscht er die ja so sehr.
Er meinet aus dem Ton der Stimmen wollt er hören,
Was sein verliebter Sinn zu wissen that begehren.

Das

V. 1495. Wann er schaut Merob an ꝛc.)

Diese Ungewißheit Davids macht ihn in unsern Augen vielmehr schwach und halb lächerlich als groß; sie ist gar nicht bequem, unsere Hochachtung für ihn zu vermehren. Er liebet und weiß nicht wen; er liebet mit grosser Treue an zweyen Orten zugleich:

Es sey denn wer es sey, er will sie wieder lieben;
Er liebt sie alle beyd um keine zu betrüben.

V. 570. 571.

In den Comödien werden die verliebten Marquise so schnelle und mit solcher Ungewißheit entzücket.

V. 1502. Was sein verliebter Sinn zu wissen that begehren.)

Mit diesem Verse wird das erste Buch, eh es vollendet ist, abgebrochen, es sey, daß der Verfasser der Octavia solches mit Vorsatz an dem Orte abgeschnitten, wo die Begierde groß gewesen war, zu vernehmen, wie David seine rechte Liebste mögte gefunden haben, oder daß wircklich nicht ein mehrers von diesem er-

Das dritte Buch.

Es hatte das Gerücht von diesen Wundersiegen,
Von der Philister Flucht, von Ecrons Unterliegen

Das ersten B. verfertiget worden. Die Romanschreiber haben es öfters im Gebrauche, daß sie die Begierde des Lesers auf dem höchsten Grad erwecken, und wann sie das erhalten haben, seiner spotten, oder ihn doch ein paar Bände auf die Auflösung harren lassen. Das ist gewiß, daß der Leser in diesem ersten B. nicht vernommen hätte, auf welche Art, oder durch welchen Zufall David die gefunden, die ihn liebete, und die er sich so künstlich vorbereitet zu lieben; allermassen er im dritten B. deßwegen noch in der Ungewißheit stehet:

Er stehet bey sich an, wer ihn von beyden liebet.
V. 436.

Wann ich muthmassen darf, so hätten wir in diesem Ausgange des ersten Buchs nur noch zu vernehmen gehabt, daß der alte Isai nach David geschickt, damit er ihn mit Speise für seine Brüder in das Lager sendete. Davids freudiges Verlangen diesem Befehl zu folgen, der ihm Gelegenheit gab, das Feldlager Israels und seine Helden zu betrachten, hätte dabey ausgedrückt werden können. Einige kühne Worte, welche ihm sein entschlossenes Hertz und großmüthige Empfindungen mochten auf die Zunge geworffen haben, würden Michal in eine furchtsame Unruhe gesetzt, und dem Poeten Gelegenheit gegeben haben, seine gewöhnliche Geschicklichkeit mittelst einer solchen Verfassung der Gebährden und der Reden dieser Printzeßin zu erweisen, daß ihre Liebe dem David noch gantz zweydeutig geblieben wäre.

V. 2. Von der Philister Flucht, von Ecrons unterligen.)

Wir hätten in dem zweyten B. zu vernehmen gehabt, wie die Philister sich zu Damin gelagert, wie der riesenmässige Goliath vor ihr Lager heraus getreten, und die Israeliten zum Kampf gefodert; wie David in das Lager Israels gekommen, und Saul um Erlaubniß gebeten, daß er den Kampf mit Goliath aufnehmen dörfte. Hier hätten verschiedene Reden Davids, Sauls und Goliaths eingerückt werden können. Darauf wäre der Kampf, und die Niederlage Goliaths und der Philister beschrieben worden. Cowley hat diese Dinge in seinem dritten Buch erzehlet, wo er sie dem Joab in den Mund leget, der dem König von Moab die Geschichte Davids bis zu der Zeit erzehlet, da Michal Sauls Trabanten mit dem hölzernen Bilde, das sie ihnen in Davids Bette vor ihn gewiesen, geäffet, und ihm auf die Flucht geholfen hat.

Das gantze Land erfüllt, gantz Jsrael hört an
Verwundert und erfreut, was Gott bey sie gethan.
Ein jeder Stamm verlangt zu stillen sein Verlangen,
Den König und das Heer mit Jauchtzen zu empfangen,
Theils gehn nach Gibea den Einzug anzusehn,
Theils gehn dem Lager zu um selber zu verstehn
Was man von David spricht, von dessen Wunderstreiten,
Von dessen fremden Kampf. Sein Lob weit auszubreiten
Jst jeder Stamm bemüht, doch Juda für sie all,
Weil er ihr Bruder war, und er sie von der Qual
Der Dienstbarkeit befreyt, sie traffe es für allen,
Drum muste ihre Freud nun in die Luft erschallen.
Die Bürger zu Damin, Asecka und Socho
Die waren daß sie so befreyet mehr als froh.
Sie hatten wieder Fried, kein Schrecken mehr sie schreckte,
Die Sicherheit war da, die Davids Sieg erweckte,
Das Feld ward wieder wach, der Landmann führt den Pflug,
Man hatte am Geschrey der Krieger übrig gnug.

Saul gabe nun Befehl das Lager aufzuheben,
Wozu im gantzen Heer sie mehr als willig leben,
Es tönt die Feldtrompet zum Abzug; Man bricht auf.
Es reiset also hin der Helden froher Hauf,
Ein jeder war beburdt mit der Philister Schätzen,
Zum Zeichen seiner Ehr, die Last ist ihr Ergetzen,
Sie gehen muntrer jezt, als fürhin da sie leer.
Das ungewisse Glück beschwerte sie vor mehr
Als nun der schwere Raub. Der David hat zu schaffen,
Daß Goliath sein Haupt, des Schwerdt und grosse Waffen
Auch kommen mit von da, dieß ware seine Beut,
Die Ursach alles Raubs der andern Kriegesleut.
Viel anders zog er weg, als er war hergekommen;
Gleich als ein schlechter Hirt war er hie aufgenommen,
Nun aber ehrt man ihn als einen Kriegesheld,
Der da nach Hof gehört, und nicht mehr in das Feld.
Jn diesem neuen Stand hofft er wohl zu behagen,
Der die da ihm zu lieb wollt Hirtenkleider tragen,
Wie ehmahls er vernahm in jener süssen Nacht,
Die ihm, was er niemahls gehoffet, wissend macht.

Es war sein Hertz schon da, dahin die Reise gienge,
Der Wunsch ist mit vorhin, daß alles wohl gelinge.
Des Königs, Jonathans, ja ihr selbst eignes Wort,
Stärckt seinen Liebesgeist, treibt alle Zagheit fort.
Als nun die letzte Nacht nach aller ihr Verlangen
Dem Tag gewichen war, darinnen sollt empfangen
Das frohe Gibea den König und das Heer,
Kam kaum die Morgenröth in ihrem Purpurmeer
Mit munterm Angesicht daher, die Welt zu grüssen,
Da ist schon jedermann auf seinen Schmuck beflissen.
Das köstliche Gewand, da vor Gath mit geprangt,
Das wird Israel heut zum Preise umgehangt.
Was Sidon schön gewürckt, was Tiro zugerichtet,
Da Ecron mit geprahlt, hat so das Glück geschlichtet,
Daß der Ebräer Sieg damit wird hoch beziert,
Und alles im Triumph nach Gibea geführt.
Saul der erfreute Saul war gleich als neu gebohren,
Sein Muth brach wieder an, den er vorhin verlohren,
Die Ehre war so süß, daß als ein Siegesmann
Ihn heut sein Königreich soll freudig schauen an.
Woraus ihm Ruhm entstand, war seiner Ruhe Zunder,
Durch diesen grossen Sieg ward sein Hertz wieder munter,
Daß er auch nichtes ließ ermangeln an dem Pracht,
Der ihm bey allem Volck ein grosses Ansehn macht.
Der Abner kriegt Befehl, wie sollt der Einzug gehen,
Und daß er aller Welt möcht geben zu verstehen,
Wie lieb ihm David sey, so soll in Ritters Zier
Der junge kühne Held dem König reiten für.
Er sendet ihm ein Roß, das Nilus eh erzogen,
Und seinen Kleiderschmuck, den Helm, Gewehr und Bogen,
Durch Doeg; der verricht was ihm befohlen war,
Die Königliche Gab die reicht er David dar.
Mit Ehrerbietung nimmt derselbe dieß Geschencke
Von Doegs Händen an, und sagt wie er gedencke.
Dem König darzuthun mit unverdroßnem Fleiß,
Daß er so hoher Gnad nicht unerkänntlich heiß.
Es ware Jonathan zugegen, dem beliebte,
Daß solch ein Werck der Gunst Saul an dem David übte,

Den er liebt als sich selbst, und ist er nun bemüht
Daß David diesen Schmuck in seinem Zelt anzieht.
Wie dieses nun verricht, hebt an der Printz zu sagen,
Wie er niemahlen nicht in seinen Lebenstagen
Was lieblichers gesehn, es würd der Nymphenschaar
An Davids Wunderglantz sich heut verblenden gar,
Ja Merob würd sich gleich als Goliath ergeben,
Mit nichten seiner Kraft und Liebe widerstreben.
Wann nicht, o grosser Fürst, der David gegen sprach,
Dein überedles Hertz kommt seiner Zusag nach,
Verlaß ich mich gar nicht auf meine eigne Würden,
Ich bin noch nicht so lang von meinen Schäferhürden
Daß mir käm aus der Acht wie ich ein schnöder Hirt,
Und einen Fürstenstand die schöne Merob ziert.
Der Stand kommt nur von Gott, sagt Jonathan hingegen,
Die Tugend machet hoch, die ist hier zu erwegen.
Ist Benjamin erhöht, ey Juda gehet für:
Der eine hat die Kron, der andere die Zier.
Mach dich nicht selber klein, man muß ja groß dich preisen,
Weil Gott so grosse Ding durch dich schon wollen weisen.
Hiemit faßt Jonathan des lieben Davids Hand,
Die schröcklich seinem Feind und lieblich seinem Land,
Und gienge ungesäumt mit ihm und andern Helden
Nach Saul, des Angesicht konnt seine Freude melden,
Die seine Seel genoß: Er grüst sie insgesamt
Gantz liebreich, und wie nun die Aufbruchsstund berahmt,
Darinn die Ehrenkron des Siegs er sollt erlangen,
Und in erwünschtem Fried die Seinigen umfangen,
Zog alles freudig fort mit jauchtzendem Getön.
Der Himmel ware selbst erfreulichst anzusehn.
Das schönste Licht der Welt warf seine güldne Strahlen
Gantz unbetrübt, es wollt der Helden Pracht fürmahlen
Durch so vermehrten Glantz, Metall und Edelstein
Durch diese Flamm erflammt, erhoben ihren Schein.
Viel tausend Sonnen sah man von der einen Sonnen,
Die alle die Gebuhrt von jener Strahl gewonnen;
Das allzuviele Licht benahm schier das Gesicht,
Das für zu vielem Glantz man sich fast sahe nicht.

Die Luft war windelos, daß der Trompeten hallen
Durch ungestüm Gebrauß im Ton nicht konnt verfallen,
Drum schallte in den Thal verdoppelt ihr Getön.
Der Berg zu Gibea ließ wieder ruckwärts gehn
Den Schall durch Gegenhall und hiesse die willkommen
Die da nach ihrer Stadt die Rückkehr fürgenommen.
Drum macht sich Gibea aus ihren Mauren auf,
Als ihnen ins Gehör der frohen Sieger Hauf
Und letztlich ins Gesicht erschien mit solchem Prangen,
Sie eilten in das Feld den König zu empfangen.
Die Töchter Benjamin aufs schönste ausgeschmückt,
Die waren Reihenweiß mit ihrem Spiel geschickt.
Aus allen Städten war der Kern von schönen Frauen,
Und die Thalmais selbst mit Michal lassen schauen
An diesem Freuden-Tag des Hertzens Freudigkeit,
Weil zu des Königs Ehr sie selbsten sich bereit;
Und führten dieses Heer, das da in zweyen Choren
Sich an der Mauer hin gestellet bey den Thoren,
Und weil sie von der Höh absahen in das Thal,
Das voller Siegesleut und Menschen ohne Zahl
War gleichsam übersät, ward grösser das Verlangen
Je näher dieses Volck auf sie kam zugegangen.
Der edle Jonathan und David ward gesucht,
Die keinen doch gewiß von ihnen finden mucht.
Dort reit mein lieber Printz! Thalmais sprach voll Freuden,
Doch nein der ist er nicht, ach was muß ich nicht leyden
In dieser langen Zeit, ein jeder Augenblick
Ist mir wol tausend Jahr, ich seh und seh mein Glück
Ohn daß ich es noch seh. Die Michal heimlich saget:
Wo mag wohl David seyn? Thalmais wieder fraget:
Wo mag seyn Jonathan? so ware Freud und Qual
Die Unruh und die Ruh vermischet überall.

Indes=

V. 147. 148. So ware Freud und Qual vermischet überall. ꝛc.)

In diesem dritten Buche wird der triumphierende Einzug Sauls beschrieben. Der Poet entdecket darinnen einen so groſſen Pracht und Reichtum an Waffen, Kleidern, Rüstungen, mit Beute beladenen Wägen, ꝛc. als er selbst an Ausdrücken, mahlerischen

Indessen nähert sich das Volck in schöner Reihe,
Man siehet mehr und mehr wie sich der Zug hindreihe
Nach ihren Mauren zu. Die Priester, Aarons Söhn,
Erschienen da zuerst mit ihrem Sieggetön;
Nach ihnen kam der Stamm von Juda aufgezogen
Mit Pracht und grossem Sieg, die alle wohl erwogen
Was Gott bey sie gethan. Drauf folgte Isaschar
Und was von Sebulon auch mit zu Felde war.
Hie folgete die Beut auf tausend Kriegeswagen
Die man im Lager theils, theils auch in dem Nachjagen
Aus der Philister Land hat reichlich mitgebracht.
Worauf sich sehen ließ der Rubeniter Macht,
Mit Simeon und Gath; all auserleßne Leute.
Nach diesen kam ein Theil hinwieder von der Beute.
Die da von Ephraim, die folgten nach der Hand.
Nach ihnen Benjamin, allwo sich macht bekannt
Der Kern von Israel, der König und die Helden,
Es konnt ihr Glantz und Schein gleich wer sie waren melden.
Thalmais treues Aug, der Michal Liebesflamm,
Ergriff im Augenblick was da herüber kam.

Es

Schildereyen, und pompreichen Beschreibungen besitzet, wovon wir etliche treffliche Exempel vor Augen legen könnten, wann es unser gegenwärtiges Vorhaben erheischete. Wir bitten hier vielmehr anzumercken, daß aller dieser Pracht und Pomp, in den Sachen und der Redensart, nur unbelebt und ziemlich kalt geblieben wäre, wenn der Poet die Kunst nicht gehabt hätte, ihm durch die Einmischung verschiedener Leidenschaften, Leben und Regung mitzutheilen. Er ist sorgfältig eine jede von seinen Personen in einer absonderlichen Regung vorzustellen, wovon er uns umständliche Nachrichten giebt. Jonathans freundschaftliches Vergnügen bey Davids Ruhm; der Merob mißvergnügte Liebe zu Adriel; der Michal Zärtlichkeit, die mit Unruhe, Furcht und Eifersucht abwechselt; Sauls Zufriedenheit mit seinem Siege, und hernach entstehender Eiferneid gegen David; Davids Ungewißheit, wen er lieben sollte, u. heimlicher Zug nach der Michal; das sind die Affecten, mit welchen der Dichter seine Beschreibung lebloser, obgleich gantz prächtiger Dinge gleichsam belebet und beseelet hat. Der Fehler ist, daß einige von diesen Affecten nicht edler und heroischer sind, so daß auch dieses dritte Buch die Hoheit nicht hat, die man in dem epischen Gedichte mit allem Rechte verlanget.

Es ritte Jonathan, der Benjamiter Ehre,
Die Kron des Hauses Saul, zuforderst für dem Heere
Auf einem schönen Hengst, ihm folgte eine Schaar
Von tausend Mann die stets zu seinen Diensten war.
Die Rüstung Silber war, die dieser Fürst heut führte,
Wes Schein Thalmais Aug und Hertze hefftig rührte.
Sein Hauptschmuck war beziert mit Perlen und Saphir,
Ein blaugewebte Bind schien an dem Arm herfür,
Die ihme sein Gemahl beym Abzug umgewunden.
Wie ward ihr Hertz, als sie dieß noch bey ihm gefunden?
Es übergosse sich gleich wie das hohe Meer,
Und quolle Haufenweiß aus ihren Augen her
Die eingenommne Freud. Der Michal Rosenwangen
Erzeigten ebenfalls ein hertzliches Verlangen
Sowohl nach Jonathan, als nach dem andern Held,
Der sich mehr als zu schön für ihre Augen stellt.
Sie kannte ihn zur Stund, weil da des grossen Riesen
Sein abgeschlagnes Haupt ward für ihm her gewiesen
Auf einem langen Speer; das ja gnung zeigte dar,
Daß der der diesen folgt der edle David war.
Wie herrlich und wie schön derselbe anzusehen,
Must Michal nicht allein mit ihrer Schaar gestehen,
Besondern alle Welt die liefe David an,
Ein jeder drängte sich zu sehn den Wundermann.
In Gold war er gekleidt, worauf von ferne schienen
Auf seinem Brustgewand viel herrliche Rubinen.
Der Rock war dunckelgrün mit Golde durchgewirckt,
Der ihm sowohl gemacht als wär er angezirckt.
Sein braunes krauses Haar ein güldner Helm bedeckte
Besetzet mit Rubin. Zu oben aus sich streckte
Ein schwartzer Reiherstrauß. Die Arme waren bloß,
Ein Mantel gold und grün den Hinterleib umschloß.
Sein Pferd das er beschritt, war freudig den zu tragen,
Von dessen Dapferkeit wust alle Welt zu sagen:
Es wrinschte nur von Lust, und tantzte muthig her,
Es truge seine Bürd gantz willig, ohn Beschwer.
Ach schauet, schauet doch, rief Michal schier entzücket
Den schönen David an; den David, den Gott schicket

Zum Preiß in Israel, ward jemahls in der Welt
In solcher Jugend wohl gesehn ein solcher Held?
Die Nymphen um sie her all ihre Wort bejahen.
Indeme sehen sie den König auch hernahen
Im Königlichen Schmuck, voll Majestät und Pracht;
Der tapfern Helden Schaar, der Hofstadt Zierde macht,
Des Königs seine Söhn, den Abner, die Hauptleuthe
Aufs köstlichste geziert sieht man an seiner Seite;
Zwey tausend seiner Knecht in ordentlicher Reih,
All überein gekleidt, befinden sich dabey.
Er selber ward geführt auf einem Siegeswagen,
Der da der Sonnen gleich, wann es beginnt zu tagen,
Vier Pferde weiß als Schnee in einer Reih gestellt
Mit goldenem Geschirr, die zogen diesen Held.
Voll Diamanten war sein Königsrock gesticket,
Durch deren Gegenstrahl die Sonne doppelt blicket,
Sein Königliches Haupt bedeckt ein weisser Band,
Auf deme eine Kron von Diamanten stand.
Nach ihnen liessen sich die andern Stämme sehen,
Die mit ihm ausgereist, wornach die Wagen gehen
Und alles Zugehör, so war der Zug bereit;
Den Gibea empfängt mit Jauchzen und mit Freud.
Ey dachte Saul, möcht dich der Samuel so schauen,
Er würd, daß ich von Gott verlassen, nimmer trauen,
Wie er mir weiß gemacht, aus Haß, aus Eifersucht.
Wo sind wohl meine Feind, sind sie nicht in der Flucht?
Kan man aus meinem Sieg wohl Gottes Haß verspüren?
Gefiel ihm nicht, daß ich sollt Israel regieren,
Wo wäre mein Triumph, wo wäre meine Ehr,
Die mich jetzunder krönt, für meinem gantzen Heer?
Wer sollt nach diesem Sieg die Krone mir bewegen?
Wer Lust dazu gehabt muß nun sich niederlegen.
Was stützet mehr den Thron als eine Siegeshand?
Das Glücke wenn es gut, macht fest den Königsstand.
So ware Saul getrost, er hofft es würde glücken,
Indem sie insgesammt die Nymphenschaar erblicken,
Dem König war dieß lieb, die Helden wurden froh,
Daß ihre Wiederkehr beehret ward also.

Der Printz sah sein Gemahl verliebt an und vergnüget,
Der andern Nymphen Schein hat manchen Held besieget;
Der David nur allein findt das nicht was er sucht,
Des Siegs versprochne Beut, der keuschen Liebe Frucht.
Er findet aber mehr als nicht war sein Ersinnen,
Der Michal Lieblichkeit, der Michal ihr Beginnen,
Der Michal Wunderstral, die schossen auf ihn zu,
Daß Merob er vergist und seiner stillen Ruh.
Er weiß nicht wie ihm ist, es kan kein Aug verlassen
Die so ihn ebenfalls anschauet ohne Massen.
Je mehr er sie nun schaut, je mehr wird er verblendt,
Je mehr er wird verblendt, je mehr sein Hertz entbrennt
In Liebe gegen ihr, ohn daß er doch kan hoffen,
Sie sey auch ebenfalls von keuscher Lieb getroffen.
Drum wann ihm Adriel kommt wieder in den Sinn,
Den er geliebt zu seyn vermeinet, giebt ers hin.
Er fasset wieder sich und kehrt die Augen abe,
Damit er nicht umsonst sich durch ihr Licht erlabe,
Er will der Merob seyn die ihm versprochen war,
Und derer Liebe ihm schon schiene offenbar.
Mitdeß hebt die Musik der Nymphen an zu klingen,
Davon die Lieblichkeit komt aller Sinne zwingen,
Das gantze Heer wird still, die Ohren, das Gesicht
Ist nach dem schönen Volck verwundert hingericht.
Die Paucken groß und klein, die Cymbalen und Geigen,
Driangel, Harffen, Flöt, beginnen sich zu zeigen,
Und klingen durch die Luft von zarter Hand gerührt,
Dergleichen Anmuth man vorhin niemahls verspürt.
Wie Saul nunmehr so nah, daß er es konnt vernehmen
Was fürgebracht sollt seyn, sie eilig sich bequemen
Zu stimmen an dieß Lied, wie abgeredet war,
Thalmais hebet an, der folgt der Weiber Schaar:

Gelobt sey unser Gott, sein Nahme sey gepriesen,
Der solche Wundergüt an seinem Volck erwiesen.
Gelobet sey der Herr, der Schützer Israel
Der uns zieht aus dem Staub, der unsrer Freude Quell.
Gelobet sey die Krafft des Herren aller Herren,
Der unsern König läst sieghafft zu Hause kehren.

Gelobet sey die Güt des Schöpfers dieser Welt,
Der unsre Feinde stürtzt und unser Land erhält.
Willkommen grosser Saul! was soll man von dir sagen:
Du hast dem frechen Feind selbst tausend Mann erschlagen.
Dieß Lob gefiele Saul, er nahm es gütig auf,
Thalmais grüßte er und der Matronen Hauf
Ward freundlich angesehn von ihrem frohen König.
Indeme Michal nun verzogen noch ein wenig,
Hebt an ihr Saitenspiel, Saul siehet nach ihr hin,
Begierig daß er auch von ihr ein Lob gewinn.
Sie aber fähet an. Seynd tausend Mann geblieben
Durch unsers Königs Hand, so hat noch mehr vertrieben
Der Held von Bethlehem; du Sieger sey gegrüst,
Dich hat Israels Gott zu unserm Heil erkiest.
Willkommen kühner Held, was solln wir von dir sagen,
Du edler David hast zehn tausend Mann erschlagen.
Wie ein verschloßner Wind, wann er gewinnet Luft,
Bricht loß mit Ungestüm aus der verschloßnen Kluft;
So gieng es auch allhie. Des Königs Trauerwesen,
Das da in dieser Zeit war wie versperrt gewesen,
In eingebildter Ruh, in fürgemalter Ehr,
Brach plötzlich wieder aus und tobete daher.
Ja wie ein trüb Gewülck den Himmel schnell beziehet,
So daß die helle Sonn im Augenblick entfliehet,
So trieben diese Wort auf einmahl hin die Lust.
Ein trüber dunckler Schein erwiese, wie entrust
Des Königs Hertze war; das hube an zu springen,
Ein Eiferfeur erhitzt die Augen daß sie dringen
Mit Grimm auf Michal zu: die nimmt es nicht in Acht,
Sie ist in Unschuld nur auf Davids Lob bedacht.
Das Lied wird wiederholt, es geht in beyden Choren
Zwar lieblich, aber doch in Sauls gespitzten Ohren
Schallt es erschrecklich hin; der schaut mit Unmuth an
Die Ehr die David wird erzeigt von jedermann.
Jedoch daß keiner nicht mög diese Schwachheit mercken,
Erholet er sich bald; sein Fürsatz kan ihn stärcken,
Wie er sich rächen woll; drauf grüst er alle Schaar
So Haufenweiß am Thor der Stadt versammelt war.

Der David als er hört was Michal von ihm singet,
Denckt: Ein so grosses Lob man unverdient ihm bringet:
Er neigt sich auf dem Pferd, schaut ehrerbietig hin,
Allwo er stehen sieht die schöne Printzeßin.
Sie grüst ihn ebenfalls mit lieblichen Gebährden,
Von jedem der sie schaut must sie gepriesen werden.
Sie hatte di sen Tag sehr herrlich sich geziert,
Ob sonst wohl die Natur den meisten Wunder führt,
Schien sie doch heute mehr, denn ihr vergnügtes Wesen
Hatt alle Lieblichkeit in ihr Gesicht erlesen.
Die Stirn war heller Schnee, die Wangen Milch und Blut,
Die Augen schwartz Agat, und sahen aus so gut
Daß man sie ohne Furcht verehren konnt und preisen;
Der Mund war hell Corall, der Hals und Brust sich weisen
Dem Marmor gleich am Schein. Das schwarze Lockenhaar,
Dem hellen Angesicht zum Absatz dienlich war;
Das sie frey fliegen ließ zum Spiel den sanfften Winden,
Die sich mit jeder Lock begunten zu verbinden.
Ein reicher Perlenkrantz mit Rosen durchgesteckt,
Das Haupt und ihre Stirn zum halben Theil bedeckt.
Sie trug ein weisses Kleid mit Diamanten Sternen,
Selbst must des Himmels Schmuk hiebey sich bald entfernen;
Ein rosinfarb Gewand fiel von den Achseln hin;
Das Niederkleid war bunt, sie hatte selbst darinn
Gewirckt mit ihrer Hand. So ware sie geschmücket,
Ihr Schein und Lieblichkeit gantz Israel entzücket.
Maacha war die nächst die Michal so begleit,
Voll Anmuth gleich wie sie. An ihrer andern Seit
Die Rizpa war zu sehn. Drauf aus dem gantzen Lande
Des Stammes Benjamin, nach eines jeden Stande
Erschien der Dirnen Schaar; nur Merob nicht allein
Die fand sich nirgends nicht und deckte ihren Schein.
Wie nun sie an dem Thor den König so empfangen,
Und man kam in die Stadt mit grossem Siegesprangen,
Gieng ihre Reih füran bis nach des Königs Hauß,
Und striche jedermann des Davids Lob heraus.
Doch hätt er im Gesicht das Leiden sollen sehen,
Und wie es ihm bey Saul und seinem Hof würd gehen,

Hätt wohl sein Hertz versagt zu haben solche Freud,
Die ihm nur ward zu bald verkehrt in bittres Leid.
Auch ward ihm schwer sein Hertz, er fande ein Betrüben
Des Ursach ihm nicht kund; Das Lob so sie verüben
Zu seines Nahmens Preiß, ergetzet ihn nicht sehr,
Er höret es mit an, als wann er es nicht wär.
Der Menschen gröster Theil ist sonst also gesonnen,
Daß vom gegebnen Lob gar leichtlich wird gewonnen
Das menschliche Gemüth, die Lieb so aus sich kömmt,
Nichts liebers als den Ruhm sein selbst zu Ohren nimmt.
Fürnemlich ist also gesinnt die stoltze Jugend,
Doch Davids seltner Geist und seine hohe Tugend
Empfand das eitle nicht. Nach Ehren strebt er zwar,
Doch nicht daß man sein Lob drum allen offenbar.
Um gutes stets zu thun ist sein Gemüth beflissen,
Doch daß er was damit verdient, will er nicht wissen.
Drum bläset ihn nicht auf des Pöbels Lobgeschrey,
Die alle frey gestehn wie er ihr Heiland sey.
Sein Nahme wird gehört wo sie sich nur hinkehren,
Wie kräfftig dieses ist die Eifersucht zu nähren
Des Königs, ließ sich leicht verspüren, wenn man nun
Gibt acht wie er sich stellt, und auf sein gantzes Thun.
Was da nicht fähig war den David zu bewegen,
Das kan des Königs Hertz zum Zorn und Eifer regen.
Hätt man ihm doch allein gelegt die Ehre zu,
So wär nicht so gestört sein und des Davids Ruh.
Kaum wird in Gibea der Nahme Saul gehöret,
Weil da wohl tausendmahl wird Davids Nahm geehret.
Man wirfft ihm Krantze zu, und aus den Fenstern fällt
Ein Blumenregen ab auf diesen jungen Held.
Sie klatschen in die Händ wo David kommt geritten,
Das Frauenzimmer lobt sein Thun und edle Sitten,
Die Männer seine That; Er ist ein Wunderbild,
Da er Israels Furcht so wunderbar gestillt.
Hätt Saul dieß vor gewußt, daß die vermuthet' Ehre
Sollt David treffen mehr, als ihn, er würd vom Heere
Ihn haben weggeschafft nach seinem Bethlehem,
Und nicht den Schluß gefast, daß er nach Hof ihn nähm.

Nun ware es zu spath, nun muste es so gehen,
Die Ursach seiner Ruh und Marter must er sehen,
Durch ihn kam ihm die Ehr, durch ihn nahm sie ein End,
Der alles erstlich gab, nun alles von ihm wendt.
Der eingebildte Ruhm, der durch ihn war gekommen,
Wird wieder gantz und gar durch ihn dahin genommen.
Wo erst kommt Eifersucht wird Gutthat leicht gemist;
Wo dieses Freundschaft trennt, sie unerbaulich ist.
Inzwischen daß nun muß der König dieß erleiden,
Da Hof, Land, Feld und Stadt, schwebt in den höchsten Freude,
Gelangt man auf die Burg, allwo die Hofstatt war,
Da sich die Königin und Merob stelten dar;
Zu grüssen den Gemahl, den Vater zu empfangen,
Benebenst Beroa, die da auch groß Verlangen
Trug nach Melchisua. Es drang sich jedermann
Zu sehen wie sich doch würd Merob stellen an,
Bey diesem ersten Gruß den sie sollt David geben,
Und wie sich dieser Held erzeigen würd darneben.
Drum als der König nun umarmet sein Gemahl,
Und mit sie alles Volck gekommen in den Saal;
Gieng aller Freude an, ein jede den begrüsset,
Den sie mit Schmertz und Angst so lange Zeit gemisset,
Thalmais, Jonathan ihr andres Hertz und Seel,
Den sie in keuscher Lieb beehrte sonder Fehl.
Merob und Michal auch, die Printzen ihre Brüder,
Empfiengen hoch erfreut. Beroa kam hinwieder
Zum Vater und zum Mann. Der Abner Rizpa schaut
Mit Liebesaugen an. Phalti sich nicht getraut
Die Schönheit anzusehn, die er liebt ungeliebet,
Der Adriel erblickt sein liebstes hoch betrübet
Und ist voll Hertzensqual; der David sonder Ruh,
Als Merob er erblickt und Michal auch dazu.
Der einen freyen Geist, der andern Trauerwesen,
Stellt er ihm beydes für. Er ware auserlesen
Für Merob, doch sein Hertz ihn lencken will dahin,
Wo Michals Lieblichkeit bezaubert seinen Sinn.
Die schaut ihn gütig an, die andre steht betrübet,
Er stehet bey sich an, wer ihn von beyden liebet,

An

An Michal merckt er nicht, daß sie nach Adriel
Hinkehre ihre Blick. Ob Merob Phalti wehl
Zu quälen weiß er nicht, er laurt wie Phalti stehe,
Und wo der Adriel mit seinen Augen gehe;
Doch nirgends findet er gewiß was er begehrt,
Weil aller ihr Gebährd den Zweifel ihm vermehrt.
Er hatte raume Zeit dieß so zu überlegen,
Weil Saul und sein Gemahl annoch zusammen pflegen
Ein heimliches Gespräch, das wie es war vollendt,
Und Saul hinwieder sich von ihr zurück gewendt,
Grüst er die Töchter auch und seine beiden Schnüre
Und daß er David nun zum Frauenzimmer führe,
Zwang er den Eifersinn und fast ihn bey der Hand:
Hie ist er der uns setzt in diesen Friedensstand;
Sprach er sie sämtlich an, und sich gleich abwärts kehrte,
Daß er die Eiferröth so viel ihm möglich wehrte.
Worauf Ahinoam den David wohl empfieng.
Sie sprach: der Höchste sey gelobt der allerding
Durch deinen tapfern Muth der Feinde Stolz verdorben,
Daß wir durch deinen Sieg so grosses Gut erworben.
Dir dancket alles Land für diese Wiederkehr;
Ich bin dir mein Gemahl und meine Königs-Ehr
Selbst schuldig, drum mein Sinn sich wird dahin bemühen,
Aus dieser grossen Schuld sich danckbarlich zu ziehen;
Was dir versprochen ist, gelob ich mit o Held!
Des Königs Will und Schluß mir überwohl gefällt.
Dieß letzte Wort erweckt bey vielen ein Erröthen,
Die Merob sehe sich in ungemeinen Nöthen,
Die Michal wuste nicht wie dieß war zu verstehn,
Der Adriel will schier für Zweifelmuth vergehn.
Der David sich befindt für diese Wort verbunden
Zu sprechen diese Wort: Ich sehe mich umwunden
Von so viel Gnad und Huld, o grosse Königin!
Daß ich des so bestürtzt als gar unwürdig bin.
Was Gott durch mich gethan ist nicht an mir zu preisen,
Dem höchsten Wundergott muß man dieß Lob erweisen;
Das Werckzeug bin ich nur, ich bin es nimmer werth,
Daß solche hohe Gaab hiefür mir wird beschehrt.

Als dieß die Königin hinwieder wollt besprechen,
Daß er ihm selbsten nicht sollt seine Ehr entbrechen,
Führt ihn der König hin, allda sich Merob fand,
Dieß ware für sie beid ein unvermuthner Stand.
Der David sahe sich geehret ohne Massen,
Die Merob wuste sich hierinn nicht wohl zu fassen,
Und wie sie so bestürtzt den David blicket an,
Spricht Saul: Diß ist der Held der dir bestimt zum Mann. 480.
Ich hab dich dem gelobt der würd den Riesen schlagen,
Es hätt dir eh gebührt von seinem Sieg zu sagen,
Als Michal die sein Lob mit ihrer Nymphen Schaar
Hat heute beym Triumph gemachet offenbar.
Die Michal sah er an, indem er dieses sprache,
Mit wiedrigem Gesicht, die wie ein Feur anstache,
Das Hertze war entrüst, schier blieb der Odem hin,
Sie wuste selber nicht wie ihr recht war zu Sinn.
Ward sie nun so erröth, konnt ihrer Schwester Schrecken
Die bleiche todte Farb mehr als zu klar entdecken, 490.
Doch überwindt sie sich und spricht dem König zu:
Ich bin erfreut zu sehn des Königreiches Ruh,
Doch auch dabey entsetzt so plötzlich zu vernehmen,
Wozu du mich bestimmt, wozu ich mich bequemen
Und dir gehorchen soll. Hiemit so schwieg sie still
Und David höfflich grüst, doch ob sie sprechen will,
Vermag sie es doch nicht, sie kan sich so nicht zwingen
Daß nicht ein Trauerblick nach Adriel sollt dringen,
Der wie ein Marmorbild da stehet gantz erstarrt,
Wie einer der den Tod von Richters Hand erwart. 500.
Schaut sie dann Michal an, kan sie auch leicht verstehen,
Aus ihrem Traurgesicht, wie nah ihr dieß muß gehen,
Und wie so unverhofft ihr diese Post hier kömmt;
Die ihr was sie nicht will, gibt, und der andern nimmt,
Die solches hoch verlangt. Der David auch verwirret
Bald nach der Merob bald nach Michal wird geführet
Durch seiner Augen Stral, die Merob spricht er an,
So gut die Unruh und der Ort es leiden kan.
Daß er sich selig schätzt im Wohlstand sie zu sehen,
Und wie ihr treuster Knecht nach ihrem Wohlergehen 510.

Er stets bemüht wollt seyn. Damit als er ansieht
Der Nymphen schöne Reih, ermahnt ihn seine Pflicht,
Zu dancken dieser Schaar, die so sein Lob besungen,
Das ihm so wär ins Hertz und zu Gemüth gedrungen,
Daß es ihn angefrischt zu streben mit Begier
Nach solcher Heldenthat, der so ein Lob gebühr.
Maacha sprach hierauf in ihrer aller Nahmen:
Du hast in Israel in allen ihren Stammen
So grosse Werck verübt, daß billig deine Ehr
Von uns erhebt solit seyn bis an der Sternen Heer.
Die schöne Michal schwieg hiezu, der sonst gebühret,
Zu sprechen diese Wort, weil sie den Chor geführet,
Dann sie war so entsetzt darob was sie gehört,
Daß sie gantz aus sich selbst schier ward von Pein verzehrt.
Ein jeder spürte nun dieß hochverwirrte Wesen,
Weil sich des Hertzens Quaal ließ aus den Augen lesen,
Und keiner wust dabey recht was den andern war.
Des Königs Eifersucht war keinem offenbar;
Der Merob Ehgelübd mit dem Meholathiter
War nicht bey Hofe kund; und dieser edle Ritter
Sah wie ein Schatten aus, ohn daß man wust die Pein,
Und Michal Freudigkeit verlohre ihren Schein,
Eh man es nahm in Acht. Wie David sich erzeigte,
So schien es mehr, daß den die Traur als Freude neigte.
Der edle Jonathan sah dieß verwundernsvoll,
Und weiß bey diesem Thun nicht was er sagen soll,
Drum trug er groß Begierd dieß Wesen zu ergründen,
Darinn der ganze Hof sich selbst nicht konnte finden,
Und Saul so bald er konnt hub die Gesellschaft auf,
Und ließ, wie er allein, dem Trauren seinen Lauf.

Drauf gieng ein jeder heim und war nun allermassen
Das Gibea erfreut, die Häuser und die Gassen
Ertöneten von Freud, man bracht den Abend zu
Mit lauter Siegsgeschrey und in gewünschter Ruh.
Und weil der König wollt zu Nacht allein verbleiben,
Und speisen im Gemach, um aus dem Sinn zu treiben
Das Trauren so ihn plagt, so stellte Jonathan
In seinem Sommerhauß die Abendmahlzeit an.

Die Helden insgesamt sich alldahin verfügten,
Und sich bey diesem Pracht der Trachten hoch vergnügten.
Doch viele unter sie die speißten ihren Sinn
Und ihr entzündt Gemüth mit Lieb, sich sehnend hin
Allwo ihr Hertze war. Thalmais unterdessen
Mit Merob und Michal wollt gantz alleine essen,
Weil der nur war allein ihr beyder Leyd bekannt,
Und sie mitleidentlich bedaurte ihren Stand.
Wie nun war in der Still die Mahlzeit aufgehoben,
Hub ihre Klage an und der Gemüther Toben.
Ach wann ich Michal wär! sprach Merob höchstbetrübt.
Ach wann ich Merob wär! sagt Michal höchstverliebt.
Hast du nicht vor gewust, daß es so würde kommen?
Hierauf Thalmais fragt. Ich hatt es schon vernommen,
Die Merob ihr bericht, eh noch der König kam.
Ach! hube Michal an, wie bist du mir nicht gram,
Daß ich von diesem Thun dorfft nichtes eh erfahren,
Biß ich den Schimpf gehabt dem David zu willfahren
Mit meinem Saitenspiel, der meiner doch nicht acht,
Und nur nach dir sich sehnt, nach deiner Liebe tracht.
Heut nicht so wiedrig aus, daß ich dir dieß verschwiegen,
Sprach Merob, dañ ich wollt nicht stören dein Vergnügen.
Du hast ja David nicht die Ehr allein gethan,
Maacha ebenfalls hat ihn gesungen an.
Ach wilst du Adriel dann wol für David lassen?
Fragt Michal, Merob sagt: den einen will ich hassen,
Den andern geb ich dir. Ey, spricht hie Michal zu,
Erkläre deine Wort. Ich will zu deiner Ruh,
Hebt Merob wieder an, daß dich der König gebe
Dem Helden David hin; und daß mein Hertz dann lebe
Von Adriel befreyt, der mich so schändlich läst,
So soll dasselbe nun der Liebe Ueberrest
Vertilgen aus dem Grund, ja ich will sein vergessen;
Die Thränen die er jetzt begehrt mir auszupressen,
Die sollen auch die Flamm erlöschen meiner Lieb,
So folget meine Rach auf seiner Untreu Trieb.
Ach Merob halt doch ein! Hiezu Thalmais saget,
Du hast um Adriel sein Thun dich nicht befraget;

Worinn besteht die Schuld? Daß er mich nicht mehr liebt;
Spricht sie, hergegen die Was diesem Zeugniß giebt,
Kanst du nicht bringen bey. Ach sagt sie, du solt sehen
Ob ich mit Fuge nicht laß diesen Schluß ergehen.
Hör mir gedultig zu, warum hat wohl die Zeit
Der Adriel versäumt durch seine Tapferkeit
Mich durch des Riesen Kampf vom König zu erlangen?
Ließ er das, weil sein Hertz mit Furchtsamkeit umfangen?
O nein, sein frischer Muth hat sich oft kund gethan,
Und liebte die Gefahr. Woran gebricht es dann?
Hatt' er in dieser Sach nicht seinen freyen Willen?
O ja der König gab ihm Macht den zu erfüllen.
Warum dann thut ers nicht? Darum weil seine Reu,
Daß er mich hat geliebt, ist grösser als die Treu
Die er mir schuldig war. Sprich nun hab ich gefehlet?
Thalmais die wohl sah, wie billig sie sich quälet,
Wust nicht wie Adriel wohl konnt entschuldigt seyn;
Der Michal aber fiel noch endlich etwas ein,
Weil die mit aller Macht wollt dieses Feur ernehren,
Um einer andern Glut in Merobs Hertz zu wehren.
Dem Sieger, sprache sie, dem bist du zugesagt,
Hätt Adriel nun nicht als David dieß vollbracht,
So hätt er Schimpf erjagt, für dich, für seine Ehre,
Und nicht gewagt daß er nachgehends dich begehre
Von unserm Vater Saul, dem schon entgegen ist,
Daß Adriel dich hat zum Ehgemahl erkiest.
Ein tapfrer Held wie er, sagt Merob gantz entrüstet,
Scheut nimmer eine Schlacht, da ihm vielmehr gelüstet
Nach Ehre und nach Ruhm, wer grosse Ding begehrt
Wird auch niemahlen nicht durch grosse Ding verfährt.
Du führest diese Wort, sprach Michal, zu beschönen,
Daß du dein Hertz nicht mehr dem Adriel willt gönnen.
Des Davids Lieblichkeit / / Schweig, fiel sie ihr ins Wort,
Laß deinen Eifersinn mich quälen nicht hinfort,
Ich will nicht deine Lieb betrüben noch mich sehnen
Darnach was dir bereits gekostet so viel Thränen,
Kan ich dir dienlich seyn, so ist der David dein.
Wann David mich nicht liebt, wandt sie hinwieder ein,

Ist

Ist mir mein Sinn zu hoch ihn von dir abzukehren.
Kanst du, ohn daß dein Hertz dich quälet, ihn begehren,
So siehe nicht auf mich. Du hast ja Recht dazu;
Verlasse Adriel und baue Davids Ruh.
Ich muß, Thalmais sprach, in diesen tollen Sachen,
So traurig ich auch bin, doch euer beyder lachen.
Ihr wollt nicht was ihr sagt, du hassest Adriel,
Doch schwere ich bey Gott, ihn liebet deine Seel:
Dich aber Michal plagt die Eifersucht dermassen,
Daß du in gutem Ernst den David meinst zu lassen,

Und

V. 631. 632. Ich muß, Thalmais sprach, in diesen tollen Sachen
So traurig ich auch bin, doch euer beyder lachen.)

Weil der Poet es hier selbst ehe bey der Michal und der Merob durch die Thalmais bekennen läßt, daß die Liebe eine lächerliche Neigung sey, so wundert uns desto mehr, daß er ihr in einem Gedichte, wo nur die erhabensten Empfindungen und Hertzensgedancken herrschen sollen, so viel Platz eingeräumt hat. Wenn er nicht in dem Vortrage seines Vorhabens gesagt hätte, daß er die hohen Wercke und den Lebenslauf Davids besingen wollte, so könnte ich glauben, er hätte nichts anders im Willen gehabt, als Davids Vermählung mit der Michal zu singen; und dieses hätte er der Natur dieser Materie gemäß nicht in einem heroischen Gedichte, sondern bloß in einem vermischten heroisch-comischen thun wollen. Mit dieser Absicht wäre denn geschickt zusammengehangen, daß er in dem ersten B. die drey Printzeßinnen in Davids Höle gebracht, in dem zweyten den Sieg über Goliath beschrieben, welcher ihm ein Recht auf Sauls Tochter erworben, und in dem dritten alle die Liebes-Symptomata aus einander gesetzt, welche bey der Michal und der Merob entstanden. Auch die Geschichte von Adriel im zweyten B. wäre dann desto weniger überflüßig, weil sie uns mit Merobs Hertzen bekannt machete, die ihr Vater erstlich dem David vermählen wollte. In diesem Falle hätten wir nicht zu befürchten, daß das Gedichte zu einer übermässigen und das Gedächtniß betäubenden Länge angewachsen wäre, denn dem Poeten wäre izo nichts weiters übrig geblieben, als das Räthsel von der Merob und der Michal Liebe aufzulösen, u. die erstere dem Adriel vermählen zu lassen, welches zwar nach Sauls Vorhaben dem David leid thun sollen, aber in der That zu Beförderung der Liebe Michals gedienet hätte, welche nun nichts weiter gehindert, als daß David die von Saul ihm auferlegte Morgengabe von hundert Vorhäuten eroberte. In drey oder vier Büchern hätte dieses alles ausgeführt werden können, wann der Poet gleich die Weitläuffigkeit hätte gebrauchen wollen, mit welcher er angefangen hat.

Und willst doch solches nicht. Bekennt ob euren Sinn,
Ich, wo nicht gar entdeckt, doch nah gekommen bin?
Es schwiegen hiezu still die beyde Printzessinnen,
Und hatte Thalmais geredt wie ihre Sinnen
Sich fanden innerlich, ohn daß der schöne Mund
Entdecken wollte noch des innern Hertzens Grund.
Dann Merob drauf bestund den Adriel zu meiden;
Und Michal wollt ihr Hertz gantz von dem David scheiden;
Doch war es all umsonst, ist gleich der Fürsatz da,
Spricht dennoch nicht ihr Hertz zu diesem Willen ja.
Weil nun Thalmais nicht so bald noch konnt ersinnen
Ein Mittel, ihrer Sorg und Plage zu entrinnen,
Weist sie sich auf die Zeit, die könnte da allein
In allem was uns quält am besten dienlich seyn.
Und soll der Jonathan noch nichts hievon erfahren,
Weil sie wie grosse Freund er und der David waren,
Erwogen nach Gebühr. Nun wie in dieser Quaal,
Da Liebe, Haß und Neid sich wiese überall,
Sie waren eingeschränckt, kam Post die Printzen kämen,
Worauf sie beyderseits ein anders Wesen nehmen.
Sie schliessen ihre Pein in ihrer Sinnen Schrein,
Und sehen fröhlig aus, da sie doch traurig seyn.

V. 637. 638. = = = = Bekennt ob euern Sinn
Ich wo nicht gar entdeckt, doch nah gekommen bin.)

Ich habe von der Sprache und dem Sylbenmasse dieses Gedichtes nichts gesagt, weil das nicht zu meinem Vorhaben gehörete. Dieses erstreckete sich nicht weiter, als auf die Absicht, die Erfindungen, die Anlage und Verfassung. In den äusserlichen Dingen könnte die Nachlässigkeit schwerlich grösser seyn. Zum Exempel, in der verworrenen Wortfügung, in den verstellten Declinierfällen, in den ausgelassenen Hülffszeitwörtern, in den abgebissenen Buchstaben, in dem Versäumniß der Abschnitte, in Cacophonien, in dem ungleichen Klange des Reimkuppels. Dieses alles habe ich dem Verfasser übersehen, und das Auge davon auf das innerliche Wesen seines Gedichtes abgelencket. Alles zeiget uns, daß man uns seine Arbeit geliefert hat, wie sie nach der ersten Erfindung verfasset, und zu Papeir gebracht worden, wo der erste Ausdruck, der in den Sinn gekommen, stehen geblieben. Darum müssen wir auch die Kunst und die Geschicklichkeit des Verfassers nicht nach diesem unreifen und unausgearbeiteten Anfange beurtheilen. Mir hat er indessen Anlaß gegeben, von verschiedenen Sachen, die beym Epischen Gedichte zu beobachten sind, meine Gedancken zu erklären, und mit Exempeln, die zwar a contrario hergenommen sind, vor Augen zu legen.

Des Herrn Batry Gedancken von den Chören in den Trauerspielen.

Er Hr. Abt Batry, ein Mitglied der Frantzösischen Academie der Alterthümer und der Literatur, hat in einer eigenen Dissertation gezeiget, daß das Trauerspiel in seinem Ursprunge nichts anders als ein Hymnus zum Lobe des Bacchus gewesen, wo man gesungen und getanzet; Als nachgehends die Materien, von welchen man Gelegenheit genommen, diesen Gott zu loben, erschöpfet worden, haben die Poeten sich genöthiget gesehen, ihre Zuflucht zu verschiedenen Erfindungen zu nehmen, damit sie nicht allezeit einerley wieder aufwärmen müßten. Daher seyn die Episodia entstanden, die wir heutiges Tages Actus heissen; diese habe man durch einen oder mehr Histrionen zwischen zweyen solchen Lobgesängen oder Chören sagen lassen. Aus diesen Episodien oder Handlungen sey nachmahls der Cörper des Trauerspiels geworden, und die Chöre seyn zulezt nichts weiter als ein Theil derselben gewesen, den man mit den andern auf eine wahrscheinliche Art habe zusammen ordnen müssen. Indessen habe man dieselben nicht bloß der Gewohnheit zu gefallen behalten, sondern wegen der grossen Vortheile, welche das Trauerspiel daher empfangen habe.

Diese Vortheile bestuhnden nach Herrn Batry in folgenden Stücken: Erstlich dieneten sie in das Trauerspiel mehr Ordnung und mehr Verschie-

denheit zu bringen. Zweytens gaben sie ihm eine gewisse Pracht und Hoheit. Drittens vermehreten sie das pathetische Wesen in demselben.

Sie brachten erstlich mehr Ordnung in das Trauerspiel, indem sie eine natürliche Folge der verständigen Wahl der aufgeführten Handlung und des Ortes der Scene waren, und überdieß den meisten Regeln des Theaters zum Grunde dieneten. Sie brachten mehr Verschiedenheit in dasselbe, theils an Vorrath von Sachen, theils in Ansehung der Vorstellung. Bey den Alten war der Platz der Scene allemahl ein öffentlicher Ort. Die Zuseher müssen sich einbilden können, daß sie bey der Handlung gegenwärtig seyn; und wie können sie sich dieses einbilden, wenn sie sich in einem Cabinet begiebt? Ueber dieses muß eine Handlung, wann sie mit genugsamer Wahrscheinlichkeit auf den Schauplatz gebracht werden soll, landkündig und lautbar seyn, sie muß unter den Vornehmsten des Staats begegnen, und von einer Natur seyn, daß ein gantzes Volck sich darum bekümmert. Daher folgt, daß sie eine grosse Anzahl Zeugen, die sich derselben annehmen, an einen Ort versammeln muß. Diese Zeugen formieren den Chor. Es wäre nicht natürlich, daß Leute, die an der Handlung Antheil nehmen, und ihren Ausgang mit Ungeduld erwarten, allezeit ohne ein Wort zu sagen da stühnden; vielmehr erfodert die Vernunft, daß sie sich von dem unterreden, was eben dann vorgehet, was sie zu hoffen, oder zu fürchten haben, so oft die Hauptpersonen von dem Schauplatz abgetreten, und ihnen darzu Zeit und

Musse

Musse geben. Das ist also die Materie und der Innhalt der Gesänge des Chors. Und dergestalt entspringt die Nothwendigkeit der Chöre von der verständigen Wahl der theatralischen Handlung, und des Ortes der Scene. Gleichwie man sie mit keiner Manier in ein Cabinet hinein führen könnte, also kan man sie auf einem öffentlichen Platze nicht ausschliessen, und also bekommen der Ort der Scene, die Handlung und der Chor, eines von dem andern eine Wahrscheinlichkeit.

Man muß nur ein Trauerspiel des Sophocles sorgfältig untersuchen, so wird man wahrnehmen, daß die meisten Grundregeln des Theaters eine natürliche Folge der Chöre sind. Die Alten beobachten die Einheit des Ortes beständig; sie hielten diese Regel vor so beschaffen, daß sie niemahls verletzet werden dörfte. Die Ursache dessen ist, weil man die Wahrscheinlichkeit lieber in denen Sachen aus der Acht setzen muß, wo es nöthig ist, Sätze und Schlüsse zu machen, wenn man sie gewahr werden soll, als in solchen Sachen, welche in die Sinnen fallen, und einen aufmercksamen Zuseher erstes Anblickes ärgern. Man macht uns heutiges Tages glauben, daß, was erst ein Saal gewesen, einesmahls ein Garten geworden sey, und man verwandelt ohne Bedencken das Zimmer einer Printzeßin in einen Tempel, oder einen öffentlichen Platz. Die Chöre hinderten die Alten, daß sie diesen Fehler nicht begiengen. Dann da der Chor schier niemahls von dem Schauplatze gieng, wann er ihn einmahl betreten hatte, so wäre es augenscheinlich lächerlich gewesen, wann man den Schau-

platz verändert hätte, da die Personen, die ihn innen gehabt, nicht von ihrem Platze gekommen wären. Die Chöre dieneten auch die Dauer der Handlung anzuzeigen: die Auffführung eines Trauerspieles daurete bey ihnen kaum eine längere Zeit, als man zu der gespielten Handlung selber nöthig gehabt hätte. Diese Richtigkeit gab ihm ein wahrscheinliches Ansehen, das eine von seinen grössesten Schönheiten ausmachete.

Ueber dieses hielten sie den Zuseher auf, ohne daß sie ihn müssig stehen liessen, und sie banden das Ende eines Aufzuges mit dem Anfange des folgenden zusammen, welches mehr bedeutet, als man meynen möchte, massen diese Verbindung dienet, die Einheit der Handlung zu bemercken. Unsere fünf Aufzüge, die von einander gesondert stehen, formieren gewissermassen fünf verschiedene Stücke, die man nach einander spielt. Mit welcher Wahrscheinlichkeit begeben sich übrigens alle tragischen Handlungen allemahl auf einerley Art, und verschwinden die spielenden Personen ordentlicher Weise, als wenn es abgeredet worden wäre, viermahl?

Es ist leicht zu sehen, was vor eine Mannigfaltigkeit die Chöre in die Tragödie brachten. Was vor Mannigfaltigkeit kan in der That nicht eine Musik mit sich führen, welche sich in alle die verschiedene Gemüthesstände, und alle die verschiedene Empfindungen schicket, die in einem geschickten Trauerspiele vorkommen? - - - -

Alleine, wendet man ein, es ist nichts unnatürlichers, als in eine so ernstliche und so gravitätische Hand-

Handlung, als die Handlung eines Trauerspieles seyn soll, Gesänge, Lieder und Täntze zu untermischen? Ists nicht lächerlich, daß man drohe, klage, sterbe, indem man singt; und daß ein Trupp Leute, die von Furcht oder Schrecken eingenommen sind, diese verschiedenen Empfindungen mittelst der Täntze an den Tag lege? Die also reden, geben nicht recht Achtung auf die Natur des Trauerspieles, es ist zwar eine Nachahmung einer ernstlichen Handlung, aber es ist nicht allein eine Nachahmung, sondern auch ein Gedichte, und ein Gedichte, das ein Schauspiel werden soll. Als ein Gedichte schmückt es sich mit allem demjenigen aus, was am bequemsten ist, die Phantasie zu entzücken, und das Ohr zu bezaubern; als ein Schauspiel trachtet es vor allen andern den Augen zu gefallen, und man muß sich bißweilen von der Wahrscheinlichkeit ein wenig entfernen, damit man desto besser gefalle. Alsdann kan der Geist, der durch einen mächtigern Reitz geblendet wird, nicht wahrnehmen, daß man ihn betriegt, und überliefert sich, so groß er ist, dem Ergetzen, das man ihm gewähret. Aus dieser Ursache räumt man dem **Wunderbaren** in dem Epischen Gedichte einen Platz ein; und aus dieser Ursache hat die Fabel selbst, die von Wahrscheinlichkeit entblößt ist, so viel Annehmlichkeit. Die Nachahmungen, welche am meisten Aehnlichkeit mit den nachgemachten Sachen haben, sind nicht die vollkommensten Wercke der Kunst; diejenigen, welche auf die vollkommenste Art nachahmen, müssen billig den Vorzug vor den andern bekommen. Eine Statue von

Erz oder von Marmor wird bewundert, eine von Wachs ist fürchterlich. Das Trauerspiel ahmet nicht allein durch die Rede nach, sondern auch durch die Töne und die Gebehrden. Die Musik und der Tantz müssen in diesen beyden Stücken vorne an stehen, und man kan sagen, daß das Trauerspiel ohne sie nicht vollkommen nachahme. - -

In Wahrheit, wenn man die Musik aus dem Trauerspiel verbannen muß, damit es desto wahrscheinlicher werde, so sollte man ihm auch den Vers nehmen, denn es ist nicht natürlicher, in der Heftigkeit einer Leidenschaft in Versen zu reden, als zu singen. Aus derselben Ursache wird man die Statuen mahlen müssen, weil der blosse Stein die Natur nicht zum genauesten nachahmet, und die Farbe des Fleisches, der Haare, und der Kleidung nicht ausdrückt.

Lasset uns izo sehen, auf was vor eine Art die Chöre dem Schauspiel Pracht und Pomp mittheilen. Man bilde sich einmahl vor, was vor eine Würckung diese grosse Anzahl Actores von verschiedenem Geschlecht und Alter thun mußte, aus welchen der Chor zusammen gesetzet war. Ihre Täntze, ihre Gesänge, die Pracht ihrer Kleider, mußten nothwendig die Pracht des Schauspieles auf eine wunderbare Art erheben. Eines von den besten Mitteln die Leute an sich zu ziehen, und sie gleichsam zu bezaubern, sind jederzeit die Musik, und die Ceremonien gewesen, und diese letztern haben ohne Zweifel die Alten unter dem allgemeinen Nahmen der Täntze mit eingeschlossen.

Diese

Diese grosse Anzahl Leute, die an der Handlung Antheil nehmen, macht sie noch erheblicher, grösser und scheinbarer: Man streiche den Antheil, den ein versammeltes Volck an einer Handlung nimmt, mit Worten heraus, man mache nachdrückliche Beschreibungen von seiner Furcht, oder seiner Wuth; das thut es nicht, man wird davon ganz anders eingenommen werden, wenn man es selbst auf den Schauplatz treten sieht, wo es von seinen Häuptern vorgestellt wird, und wenn man ein Zeuge seiner verschiedenen Bewegungen ist.

Der Endzweck der dramatischen Gedichte ist unläugbar die Unterrichtung des Volckes, nun scheint es, der Chor sey vordem zu diesem Ende auf eine absonderliche Art gewiedmet gewesen. Der Poet darf eine grosse Anzahl Lebensregeln in seinen Scenen nicht wagen, weil es mit der Wahrheit, so zu dem Gespräche erfodert wird, schlechterdings stritte: Aber nichts hindert ihn, daß er nicht in den Chören die erhabenste Sittenlehre vortrage.

Man findet grosse Schwierigkeiten vor sich, wenn man den Zuschauer von vielen Sachen benachrichtigen will, die er wissen muß, und wenn man machen soll, daß die Personen sich vor ihm ihrer verschiedenen Gedancken halber auslassen; die Monologi sind fast allemahl tadelhaft, wegen der wenigen Wahrscheinlichkeit, daß einer mit sich selbst eine lange Rede führe; der Gebrauch, daß man allemahl vertraute Personen zu den Hauptpersonen aufführt, ist keiner von den geringsten Mängeln unsers Theaters, sie sind insgemein in diesem oder jenem Stücke lächerlich, aber vornehmlich,

lich, weil sie unser Trauerspiel mit etwas häuslichem beflecken, das mit dem, was es seyn sollte, schlechterdings streitet. Es sollte nemlich ein Gedicht seyn, das sich beständig mit Erdichtungen empor hebt, und wo alles mit einer höhern und prächtigern Art zugehet, als in der würcklichen Natur. Die Chöre der Alten, die bey der Handlung beständig gegenwärtig waren, damit sie alle die Eindrücke empfiengen, welche die Reden und Begegnissen erwecken sollten, und die gewiedmet waren, zu hören und zu fragen, loben, tadeln, rathen und fragen alles das, was der Zuseher selbst fragen würde, wenn es ihm erlaubt wäre zu reden; mit einem Worte sie thun alles, was ein eifriger und getreuer Freund thun sollte, aber sie thun dieses mit einer Art, welche sich vor die Majestät des Theaters weit besser schicket.

Man wird einwenden, daß viele Sachen insgeheim geredet und gethan werden müssen, woraus die schönsten und anzüglichsten Scenen formiert werden, und dieser würde man sich berauben, sobald der Ort der Scene ein öffentlicher Platz wäre, und man nichts als in Gegenwart vieler Zeugen sagen könnte. Hr. Batry antwortet, daß dergleichen Scenen bey den Alten nicht so häuffig seyn mußten, als sie bey uns heut zu Tage sind. Ihre Tragödie handelten nicht so sehr von heimlichen Anschlägen, oder geheimen Complotten, als von hohen Verrichtungen, die vor den Augen aller Welt lagen. Ueber dieses blieben die Chöre niemahls in der Gleichgültigkeit, sondern fielen allemahl einem Theile zu. Ille tegat commissa. Sie hiel-

hielten sich an eine von den vornehmsten Personen. Ist es nun etwas ungereimtes, daß die, deren der Chor sich annimmt, ihre Gemüths-Gedancken vor ihm eröffnen? Es wird einem geschickten Poeten niemahls an Mitteln fehlen, seine Chöre mit seiner Materie auf eine wahrscheinliche Art zu verbinden; zumahl da das so viel wäre, als nicht wissen, was das Theatrum ist, wenn man auf demselben eine so abergläubige Sorgfalt fodern wollte, die nichts gestattete, was sich nur zween Schritte weit von dem gewöhnlichen Gebrauche entfernete. Aber gesezt, es sey ungemein schwer, die Chöre glücklich anzubringen, das ist kein genugsamer Grund sie zu verwerffen, wofern sie sonst nothwendig scheinen. Man hat Recht, von einem Poeten zu fodern, daß er Wunderwercke thun solle.

Aber der trefflichste Nutzen der Chöre in dem Trauerspiele der Alten ist unläugbar das pathetische Wesen, welches sie verursacheten. Ihre edle und majestätische Tragödie entlehnte von der Morale ihre schönsten Lebensregeln, machte sich ein Ansehen mit der Religion, und putzete sich mit ihren feyerlichsten Ceremonien. Und indem sie alles zu ihrem Vortheil anwendete, was die Poesie vor Witz und Anmuth hat, die Geister einzunehmen, und die Herzen zu rühren, that sie noch dazu, was immer die Sinnen blenden kan; worbey sie allezeit ihren Hauptendzweck seyn ließ, einen Abscheu vor dem Laster einzupflanzen, und aus dem Theater eine Schule der Tugenden zu machen, und dasselbe vor eines der besten Mittel zu gebrauchen, womit man die Leute ihrer Pflichten erinnern, und sie in den Schrancken halten konnte.

Die Tragödie, die dergestalt angesehen wird, hat ihre eigenen Leidenschaften; alle ihre Vollkommenheit besteht darinnen, daß sie diese rechtschaffen in die Gemüther einpräge, und dazu dieneten die Chöre. Jedermann kennt die Macht der Musik und des Tantzes, und weiß aus eigener Erfahrung, was vor Eindrücke sie tüchtig sind zu machen. Also dieneten die Chöre mittelst dieser beyden ungemein viel, die Leidenschaften zu erregen. Es müssen Intermedia seyn, aber darum muß man die Zuseher nicht erkalten lassen; vielmehr muß man die Leidenschaften, die man einmahl rege gemacht, in der Höhe behalten und verstärcken. Nichts thut dieses besser als die Chöre, die durch ihre Täntze und Gesänge die Geister mit Ideen der Materie gemäß anfülleten, und dadurch den Empfindungen, welche die Reden der Personen erreget hatten, eine neue Stärcke mittheileten. Ueberdieß dieneten die Chöre die Leidenschaften zu erregen, indem sie den Zusehern andere Zuseher, die starck gerühret waren, vor Augen brachten. Es muß eben nicht ein grausamer oder ein jämmerlicher Anblick seyn, der uns Furcht oder Mitleiden einjagen soll; es ist öfters schon genug, daß wir jemand sehen, der von diesen beyden Leidenschaften heftig eingenommen ist, wenn wir dieselben ebenfalls empfinden sollen.

Zwey
Schreiben
an die
Deutsche Gesellschaft
von Greifswalde
verschiedene Critische Streite betreffend,
die zu unserer Zeit die deutschen
Kunstrichter beunruhigen:
Das Erste
Von Hr. Prof. Gottscheden
Das Andere
Von Petermann von Langnau.

Damit ich einigen besorglichen Mißdeutungen vorbiege, welche bey Gelegenheit dieser beyden Schreiben gemachet werden mögten, muß ich einen kurtzen Vorbericht vorhergehen lassen. Das erste von denselben lasse ich zwar den berühmten Mann verantworten, unter dessen Nahmen und Person es gestellt ist; ich habe dabey nichts weiter gethan, als daß ich seine Gedancken und Empfindungen ins Schweitzerische übersetzet, so, wie ich sie in dem Innersten seines Characters und Gemüths gelesen habe, und ich habe sie so wahrscheinlich, und so glaubwirdig gemachet, daß ihnen zur würcklichen Wahrheit weiter nichts fehlet, als das Geständniß des Hr. Gottscheds. In Ansehung des andern Schreibens aber, vor welches ich meinen eigenen Nahmen gesetzet habe, halte ich vor nöhtig mich ausdrücklich zu erklären, daß ich, ob ich gleich den Titel meines Schreibens an die gantze Gesellschaft von Greifswalde gerichtet habe, in welcher diese Monathsschrift entsprungen ist; dennoch wohl erkenne, daß in derselben geschickte Mitglieder sind, welche an den Versehungen, von denen ich re-

de, keinen Antheil haben können. Verschiedene verständigere und gründlichere Artickel geben wir genugsam zu erkennen, daß sie von Männern verfertiget worden, welche gründliche Einsichten und aufrichtige Absichten mit sich zu ihrer Arbeit gebracht haben. Und vermuthlich wird aus Antrieb derselben die Bedingung in den Vorbericht eingeflossen seyn, daß die hier und dar bemerckten Fehler nicht auf die gemeine Rechnung derer, die an dieser Monathsschrift arbeiten, geschrieben, noch weniger der gantzen Gesellschaft zur Last geleget werden. Sie haben daran vorsichtig gehandelt, und es ist billig daß man ihnen Recht wiederfahren lasse. Ich mache demnach eine Ausnahme von ihnen, und bin es gar wohl zufrieden, daß sie meine Anklage von sich und der gantzen Gesellschaft abwelzen, und weiter auf denjenigen einzeln Mann, oder die wenigen Personen schieben, welchen sie eigentlich zukommen. Ich kenne diese nicht, sonst hätte ich das Schreiben geradezu an sie gestellt; aber die Gesellschaft wird sie schon kennen, und zur Verantwortung derer Fehler, die sie nicht auf ihre eigene Rechnung nehmen will, anzuhalten wissen. Also steht es in der Gewalt der Gesellschaft zu verhüten, daß die Unschuldigen mit den Schuldigen nicht vermischet werden.

Indessen habe ich mich dieses mahl noch hinterhalten meine Antungen über einen oder zween Artickel im V. St. zu machen, weil ich sehe, daß man es in denselben so arg gemacht hat, daß es schwer fällt, diejenigen von aller Schuld looszusagen, welche zwar davon eigentlich nicht Verfasser sind, jedoch sich überhaupt zur Aufsicht über das gantze Werck anheischig gemacht haben. Dieses hat die gantze Gesellschaft in dem Vorberichte gethan, und zu wenigerm hat man sich in einem gesellschaftlichen Wercke nicht verbindlich machen können.

Vielleicht hindert meine Erklärung nicht, daß diejenigen aus der Gesellschaft, auf welche meine Beschuldigungen fallen, mich nicht zu dem Gelehrten zehlen, von welchem man in dem Vorberichte sagt, er glaube, daß man in critischen Schriften aufhören müsse höflich zu seyn. Ich glaube dieses nicht, aber ich meyne doch, daß man ohne Verletzung der Höflichkeit unwissende und hochmüthige Scribenten die schwere Hand der critischen Strafgerechtigkeit empfinden lassen dürfe.

Hrn. Johann Christoph Gottscheds Schreiben an die deutsche Gesellschaft von Greifswalde.

Werthe Herren und Freunde.

Ich bin eurer Gesellschaft seit euerm Ursprunge gewogen gewesen, und habe euer bey Gelegenheiten schriftlich und mündlich mit allem Ruhme gedacht, weil ich mir von euern Bemühungen nicht bloß zum Aufnehmen der gesunden Critick und der Sprache überhaupt, sondern insbesondere **meiner** Critick und Sprache viel gutes versprochen. Denn Mein Vertrauen zu euch blieb nicht dabey stehen, daß ihr dem Geschmack aufzuhelffen beflissen seyn würdet, sondern erfüllete mich mit der Hoffnung, daß ihr **meinen** Geschmack als meine Nachfolger annehmen und ausbreiten würdet, so wie ich ihn in meiner **Dichtkunst** für die Deutschen, und folglich für euch, in meiner **Redekunst**, und meinen **Beyträgen** nach seinem unbestimmten und willkürlichen, jedoch allemahl unbetrüglichen Vermögen zur Nachfolge angepriesen habe. Mir war desto mehr daran gelegen daß ihr ohne eigensinnige Ausnahmen meinen Meynungen beyfielet, und euch offentlich zu meinem Anhange schlüget, weil in hac temporum injuria nur allzu viele freche Jünglinge sich hier und dar die Freyheit anmassen, von meinen Vorschrifften abzuweichen, und den

Feinden ein mehrers einzuraümen, als mit meinem Ansehen bestehen kan. Allein ich muß schier glauben, daß ich mich selbst in meinem zu sichern Zutrauen auf eure Gefälligkeit betrogen habe. Eine Menge unbedachter und übereilter Reden und Anmerckungen in eurer Monathsschrift macht mich hierinn furchtsam und argwöhnisch, ungeachtet ich mich gegen alle böse Gedancken, die sie mir erweken, aus allen Kräfften sperre und sträube, und mich zu bereden trachte, daß es vielmehr Unachtsamkeit und Unvorsichtigkeit, als böser Wille und Eigensinnigkeit sey. Da ich euch nun noch nicht für Ueberlauffer zu meinen Feinden halten will, so gedencke ich euch die Sachen, die mir in eurer Monathsschrift so bedencklich und nachtheilig vorkommen, mit aller Freundlichkeit und Geduld vorzustellen, in der Hoffnung, daß ihr selber begreiffen werdet, wie grossen Abbruch dergleichen Verfahren einer so berühmten Gesellschaft, wie die eurige in kurtzer Zeit werden wird, meinem Ansehen, meiner Herrschaft und meinem Ruhme nothwendig bey nachsinnenden und freyen Gemüthern thun müsse.

I. Ihr bekennet zwar, daß die Nachricht und Abhandlung von meiner **Dichtkunst** (wie ihr sie schlechtweg nennet) in der Absicht dieses Buch unsern Landesleuten erst noch bekannt zu machen, gantz unnöthig wäre: Ihr nennet es ein **vortreffliches**, ein **schätzbares** Werck: Aber, wenn dieses Bekänntniß aufrichtig und von Hertzen gemeinet ist, was war es denn nöthig den Werth

dieses Wercks erst noch so mühsam zu beweisen? Ein Beweis läßt ja allemahl vermuthen, daß die Sache nicht völlig unstreitig und ausser Zweifel sey, und dergleichen Verdacht ist zuweilen von grösserer Kraft, als der Beweis, womit man ihn heben will. Lasse man die Leute in ihrem Wahn immerhin ungestört, sonst dürfte man einen eben so schlechten Danck davon tragen, als jene beym Horatz, die sich alle Mühe gegeben, den glückseligen Wahnwitzigen zu curieren, dafür aber statt des erwarteten Dancks hören müssen:

- - - Pol me occidistis amici,
Non servastis, ait, cui sic extorta voluptas,
Et demtus per vim mentis gratissimus error!

Das weit schlimmere dabey ist wohl dieses, daß die Art euers Beweises die Schätzbarkeit meines Buchs, im Grunde gantz verdächtig und zweifelhaft machet, in währender zeit, daß ihr selbige zu verfechten und anzupreisen vermeinet: Ihr nehmet euern Erweis her von dem starcken Abgang und allgemeinen Beyfall, den mein Buch in einer Zeit von wenig Jahren in gantz Deutschland gefunden: Allein ihr gebet ja in dem I. St. eurer Beyträge Bl. 6. selbst mit dürren Worten zu verstehen, daß **der allgemeine Beyfall, den eine Sache erhält, die würckliche Güte derselben nicht unwidersprechlich ausmache.** Und es kan euch nicht verborgen seyn, wie wenig meine tadelsüchtige Schweitzerischen Gegner aus diesem Grund, auf den ich ehedem in meinen Vorreden auch selbst getrotzet hatte, gehen lassen, und wie sie sich hier

und

und dar in ihren Spottschriften etwas rechts darauf zu gute thun: So daß nicht ohne Grund zu besorgen ist, sie werden noch behaupten dürffen, es sey nicht unmöglich, daß ein Buch viel gelesen werde, und doch noch unbekannt sey: Nachdem sie sich unterstanden haben zu behaupten, daß öfters das schlechteste Buch von der Welt den stärckesten Abgang und einen allgemeinen Beyfall erhalten könne. Und was werden dann eure sonst freygebige Versprechungen von dem eben so gefälligen Urtheil der künftigen Zeiten für ein Ansehen behalten?

II. Was wär es nothwendig die zwo ersten Auflagen meiner Critischen Dichtkunst, deren Gedächtniß ich nur überhaupt und der Zahl nach zu erhalten suche, aus der Veraessenheit, in die ich sie durch die wichtigen Veränderungen und Verbesserungen der dritten Herausgabe gestürtzt zu haben verhoffete, wieder hervorzuziehen, und ihre Mängel in Vergleichung mit der Vollkommenheit dieser letztern aller Welt zu offenbaren. Ich hatte mich versichert, es könnte keinem meiner Schüler und Verehrer verborgen seyn, daß ich es mit meinen Schriften lediglich wollte gehalten wissen, wie mit einem Testament, da allezeit das spätere die vorhergehenden aufhebet, und alleine rechtsgültig bleibet. Und was vor Absichten kan man wohl demjenigen zutrauen, der ein veraltetes und an dem Rechten ungültiges Testament wieder aus dem Staube hervorziehet, anders, als daß er mit Fleiß den Neid derjenigen, die sich durch die neue testamentliche Verordnung verkürtzt zu seyn

glauben, habe rege machen und ohne Noth und Beruff Streit erwecken wollen? So habe ich in meinen ersten Schriften meine Gnaden und Lobsprüche nach meiner freyen Willkuhr ausgetheilet: Nach eben dieser Freyheit habe ich in der neuen Herausgabe meiner Critischen Dichtkunst die Nahmen und das Andencken einer **Neuberin**, **der Schweitzerischen Mahler, Hrn. Königs, Hrn. Bodmers** und anderer, weil sie sich meiner vorigen Huld unwürdig gemachet, gäntzlich ausgelöschet, in der Meynung, daß hinfür des in meinen vorigen Schriften aus allzugutherziger Uebereilung ihnen verschwendeten Lobs nicht mehr solle gedacht werden. Diese meine Absicht war auch für alle diejenigen, die es mit meinem Ruhm treulich und recht von Hertzen gut meynen, unschwer zu errathen. Wenn ich demnach noch am billigsten und gelindesten von eurem Vorsatz urtheilen soll, nach welchem ihr die drey Ausgaben meiner Critischen Dichtkunst in eine Vergleichung zu ziehen unternommen habet, so muß ich es einer nachlässigen Unbedachtsamkeit zuschreiben, daß ihr euch nicht habet vorstellen können, daß die Ausführung eines solchen Vorsatzes nothwendig den Neid und die Eifersucht der an ihrem Ruhme gekränckten Personen gegen mich zur Rache aufhetzen werde: Denn dadurch setzet ihr mich in die verdrießliche Nothwendigkeit, daß ich mich entweder einer strafbaren Uebereilung in meinen erstern freygebigen Lobeserhebungen, oder eines boßhaften Neides in Zurückziehung derselben schuldig geben muß: Wenigstens machet ihr mein Lob und Tadel einer verhaßten

haßten Partheylichkeit bey aller Welt verdächtig, und raubet meinem Urtheil von andern den erworbenen Schein und Credit der Critischen Gerechtigkeit.

III. Wie nachläßig führet ihr nicht meine Sache, da ihr so kahl daher saget: „Ihm ist wie„derspochen worden, und er hat sich bisweilen „verantwortet.„ Es weiß ja jedermann, daß sich verantworten und sich rechtfertigen zweyerley ist: Und wird nicht die Einschränckung durch das Zeitwörtgen bisweilen den billigen Verdacht erwecken, als ob es mir an dem Vermögen gefehlet hätte, mich überall und in allen Stücken zu verantworten? Ist denn ein Schriftverfasser, zumahl wenn er seine Zeit nützlicher zu gebrauchen weiß, eben nothwendig verbunden, sich gegen alle wiedrigen Urtheile von seinen Schriften zu vertheidigen, oder, kan man aus der Unterlassung desselben untrüglich schliessen, daß solches aus Unvermögen geschehen sey? Habe ich nicht hier und dar ausdrücklich bezeuget, daß ich weder Lust noch Zeit habe, mich mit meinen Tadlern einzulassen.

IV. Es ist freylich an dem, daß ich bey der letzten Ausgabe meiner Critischen Dichtkunst die Worte: für die Deutschen; auf dem Titelblatt mit gutem Bedacht ausgestrichen habe, um dadurch den Schweitzern den spöttischen Fürwurff abzuschneiden, als ob die meinige nicht eine allgemeine, sondern eine nur allein für die Deutschen eingerichtete Dichtkunst sey: Was hat euch aber gedrungen meine geheimen Absichten bey dieser Veränderung, die ich mit Fleiß verborgen halten wollte, offentlich zu verrathen, und den schimpflichen

Für-

Fürwurff der Schweitzer, der meiner Dichtkunst zur Verkleinerung gereichet, wiederum aufzuwärmen und zu erneuern. Ihr möget wohl nicht bedacht haben, daß ihr dadurch zum Gespötte neuen Anlaß gebet, dem ich durch die listige Veränderung des Titels völlig vorgebogen zu haben vermeint hatte. Die Schweitzer werden sagen: Der Leipzigische Verfasser hat den Gebrauch seines Buchs selbst eingeschräncket, da er auf dem Titelblatt der zwo ersten Ausgaben ausdrücklich gesezet hat: **Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen.** Nun kan er ja nicht gemeint haben, daß sein Buch darum für die Deutschen sey, weil es in deutscher Sprache geschrieben, und von niemandem, der diese Sprache nicht verstehet, könne gelesen werden; denn so wäre dieser Zusatz bey seinen meisten übrigen Schriften eben so nöthig gewesen; da hätte er mit gleichem Grund schreiben sollen, **Gottscheds Redekunst für die Deutschen, Gottscheds Weltweißheit für die Deutschen, Baylens Wörterbuch für die Deutschen** ꝛc. ꝛc. Da sich nun diese Einschränckung nicht auf die Sprache, in welcher das Buch geschrieben ist, beziehen kan, so muß sie sich nothwendig auf die Sachen beziehen, die darinnen abgehandelt werden: Es müssen hiemit nach des Verfassers eigenem Geständniß überhaupt solche Sachen darinnen abgehandelt werden, die für die Deutschen alleine brauchbar sind, und die kein anderer, wenn ihn gleich die Sprache nicht hinderte, brauchen könnte. Ist nun aber dieses Buch in den zwo ersten Ausgaben allein für die Deutschen

schen gewiedmet und brauchbar gewesen, so kan die neue Ausgabe, die dem Wesen nach und ueberhaupt von den beyden erstern nicht unterschieden ist, in ihrem Gebrauche nicht allgemeiner seyn, wenn gleich die Worte: **für die Deutschen**; auf dem Titelblatte gäntzlich ausgelassen worden, denn die Veränderung des Titels verändert darum das Wesen der Sache nicht. Sie werden darum auch das Auslöschen dieser Einschränckung auf dem Titelblatt der dritten Ausgabe als eine Rechtfertigung ihres geführten Tadels und als ein Bekenntniß aufnehmen, daß ich diesen Zusatz: **für die Deutschen**; ehedem ohne Bedacht und Verstand hingeschrieben, und diesen Fehler in 14. Jahren nicht eher erkennt habe, als bis sie mir selbigen vorgerücket haben. Durch diese und dergleichen Gedancken, die ich durch die stille Veränderung gäntzlich zu unterdrücken bedacht gewesen; ihr aber durch eure unzeitige Antung ohne Noth veranlasset, machet ihr noch selbst die beygefügte pathetische Bestraffung über die satyrischen Spöttereyen und unreinen Absichten der Schweitzer gantz unkräftig und abgeschmackt.

V. Was für ein Geist hat euch doch eingegeben, die für mein gegenwärtiges Ansehen allzu niederträchtige Vorrede, die sich bey der ersten Ausgabe meiner Critischen Dichtkunst findet, aus dem Staube der Vergessenheit wieder hervorzuziehen, und so gar ihrem Innhalt nach zu wiederholen? Ihr nennet sie unter allen dreyen die **merckwürdigste**: Und ich habe sie unter allen dreyen allein für verwerfflich gehalten, und darum in der letz-

ten

ten Ausgabe derselben allein keinen Platz gönnen wollen, da ich die von der zweyten Ausgabe unverändert beybehalten habe. Man muß sich selbst bereden können, daß ich ohne zureichenden Grund nur so in den Tag hinein wehle und verwerffe, wenn man nicht mercken kan, daß ich durch die Verwerffung dieser meiner ersten Vorrede zu der Dichtkunst, selbige zu einer ewigen Vergessenheit verdammt wissen wolle. Wenn sonst kein anderer Grund wäre, der sie in meinen Augen verwerfflich machen könnte, so wären es die mir seit A. 1740. so verhaßten Nahmen der **Zürichischen Mahler**, Hrn. Prof. **Bodmers**, und des Hrn. Geh. Secr. **Königs**, die diese Vorrede noch so gar als meine Lehrmeister und Anführer zu Critischen Untersuchungen und zu dem guten Geschmack in der Poesie, ja als so viel **Wetzsteine meiner Flöte** unverschämter Weise angeben darf. Wie würde es zusammenstimmen, wenn ich diese Nahmen durch eine neue Auflage dieser Vorrede hätte zu verewigen gesucht, da ich dieselben aus meinem gantzen Wercke, als meines fernern Schutzes unwürdig, gäntzlich ausgetilget habe? Ich widerruffe demnach hiermit offentlich, was ich zu Gunsten dieser drey Nahmen jemahls wissendlich oder unwissendlich geredt oder geschrieben habe, oder was andere aus meinen ersten Schriften, die vor A. 1740. ans Liecht getreten sind, zum Ruhme derselben jetzt oder ins Künftige anführen möchten.

VI. Was die Vertheidigung der Critick in dieser verworffenen Vorrede ansiehet, so setzet ihr mich ohne Noth und aus blossem Mißverstande mit

Hrn.

Hrn. Bodmer in einen Widerspruch. Hrn. Bodmers Antung fällt nicht so fast auf die blöde Art und Gefälligkeit, womit ich die Benennung meiner Critischen Dichtkunst entschuldiget habe, als vielmehr auf diejenigen von meinen deutschen Lesern, deren falsche Begriffe und wiedrige Vorstellungen von dem Nahmen der Critick meine Entschuldigung nöthig gemachet haben.

VII. Was ferner den Auszug von meinem **Poetischen Lebenslauff** anlanget, so begleitet ihr denselben mit einer so zweydeutigen Anmerckung, die der Schweitzerische Spottgeist Conrector **Erlenbach** nicht schimpflicher für mich hätte erdenken können, bey dem unbändigen Vorsatz, den er hat, mich überall lächerlich und verdächtig zu machen. Ihr saget: „ Hr. Gottsched hat uns „ das vollkommene Bild eines Kunstrichters in sei„ ner Person selbst gegeben; und also dürffen wir „ nicht zweifeln, daß es seinem Urbilde ähnlich sey. „ Giebt denn das Zeugniß von seinem eigenen Lob und Geschicklichkeit einer Erzehlung einen Anstrich der Glaubwürdigkeit? Oder wem hat man jemahls seine Worte anders als eine Spottrede aufgenommen, wenn er sich von einem andern ungefehr also ausgedrückt hat: Sempronius ist ein Grundgelehrter Mann; es muß wahr seyn: Denn er hat es selbs gesagt? Und wohin muß es wohl abgesehen seyn, wenn ihr die spöttische Anmerckung der Hrn. Schweitzer ohne Antung, ja fast mit Beyfall anführet, da sie vorgeben dürffen, die grossen Kunstrichter würden die Gedancken, die ich ihnen abgeborget, nicht mehr für die ihrigen er-

ken-

kennen, so sehr seyn sie von mir übel gefasset und verderbt worden.

VIII. Wenn ihr in eurem Urtheil von meiner Uebersetzung von Horatzens Dichtkunst mir zuerst einen rühmlichen Fleiß, den ich in dreymaliger Ausbesserung derselben glücklich angewandt habe, zugestehet: Bald hernach aber mich einer strafbaren Nachlässigkeit und die Uebersetzung selbst hier und dar matter und undeutlicher Ausdrücke, die Horatzens Sinn nicht erreichen, beschuldiget, was heißt dieses wohl anders, als mir einen groben Unverstand, und bey einem unbedachten Vorsatz und löblichen Fleisse ein unüberwindliches Unvermögen Schuld geben? Und verräth dieses nicht eine kleine Tadelsucht, wenn ihr meiner Uebersetzung einen einzigen Fehler vorrücken könnet, der darzu nicht viel auf sich hat; inzwischen aber dieselbe gantz dreiste verdächtig machet, als ob sie hier und dar von dergleichen wimmle?

IX. Mit was vor Befugniß will man mir einen Theil der Schuld von dem bey Anlasse meiner unschuldigen Dichtkunst entstandenen und noch immer fortdaurenden so feindseligen Kriege aufbürden, da ich bisdahin mich nur gantz leidend verhalten, und die harten Streiche, die die Schweitzer auf mich geführet, mit einer sanftmüthigen und geduldigen Großmuth erduldet, und so viel möglich gewesen, verachtet habe, ausser daß ich nur einige wenige mahl, aber gantz verstohlner und verkappter Weise auf dem Kampfplatz erschienen bin. Was darnach das ungemessene Lob, welches dem mir so verhaßten Breitingerschen Nahmen beygelegt

get wird, und die unbillige Vergleichung meiner Person, Verdienste, und meines Werckes mit der Person, den Verdiensten, und dem Wercke dieses Schweitzers anlanget, so erlaubet mir mein Unmuth nicht mich deutlicher darüber zu erklären: Ich sage nur so viel, daß dieses alles Wirckungen einer unüberlegten Syncretisterey in gantz wiederwertigen Dingen seyn.

X. Was that es noth die hämischen Urtheile der Schweitzer von meiner Critischen Dichtkunst so weitläuftig anzuführen, zumahlen da ihr doch selbst bekennen müsset, daß sie voller Haß, Bitterkeit und Parteylichkeit stecken? Allein diese Schweitzerschen Urtheile sind noch fast erträglicher, als die Vertheidigung selbst, die ihr denselben entgegen zu setzen beliebt, und die ein verständiger Leser kaum anders als für einen kurtzweilenden Scherz, zu meinem grösten Nachtheil, aufnehmen kan. Ihr ziehet Folgen aus diesen Schweitzerschen Urtheilen, welche die Schweitzer selbst bey aller ihrer Grobheit und unbändigen Spottenslust annoch zu bescheiden und blöde gewesen sind, mir zu meiner Beschimpfung vorzuwerffen: Ihr scheuet euch nicht zu bekennen, daß wann das Urtheil der Schweitzer je Grund haben sollte, meine Dichtkunst nothwendig **das elendeste und abgeschmackteste Geschmiere**, und **ich einer von den** berühmtesten **elenden Scribenten** seyn müßte. Werden nicht die Schweitzer diese Folge willig einräumen? Ist aber denn dadurch die Ehre meiner Dichtkunst gerettet, oder die Gründlichkeit ihres Urtheiles von derselben wiederleget? Wie wollet ihr erweislich

machen können, daß es einen offenbaren Widerspruch einschliesse, und also schlechterdings unmöglich sey, daß ich, oder ein andrer sonst ehrlicher, berühmter und nicht ungeschickter Mann, ein elendes und abgeschmacktes Buch von der Dichtkunst schreiben könne? Ihr suchet ferner das spöttische Urtheil der Schweitzer von meiner Dichtkunst dadurch verdächtig zu machen, daß sie zehn Jahre lang der Verführung so Vieler ungewarnet zugesehen, ohne derselben durch die frühere Eröffnung ihres Urtheiles Einhalt zu thun: Gerade als ob sie einen Beruff hätten unsere Thorheiten, so bald sie dieselben einsehen und erkennen, in öffentlichen Schriften der Welt bekannt zu machen! Oder als wenn ein langmüthiger Aufschub der Straffe, bis die Bosheit überhand nimmt, die Verbrechen der Menschen gäntzlich entschuldigte und rechtfertigete, und den Richter seines Straffamts verlustig machete! Oder als wenn dieses Urtheil der Schweizer von meiner Dichtkunst, da es erst nach zehn Jahren bekannt worden, für meinen Ruhm nicht noch allzufrühe erschollen wäre; daferne man ausser Stand seyn sollte, die Begründtniß desselben directe und geradezu zu widerlegen! Auf diesen Fuß liesse sich ja der elende Scribent Philippi gegen die schwere Züchtigung eines Liscovs mit eben so gutem Grunde vertheidigen. Wie wenig fehlet es überdas nicht, daß ihr euch nicht selbst widersprechet, da ihr das Urtheil der Schweitzer izo unter dem Scheine der Feindseligkeit verdächtig zu machen suchet; nachdem ihr oben Bl. 425. nicht undeutlich zu verstehen gegeben habet, daß die

Schweitzer aus blosser Gefälligkeit gegen mich, nicht eher als bis ich sie dazu gereitzt und gleichsam aufgefodert hatte, ihre aufrichtige Meynung von der Gottschedischen Dichtkunst frey herauszusagen wollen, welches sie bisher eben noch nicht gethan hatten: Woraus ja zu schliessen, daß sie schon, noch ehe sie von mir aufgebracht worden, eine gantz widrige Meynung von meinem Buche gehabt, selbige aber offentlich zu entdecken, alleine durch die Gefälligkeit gegen mich wären zurückgehalten worden. Zugeschweigen, daß es noch nicht unwidersprechlich erwiesen ist, daß einer von seinem Feinde niemahls keine Wahrheit sagen könne: Plutarch in seiner Abhandlung von dem Nutzen, den einer von seinen Feinden ziehen kan, hat davon gantz andere Gedancken; und der Verdacht der Parteylichkeit haftet erst dannzumahlen, wenn man den Grund oder Ungrund eines Urtheils einzusehen allerdings unvermögend ist. Endlich verrathet ihr eure Neigung, die Partey meiner Feinde nicht völlig ungeschützt zu lassen, wenn ihr mit dürren Worten saget: **Wir wollen die Dichtkunst des Hrn. Gottscheds gar nicht von allen Fehlern frey sprechen; wir kennen und verehren auch die Verdienste der Herren Schweitzer.** Womit ihr ja die Begründniß ihres Urtheils von meiner Critischen Dichtkunst wenigstens in vielen Stücken zu billigen scheinet.

XI. Die Vertheidigung meiner Gedancken von dem Geschmack in dem dritten Capitel meiner Critischen Dichtkuust gegen die Beschuldigung der Schweitzer, leistet mir zwar die Gewähr, daß

ihr geschickt genung seyd, meine Worte und Gedancken recht vorsichtig herauszusuchen und zu meinem Vortheil zu kehren, wo es euch nicht an dem Willen fehlet. Doch auch diese Vertheidigung muß den Geist der Syncretisterey, und die Neigung einen Theil meines Ruhms der Gefälligkeit für die Schweitzer aufzuopfern, verrathen: Oder was hat sonst der folgende Ausspruch, den ihr Bl. 430. habet einfliessen lassen, anders zu bedeuten? Wo es heißt: **Nach der Vergleichnng, die der Critische Hr. Geschichtschreiber würcklich anstellet, kan der Hr. Gottsched ohnmöglich von einem Critischen Enthusiasmus freygesprochen werden:** Sonderlich wenn man **bey dem 9ten §.** des angeführten **Capitels stehen bleibt.** Ist dieses nicht so viel als zugestanden, daß ich mir in dem Capitel meiner Dichtkunst, welches von dem poetischen Geschmack handelt, selbst wiedersprechе, und Weisses und Schwartzes unter einander werffe?

XII. Dieser Geist der Syncretisterey, und eine heimliche Lust mich dem Gespötte meiner Feinde bloß zugeben, offenbaret sich auch in einigen folgenden Artickeln eurer Vertheidigung. Z. Ex. In dem Urtheil von **Bessers** Gedichte über seine **Kühlweinin**, wo ihr euch deutlich für Hrn. **Bodmer** erkläret, und mich einer **Ungeschicklichkeit** mein sonst begründtes Urtheil zu rechtfertigen öffentlich beschuldiget. In dem Urtheil über den Canizischen Ausdruck **sterbend leben** Bl. 440. wo ihr wiederum meinem Tadler völlig Recht gebet. In dem Puncten von der Lehre der Figuren in der

Poesie

Poesie Bl. 439. wo ihr euch gäntzlich auf die Partey meines Gegners zu schlagen scheinet. In der Streitfrage, ob und wieferne Schoch das ihm beygelegte Lob verdiene, wollet ihr euch gar nicht in eine Erörterung einlassen, sondern eine genaue Neutralität beobachten. Am allerdeutlichsten aber verräth sich die Syncretistische Gleichgültigkeit in dem Artickel über die Frage: Ob die Critick glücklicher auf verstorbene, oder auf lebendige gerichtet werde? Wo ihr bald, wie Bl. 444. **Bodmern** fast gäntzlich Beyfall gebet; bald aber, wie auf der folgenden Seite, behauptet, es lasse sich nichts gewisses bestimmen; sondern es komme auf die Gemüths-Beschaffenheit eines jeden Kunstrichters an. Heißt dieses nicht auf beyden Seiten hinken? Man vergleiche darmit was ihr oben auf der 417ten Seite aus meiner **Vorrede zu der Dichtkunst** von dem Amt eines Critici anführet.

XIII. Das Urtheil von **Milton** und von Hrn. **Bodmers** Uebersetzung, welches ich in der dritten Ausgabe meiner Critischen Dichtkunst auf der 685. Seite unter dem Scheine einer Erklärung gäntzlich widerruffen habe, begleitet ihr mit einer recht spöttischen Anmerckung, die keine andere Wirckung haben kan, als daß sie mich bey jedermann zum Gelächter machen muß. Ihr saget: **Wo die letztern Gedancken allemahl die besten sind, so muß dieses Urtheil**, welches den Milton und die Bodmerische Uebersetzung zugleich, des Ungeheuren, Rauhen und Widrigen beschuldiget, north-

wendig vor jenem gelten. Heißt dieses nicht ludere in re seria?

XIV. Eure letzte Anmerckung von der wichtigen Veränderung, da ich in der letzten Auflage meiner Dichtkunst anstatt meiner eigenen, lauter Exempel von unsern besten Dichtern eingeschoben habe, giebt mir wiedrum eine Probe, wie glücklich ihr seyd, wenn ihr nur wollet, eine Sache nach ihrem besten Vortheil vorstellig zu machen. Denn da sonst diese vorgenommene Veränderung in der That eine Wirckung von dem Tadel der Schweizer ist, und hiemit als ein öffentliches Geständniß eines wichtigen Versehens und der Begründniß ihres Tadels könnte angesehen werden; so habet ihr eure Anmerckung so geschickt zu drehen gewußt, daß kaum jemand, der nicht von diesem gantzen Streite vollkommen unterrichtet ist, die wahre Ursache dieser vorgenommenen Veränderungen und diese für meine Ehre so nachtheiligen Folgen merken wird.

Daferne ihr nun, wie ich nicht zweifeln darf, aus allen diesen Vorstellungen begreiffen werdet, wie übel mein Ansehen durch dergleichen Ausdrüke und eine solche zweydeutige Art meinen Widersachern zu begegnen versorget ist, so verlasse ich mich darauf, daß ihr euch künftig in euern Urtheilen von mir und meinen Feinden besser in Acht nehmen und eine grössere Vorsichtigkeit brauchen werdet. Denn ich sage aufrichtig, daß ich euch lieber unter den offentlicherklärten Freunden der Schweitzer sehen wollte, als daß ihr euch dergestalt unter sie und mich vertheilet, wenigstens eure

Freun-

Freundschaft gegen mir auf eine so wanckelmüthige Art ausdrücket. Ich überlasse euch selbst die bösen Folgen zu betrachten, die daher für euch entstehen mögen, wenn ihr mir nicht sicherere Proben von eurer Gefälligkeit gebet. Sinnet nach, ob dieses mit eurem Vorhaben meine Freundschaft zu verdienen übereinkomme. Das Unglück ist, daß man solchen Leuten zu viel Gehöre giebt, welche nichts als Unruh und Streit suchen. Man machet sich von meinem Ansehen einen gantz falschen Begriff, und schreibet mir dann die Absicht zu, daß ich desselben gegen heimsche und fremde mißbrauchen würde. Ich wollte dennoch nicht gerne genöthiget werden, alle die Vortheile meiner Macht gegen meine Mißgünstigen oder gegen meine mißlichen Freunde anzuwenden. Ihr könnet dieses denjenigen unter euch zu verstehen geben, welche auf die Seite des Gegentheils zu hinken scheinen; bildet euch aber nicht ein, daß Furcht und Blödigkeit an diesen Erinnerungen einigen Antheil haben. Nichts anders leget mir dieselben in die Feder als der Verdruß, den ich haben würde, wenn ich euch nicht mehr unter meine Freunde zehlen dürffte. Die Erfahrung hat es gezeiget, daß meine Freundschaft so vortheilhaft ist, als meine Feindschaft nachtheilig seyn kan; ich will nicht sagen, bey was vor Anlässen dieses geschehen ist, die mögen es sagen, die es empfunden haben. Dennoch bin ich niemahls zu dem äussersten Mittel fortgeschritten, als wenn die Vermahnungen keinen Eingang mehr gefunden haben. Ich fürchte dieses

nicht von eurer Gesellschaft, und in dieser Zuversicht will ich mich gerne unterschreiben

Leipzig, den 28. Mey. 1743.

Euern gewogenen Freund und Gönner.

G.

Peter.

Petermañs von Langnau Schreiben an die deutsche Gesellschafft von Greifswalde.

Meine Herren!

WEr den Vorbericht zu dem ersten Bande eurer Critis. Versuche gelesen hat, der wird von eurer Unparteylichkeit im Urtheilen eine so gütige Meynung vorgefasset haben, daß er sich nicht entsehen wird, eure Urtheile und Nachrichten für sicher und zuverläßig anzunehmen: Denn es ist nichts, das die Leser, zumahl solche, denen das Nachdencken ohnedem ein wenig verdrießlich ist, in dem Vertrauen auf die Unbetrüglichkeit ihres Scribenten sicherer mache, und ihre eigene Untersuchung und Prüffung mehr hemme, als dergleichen starke Versicherungen, daß man sich an keine Arbeit wagen wolle, die sich über unsere Kräfte erstrecket; daß man nichts ohne Grund loben oder tadeln; alles aus einem reinen Grund herleiten wolle, und was dergleichen mehr in eurem Vorbericht zu lesen ist. Nach so stoltzen Versicherungen mag sich dann ein Schrifftverfasser noch so sehr erniedrigen, seine Fehlbarkeit bekennen, und sich die Erinnerungen seiner Leser ausbitten; Dieses alles wird die seinen Lesern vorhin beygebrachte gute Meynung und das erschlichene Zutrauen eben so wenig ver-

mindern, als andere in dem täglichen Umgange gewöhnliche Höflichkeiten unserm Stand, Rang und Ansehen einigen Abbruch thun; Im Gegentheil wird eine solche Erniedrigung seiner selbs schon ohne dies sichere und gemächliche Leser in ihrer Sicherheit nur mehr stärcken, und sie auf die Gedancken führen, wenn der Verfasser der Gründlichkeit seiner Schrift nicht genugsam trauen könnte, so würde er nicht so ernstlich auf eine Untersuchung dringen.

Bey einer solchen Aufführung eines Schriftverfassers kömmt es demnach lediglich auf die Untersuchung an, wie ferne er in der Ausführung seines Vorsatzes die großsprechenden Versicherungen erfüllet, und denen strengen Gesetzen, die er selbst zur Richtschnur einer billigen Prüfung seiner Schrifften vorgeleget hat, eine Genüge geleistet habe? Thut die Ausführung einem so strengen Vorsatz keine Genüge, so ist die Gefahr der Verführung von einer solchen Schrift gedoppelt, indem sie die Leser nicht allein mit irrigen Meynungen und Urtheilen täuschet, sondern durch das Blendwerck großsprechender Versicherungen annoch die Erkänntniß des Irrthums und Betrugs schwer machet, ja gäntzlich hindert.

Wenn ich mir nun die Freyheit heraus nehme, auf diesen Blättern eine Untersuchung anzustellen, wieferne diejenigen Artickel des ersten Bandes eurer Critischen Versuche, in welchen ihr euch in eine Beurtheilung der Schweitzerischen Critischen Schriften, und einiger besonderer von denselben aufgeworffener Streitfragen

gen einlasset, die Prüffung aushalten, so werde ich in dieser Untersuchung die Regeln, die ihr euch selbst gemachet, und nach denen ihr auch wollet beurtheilet werden, zum Grund und Augenmerck setzen, und euer Verfahren darnach prüffen: Ich werde mich demnach beständig erinnern, daß nach eurer eigenen in dem allgemeinen Vorbericht gegebenen Versicherung, 1. Keiner sich an eine Arbeit gewaget, die sich über seine Kräfte erstrecket; 2. Daß ihr niemals gelobet oder getadelt, ohne den Grund anzugeben, warum ihr gelobet oder getadelt; 3. Daß alle eure Urtheile aus einem reinen Grund herfliessen, und keine unlautere Absichten mit untergelauffen; 4. Daß eure Aussprüche frey von allem Stoltz mit einer so höflichen Bescheidenheit sollen vorgetragen werden, die denjenigen wohl anstehet, die sich erinnern, daß sie selbst nicht ohnfehlbar sind. An diese Regeln werde ich mich steiff halten, und nach denselben eure Critische Gerechtigkeit prüffen: Alle Unhöflichkeit, die der Wahrheit nachtheilig ist, eben so behutsam vermeiden; als sehr ich diejenige so genannte Höflichkeit, die der Wahrheit im Licht stehet, und logicalische Schlüsse entkräfftet, verabscheue; Und im übrigen dann euch überlassen, welchem von euren Gesellschaftern ihr die Last der Vertheidigung auftragen wollet, wo ich etwann in meinen Anmerckungen und Schlüssen mögte geirret, oder euch zu nahe getreten haben, denn ich masse mir kein Vorrecht der Unfehlbarkeit an, und werde meine Meynungen für keine un-

unwidersprechlich erwiesene Wahrheiten ausgeben.

Es sind vornemlich drey Artickel in dem ersten Bande eurer Critischen Versuche, wo ihr euer Urtheil von den Critischen Schriften und Gedancken der Schweitzer offenherzig entdecket: der VIte des IVten Stücks, und der IIIte und zum Theil auch der Iste des Vten Stücks. Wir wollen sie nach der Ordnung durchlauffen.

A. In dem VIten Artickel des IVten Stükes giebt die Vertheidigung von Hrn. Prof. Gottscheds Versuch einer Critischen Dichtkunst Anlaß manches Urtheil der Schweitzer auf die Capelle zu setzen, und davon eure Meynung zu eröffnen. Gerade auf der 415. Seiten wird aus dem Anhange des Ergäntzungs-Stückes zu Hrn. D. Trillers Fabelwercke eine Stelle aus einer Anmerckung angeführet, welche behauptet, daß die Gottschedische Dichtkunst eine nur allein für die Deutschen eingerichtete Dichtkunst sey. Ueber diese Stelle wird der Verfasser dieses Artickels so empfindlich, daß er in einer beygefügten ernsthaften Straffpredigt, die mit einer recht Postillenmässigen Bewegung vorgebracht wird, die Absichten des Schweitzerschen Kunstrichters, als ein anderer Hertzenkündiger, entdecket und mit der grösten Gewißheit bestimmet; über die Spötter dieser letzten Zeiten eine bittere und gantz aufgeweckte Klage führet; und endlich dieselbe mit einem feyerlichen Glaubensbekänntniß zum Ruhm der Gottschedischen Dichtkunst beschliesset. Könnte man hier nicht mit Recht fragen:

Tan-

Tantæne animis COELESTIBUS iræ?

Allein wir wollen sehen aus was für einer reinen Quelle diese Strafpredigt mögte geflossen seyn. Hr. Prof. Gottsched hat in den zwo ersten Ausgaben seines Versuches einer Critischen Dichtkunst auf dem Titelblatt hingesetzt: Versuch einer Critischen Dichtkunst vor oder für die Deutschen. Das Titelblatt eines Buchs soll den Haupt-Innhalt, die Absicht, und den Gebrauch desselben begrifflich bestimmen.

Auf einem Titelblatt sollte demnach von rechtswegen kein überflüssiges Wort stehen, das nicht einer von diesen Absichten beförderlich seyn könnte: Ob nun gleich dem Schweitzerschen Kunstrichter die Einschränckung auf dem Gottschedischen Titelblatte für die Deutschen gantz neu und seltsam vorgekommen, weilen er sich nicht besinnen konnte, daß jemahls ein anderer Schriftverfasser vor Hrn. Prof. Gottscheden sich einer solchen Einschränckung des Gebrauchs seines Buchs auf eine besondere Nation bedienet hätte; so hat er dennoch für fest angenommen, daß Hr. Prof. Gottsched, als ein berühmter Lehrer der deutschen Weltweißheit, auch in diesem Falle nichts ohne zureichenden Grund gethan habe, daß folglich der Zusatz für die Deutschen auf dem Titelblatte seiner Dichtkunst eine in vernünftigen Absichten gegründete Nothwendigkeit haben müßte. Auf diesen aus einem gutmüthigen und recht billigen Hertzen angenommenen Grundsatz nahm er sich für, diejenigen

gen Absichten, die diesen Zusatz der Einschränkung des Gebrauchs für die Deutschen nothwendig machten, zu errathen. Es kam ihm erstlich in Sinn, ob vielleicht Hr. Gottsched seine Absicht bey dieser Einschränckung auf die Sprache, in welcher sein Buch geschrieben, gerichtet haben mögte; denn er erinnerte sich wohl, daß Hr. Gottscheden nicht unbekannt ist, daß er der erste gewesen, der einen Versuch einer Critischen Dichtkunst in deutscher Sprache der Deutschen Welt geliefert hat. Allein er besann sich gleich, einestheils daß der Großmeister und Beförderer der deutschen Sprachgenossenschaft, wenn er diese Absicht gehabt hätte, sich gantz anders und viel deutlicher und reiner würde ausgedrückt, und etwaun so geschrieben haben: Der erste Versuch einer deutschen Critischen Dichtkunst, dergleichen in deutscher Sprache bisher nicht gesehen worden. Und anderntheils befand er, daß die Einschränckuug des Gebrauchs eines so nützlichen Buchs für die Deutschen in Absicht auf die Sprache gantz überflüssig und für einen philosophischen Kunstrichter, der nichts ohne zureichenden Grund zu schreiben gewohnt ist, gantz nicht anständig wäre: Allermassen es nicht nöthig ist, daß man einen, der der deutschen Sprache gantz unkundig ist, warne, daß er kein deutsches Buch lese. Da nun aber ein Buch für die Leser nicht mehr als in zweyen Absichten, nemlich entweder in Ansehung der Sprache, oder in Ansehung der Sachen

chen und Gedancken, brauchbar oder unbrauchbar seyn kan, mußte der Schweitzer nicht nothwendig auf die Vermuthung fallen, wenn dieser Zusatz anders nicht müssig und ohne Verstand seyn soll, so müsse er den Gebrauch dieses Buchs in Absicht auf den Innhalt und die Materie oder die Gedancken einschrancken, und es für die Deutschen allein vor brauchbar erklären? In dieser Absicht konnten demnach die Worte für die Deutschen keinen andern Verstand haben, als daß die in diesem Buche abgehandelten Materien, wenn es gleich in eine andere Sprache übersetzt würde, dennoch von niemandem als von einem gebohrnen Deutschen könnten verstanden und zu Nutze gemachet werden. Sollte nun aber dieser Sinn Platz haben, so mußte ferners folgen, daß die abgehandelten Materien nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen überhaupt hergeleitet und erwiesen worden seyn, denn so könnte das Buch in Ansehung seines Innhalts nicht bloß für die Deutschen verständlich und brauchbar seyn: Folglich konnte er nichts anders schliessen, als daß Hr. Gottsched seine Regeln, daß sie allein für die Deutschen brauchbar wären, nothwendig aus der besondern Natur der deutschen Nation müßte hergeführet haben. Es mag wohl seyn, daß der Schweitzersche Kunstrichter auch diese letztere Erklärung mit ihren Folgen Hrn. Prof. Gottscheden nicht im Ernst zugeschrieben hat; sondern dadurch nur so viel hat zu verstehen geben wollen, daß diese Einschränckung für die Deutschen

schen keinen gesunden Verstand leide, und von Hrn. Gottsched ohne Bedacht sey hingeschrieben worden: Denn wenn es wahr seyn sollte, wie ihr in eurem Glaubensbekänntniß versichert zu seyn vorgebet, daß die Critische Dichtkunst des Hrn. Gottscheds mit Vergnügen und Nutzen von den Ausländern, die unsrer Sprache kundig sind, sollte können gelesen und verstanden werden; so mögte ich gerne vernehmen, was denn die Einschränckung für die Deutschen auf dem Titelblatte der Critischen Dichtkunst eigentlich zu bedeuten habe; und ob der Verstand, den dieser Zusatz leiden kan, nicht allemahl lächerlich herauskomme? Wer will es aber einem mit Recht verargen können, wenn er über einem lächerlichen Ausdrucke das Maul ein wenig verkrümmt? Zugeschweigen, daß der Schweitzer an dem Orte, wo er diese Critick anbringet, eben nicht Ursache gehabt hat, gar zu blöde, kaltsinnig und ernsthaft mit Hrn. Prof. Gottsched zu reden, allermassen das ungesaltzene Gespötte, welches dieser in seinen Beyträgen über die neue Schweitzersche Dichtkunst ausgegossen, eine züchtigende und demüthigende Abfertigung erforderte, und noch wohl eher eine so bewegliche Straffpredigt verdienet hätte, als diejenige ist, mit welcher ihr die Schweitzersche Anmerckung begleitet. Wir müssen aber diese Critische Straffpredigt selbst noch ein wenig beleuchten. Ihr saget: Diese Beurtheilung ist gewiß nicht aus einem reinen Critischen Eifer geflossen. Die Herrn Schweitzer wür-

würden sonsten nicht wieder ihre Gewohnheit, die letzte Beschuldigung, (daß nemlich Hrn. Gottscheds Dichtkunst niemand als ein gebor-ner Deutscher brauchen könne, weil sie ihre Re-geln aus der besondern Natur der Deutschen her-leite) so schlechthin ohne Erklärung und Be-weis stehen lassen. Ist denn das eigene Ge-ständniß des Hrn. Prof. Gottscheds nicht Be-weises genug? Er sagt ja selbst sein Buch sey nur für die Deutschen brauchbar, nicht in An-sehung der Sprache, denn darinn hat es für alle andern deutsche Bücher nichts eigenes vor-aus; hiemit in Ansehung der Materie oder des Innhalts; wie könnten aber die Regeln dieser Dichtkunst nur für die Deutschen brauchbar seyn, wenn sie aus allgemeinen Grundsätzen, aus der allgemeinen menschlichen Natur wären her-geleitet worden? Wenn ihr also diese Folge und Erklärung nicht für gültig erklären wollet; so bleibet nichts übrig, als daß ihr bekennet, die-se Worte für die Deutschen haben gar keinen gesunden Verstand, und seyn vom Hrn. Prof. ohne Bedacht und ohne zureichenden Grund hin-geschmiert worden. Was wird aber diese Be-schuldigung vor ein schlechtes Zutrauen für die Gründlichkeit des Werckes selbst gebähren, wenn dem Verfasser nicht einmahl die Fähigkeit zuge-standen wird, ein Titelblatt mit Verstande zu schreiben?

Die alium Quintiliane colorem!

Und wie müßte wohl die Antung und Bestraf-

fung dieses Fehlers beschaffen seyn, wenn sie von euch das Zeugniß verdienen sollte, daß sie aus einem reinen Critischen Eifer geflossen: Vielleicht müßte sie ohngefehr so abgefasset seyn:

„ Ich will mich hier unterstehen, einen kleinen „ Fehler an dem Titelblatte der Gottschedischen „ Dichtkunst auszusetzen: Die Gemüthsbillig„ keit des Hrn. Professors ist mir gar zu bekannt, „ als daß ich fürchten sollte, er werde meine „ Freyheit mißbilligen. Er verlanget nicht, „ daß man auf alle seine Meynungen einen Eyd „ schwören soll. Die Einschränckungs-Wört„ gen für die Deutschen haben hier nicht mehr „ zu bedeuten, als leere Worte, die keinen ge„ sunden Verstand leiden, man kan sie ohne „ Abbruch des Verstandes ausstreichen. Nie„ mand aber sey so unhöflich und unbescheiden, „ daß er von dem Titelblatt auf das Buch selbst „ einen Schluß machen, und sich durch die straff„ bare Vermuthung an dem berühmten Manne „ versündigen wollte, als ob in dem Wercke „ selbs eben dergleichen unverständige Versehen „ mögten mit untergelauffen seyn. Man wen„ det eben nicht allemahl den grösten Fleiß auf „ das Titelblatt, welchem der beruffene Nah„ me des Verfassers das gröste Ansehen geben „ muß: Et bonus nonnunquam dormitat Ho„ merus.„ Eure folgende Klage über den Mißbrauch der Critick ist gantz pathetisch, und entdecket durch die doppelte Frage und die beygefügte nachdrückliche Apostrophe ein gantz bewegtes Gemüth; Sie lautet: „ Wird man aber

„ nicht

„ nicht die vortreffliche Critick zu dem gehäßig-
„ sten Dinge von der Welt machen, wo man
„ fortfähret, auch die gröbsten Spöttereyen
„ darein zu mischen? Oder ist der vortrefflich-
„ ste Criticus vielleicht derjenige, der den an-
„ dern am lächerlichsten machen kan? Man ver-
„ hüte doch, damit unsre Welt nicht anfange,
„ Critische und Satyrische Schrifften für einer-
„ ley zu halten! „ Es wird schwer seyn, die vor-
treffliche Critick für die elenden Scribenten oh-
ne Nachtheil der Wahrheit jemahls angenehm
zu machen: Und die höfliche Bescheidenheit, die
Ihr euch in euren Urtheilen zur Regel gesetzet,
mag euch den Unterscheid zwischen einem feinen
und gründlichen Schertz, und zwischen den gröb-
sten Spöttereyen verborgen gehalten haben.
Oder muß ein Criticus, der es mit einem stol-
zen Verfasser aufgenommen hat, der sich selbst
lächerlich machet, weinen, wenn er sein Be-
finden darüber entdecken soll? Man würde sich
fast bereden, wenn man diese Klage liest, daß
euch entweder die grossentheils unbillige und
schimpfliche Art der Critick, welche Gottsched
in seinen Beyträgen seit zehn Jahren in Deutsch-
land ohne Einrede auch gegen die grösten Män-
ner geführet hat, gantz unbekannt seyn müßte,
oder daß ihr sie heimlich billigtet, da ihr so emp-
findlich werdet, so bald man diesem stoltzen und
eigenmächtigen Richter der deutschen Welt we-
gen solcher Fehler, d keineswegs zu entschul-
digen sind, mit ein schertzenden Mine die
Wahrheit saget, da ihr euch nicht enthalten

Könnet, seinen verdienten Hohn durch eine Pastormässige Straffpredigt an den Schweitzern zu rächen. Ich ersuche euch demnach die beyden Abschnitte in Conr. Erlenbachen Echo des deutschen Witzes, welche von der Critischen Höflichkeit, und der Gerechtigkeit einiger hochdeutscher Kunstrichter absonderlich handeln, und die ihr in dem VIten Stücke der Schweitzerschen Critischen Sammlungen antreffen könnet, noch einmahl bedächtlich zu durchlesen, und dann mit euren Regeln von der Critischen Unpartheylichkeit zu Rath zu gehen, ob eure Straffpredigt besser auf Hrn. Gottsched oder auf die Schweitzer passe, und so ferner nachzudencken, wie ihr euch rechtfertigen wollt, daß ihr Gottschedens unbillige Critick in das zehnte Jahr in der deutschen Welt ohne Warnung und Antung frey habet rasen und schwermen lassen, und noch itzo nicht wol vertragen könnet, daß die Schweitzer sich unterfangen haben, die deutsche Welt von diesem eigensinnigen Critischen Tyrannen zu befreyen, und ihn rechtschaffen zu demüthigen. Allein die zu dieser Klage hinzugefügte seufzende Apostrophe verdienet noch eine besondere Betrachtung: Man verhüte doch, damit unsre Welt nicht anfange critische und satyrische Schrifften für einerley zu halten. Worauf mag denn wohl der sonnenendlich grosse Unterscheid Critischer und Satyrischer Schrifften beruhen, daß auch die losse Vorstellung der Gefahr von Vermischung derselben, so tiefgeholte Seufzer und gebrhne Stoßgebethgen aus-

auspressen kan? Nach meinem schwachen Sinne waltet dieser Unterscheid zwischen beyden, daß die Critick zur Absicht hat zu unterrichten und zu verbessern; die Satyre hingegen zu beschämen, zu bestraffen und zu warnen: Beyde suchen die Verbesserung des Nebenmenschen; die Critick durch bescheidenen Unterricht; die Satyre durch die Beschämung. Wenn hiemit die Critick einen heilsamen Eingang zur Verbesserung finden soll, so muß derjenige, dessen Verbesserung sie suchet, fähig seyn einen guten und wohlgemeinten Unterricht mit stillem Gemüthe anzunehmen, und zu seiner Verbesserung anzuwenden. Ist jemand nicht in dieser Gemüths-Verfassung, so ist er für die Critick unverbesserlich. Folglich müßte man solche Menschen, die doch den weit grössern Theil ausmachen, ihrem Verderben völlig überlassen, wenn nicht noch ein ander Mittel übrig wäre, wodurch man nicht ohne Hoffnung fürfahren könnte, an deren Verbesserung zu arbeiten. Stoltze, eigensinnige Köpfe sind schwerlich durch blossen Unterricht zurecht zu bringen, weil es bey ihnen nicht so fast an der Verstandes-Fähigkeit als an dem Willen fehlet; darum muß bey solchen die Satyre der Critick zu Hülffe kommen, wo man ihre Verbesserung nicht gäntzlich verlohren geben will. Dadurch muß man ihnen den Stoltz und Eigensinn zuerst brechen, damit sie wider fähig werden den Unterricht der Critick zu ihrer Besserung anzunehmen. Giebt es denn aber solche hartnäckige Sünder, die alle Mittel zu ihrer Verbesserung

muthwillig von sich stossen, die man weder durch die überzeugenden Warnungen der Critick, noch durch die gelinde Züchtigung der Satyre zu einem bessern Sinne verleiten kan, an denen hiemit alle Arbeit als an schlechterdings unverbesserlichen gäntzlich verloren, so kan man solche der Geissel einer beissenden Satyre zur gerechten Strafe übergeben, damit wenigstens andere aus Furcht vor einem gleichen Gerichte von ihrer Hartnäckigkeit abgeschreckt, und unschuldige Seelen gegen die Verführung verwahret werden. Wenn ich nun diese Gedancken von dem wahren Unterscheid der Critick und der Satyre mit einem Wunsch und Seufzer beschliessen sollte, so wollte ich wünschen, daß man verhüten könnte, daß unter den berühmten elenden Scribenten der deutschen Welt keine für die Critick unverbesserliche Sünder mehr mögten gefunden werden, in welchem Falle weder die züchtigende noch die straffende Satyre mehr nöthig wäre. So lange hergegen solche Scribenten noch vorhanden sind, die aus stolzem Eigendünckel jedermann richten, Lob und Tadel nach ihrer Willkühr ausspenden und widerruffen, den Witz und Geist einer gantzen Nation auf ihren Credit nehmen; so lange wird die Verbindung der Satyre mit der Critick keine so grosse Gefahr auf sich haben, daß es eben nöthig seyn sollte, durch öffentliche Kirchengebethe die Abwendung derselben zu erflehen. Was endlich eure letzte Klage über diesen Artickel angehet, so habe ich darüber auch noch eine Anmerckung zu machen. Ihr saget:

get: „ Wo bleiben die reinen Absichten der „ Critick, wenn man so gar auf eine gantze Na„ tion schimpfet, weil uns dieser oder jener Ge„ lehrte aus derselben böse gemacht hat?„ Da„ fern ihr es vor einen Schimpf für die gantze deutsche Nation aufnehmet, daß der Schweitzersche Kunstrichter gesagt hat: „ Hr. Gottsched habe „ seine Sätze und Regeln nicht aus der allge„ meinen Natur der Menschen überhaupt, son„ dern aus der Natur der deutschen Nation ins„ besondere hergeleitet; „ so müsset ihr die ge„ kränckte Ehre der deutschen Nation nicht an dem Schweitzer, sondern an Hrn. Gottscheden rächen; sonst würde eure Rache über einen unschuldigen ergehen: Zumalen da ich oben ausführlich dargethan habe, daß die eigenen Worte des Hrn. Prof. auf dem Titel seiner Dichtkunst, wenn sie anders einen Verstand haben sollen, diesen nothwendig mit sich führen, und in sich einschliessen. Wenn sie aber keinen Verstand haben; hat denn der Schweitzer dadurch die gantze deutsche Nation beschimpft, daß er selbigen einen Verstand zugetrauet hat? Dazu kömmt, daß der Schweitzer an eben dem Orte, wo diese Stelle zu finden, gerade in den allernächst-folgenden Worten, bewiesen hat, daß Hr. Gottsched seine Urtheile aus der Natur der deutschen Nation wircklich herleite: Allein ihr habet nicht für gut angesehen, diesen Beweis mit anzuführen, vielleicht auch darum, damit ihr dem Schweitzer wegen Mangel des Beweises desto kecker einen unreinen Critischen Eifer

Schuld geben könnet. Endlich ist noch zu merken, daß der Schweitzersche Kunstrichter hier durch die deutsche Nation nur allein diejenigen verstanden haben will, die Hrn. Gottsched als den Vormund des deutschen Witzes gläubig erkennen und verehren, und in ihrem Hertzen sprechen:

Adorons ce grand homme, & penſons comme il penſe.

Wer folglich diesen Schimpf, da man die deutsche und die menschliche Natur von einander unterscheidet, auf sich ziehet, der verräth sich eben dadurch, daß er vor dem Baal des deutschen Witzes die Knie gebogen habe. Es hat sich aber der Schweitzer darum der allgemeinen Benennung der deutschen Nation bedient, ob er gleich nur einen Theil darunter verstanden haben will, weil Hr. Gottsched diese allgemeine Benennung so oft gebraucht, als er sein selbst angemaßtes vormundschaftliches Amt ausüben will, ohngeachtet nur sehr wenige solches erkennen wollen; wie aus der Vorrede zu dem von Hrn. Heineken übersetzten griechischen Longin zu sehen ist: Womit auch übereinstimmet, was der Verfasser der Göttingis. Zeitungen in dem 55. Stücke dieses Jahrs auf der 495. Seite von den Leipzigischen Belustigern, als Hrn. Gottscheds getreuen Unter-Bedienten, sagt; „ Man kan die „ Verfasser der Belustigungen nicht durchgängig vor die Verfechter des deutschen Witzes „ annehmen. „

B. Auf der 416. Seite dieses VI.ten Artickels laßt ihr folgendes Urtheil einfliessen: „ Der Herr „ Verfasser war der erste, der uns sowohl dem „ Namen, als der That nach, eine Critische „ Dichtkunst geliefert hat. „ Dieses Urtheil stehet mit demjenigen, welches ihr auf der 427. Seite aus dem II.ten Stücke der Schweitzerschen Sammlungen anführet, in einem offenbaren Widerspruch, denn da heißt es: „ Es verdiente auch „ diese Dichtkunst in Absicht auf den Verfasser „ viel ehender **historisch**, als **critisch** genennet zu „ werden, es sey denn, daß man das vortreffliche „ Critische Stücke Bl. 181. wo er Sal. Francken „ Abendsegen auf eine scharfsinnige Weise beurtheilet, in eine besondere Betrachtung ziehen „ wollte. „ Hier mangelt mir nichts als der Erweis: Ihr widersprechet, ihr lobet; aber den Grund warum ihr widersprechet und lobet, den finde ich nirgends, ungeachtet der zweyten Regel, die ihr euch selbst gemachet habet. Es fraget sich nemlich, ob Herrn **Gottscheds** Dichtkunst mit Recht eine **Critische** Dichtkunst heissen könne? Eine Dichtkunst verdienet erst dannzumahl den Namen **Critisch**, wenn sie nicht bloß verschiedene Gedancken und Meinungen andrer von verschiedenen Lehrsätzen anführet, oder eine Anleitung und Regeln giebt, wie ein Gedichte zu Stande zu bringen, oder auch die Regeln mit einer philosophischen Gründlichkeit erweiset; sondern wenn sie, nach Hrn. **Gottscheds** eigner Erklärung, „ die Schönheiten und Fehler vorkommender Meisterstücke, „ nach gründlich erwiesenen und fest-gesetzten Re-

„ geln vernünfftig prüffet, und richtig beurtheilet.„ Urtheile über Sachen, die wir von andern empfangen und angenommen haben, gehören nicht zu der critischen, sondern zu der historischen Erkenntniß. Diesem zufolge fodere ich billig von euch, um euer Urtheil, und zugleich die Benennung der Gottschedischen Dichtkunst als einer **Critischen** zu rechtfertigen, daß ihr mir diejenigen Meisterstücke anzeiget, deren Schönheiten und Fehler Herr Gottsched in seiner Dichtkunst zuerst nach vernünftigen Regeln geprüfet und richtig beurtheilet hat. Sonst werde ich diese Dichtkunst immer nur für eine so-genannte Critische Dichtkunst ansehen, und behaupten, daß das Beywort Critisch auf dem Titel der Gottschedischen Dichtkunst eben so wenig einen zureichenden Grund habe, als der Zusatz **für die Deutschen.** Da hingegen der Schweitzerschen Dichtkunst dieses Beywort kaum ein deutscher Poet streitig machen wird. Siehe das VI.te Stück der Schweitzerisch-critischen Sammlung Bl. 102. Anmerck. Q.

C. Auf der 424. Seite des VI.ten Artickels stellet ihr die Schweitzersche und die Gottschedische Dichtkunst in eine Vergleichung: „ So gleich„ lautend der Titel auf beyden war, so unterschie„ den waren sie gleichwohl ihrem Innhalte nach. „ In einem jeden Wercke war eine besondere Ord„ nung und Einrichtung. Man fand in dem er„ sten nothwendige Hauptstücke, die man in dem „ letzten vergebens suchte; und in dem letzten wur„ den dagegen wiederum vortreffliche Materien „ ausgeführet, die in dem erstern entweder gar

„ nicht,

„ nicht, oder nur mit wenigem waren berühret „ worden. „ Ich könnte zwar auch hier den Beweis fodern, was für nothwendige Hauptstücke in der **Breitingerschen** Dichtkunst mangeln, die zu dem allgemeinen Theil gehören, und in der Leipzigischen zu finden sind? Allein da dieses Urtheil von Herrn **Gottscheds** nur in Ansehung des höflichern und gemilderten Ausdrucks unterschieden ist: dieses Gottschedische Urtheil aber schon von andern zur Genüge beleuchtet worden; so will ich mit blossem Widerhohlen niemandem verdrießlich seyn, sondern euch lediglich auf das verweisen, was darüber in dem dritten Anhange zu dem Ergäntzungs-Stücke der Trillerischen Fabeln in dem II.ten Stücke der critischen Sammluugen von Zürich Bl. 69. u. f. und in den Anmerckungen zu der neuen Vorrede zur III. Gottsched. Dichtk. in dem VI.ten Stücke vorbedeuteter Sammlung Bl. 106. u. f. zu lesen vorkömmt.

D. Auf der 424. Seite des VI.ten Artickels traget ihr euch mit gantz geheimen Nachrichten von der ersten und wahren Ursache der entstandenen Feindschaft zwischen Hrn. **Gottsched** und Hr. **Breitinger**. Ihr brauchet aber diese Nachrichten auf eine recht arglistige Weise nur um den Verdacht einer bey den Schweitzern gegen Hrn. **Gottscheden** herrschenden heimlichen Feindseligkeit, die an dem hernach erwachsenen offenbaren Streit alleine Schuld gewesen sey, den Lesern unvermerckt beyzubringen. Wie ferne aber ein solches Betragen mit der critischen Aufrichtigkeit und Unparteylichkeit, und mit euern großsprechenden Versiche-

run-

rungen, und denen Regeln, die ihr euch selbst gemachet haben wollet, übereinstimme, das lasse ich alle redlichen Deutschen selbst ermessen. Damit aber die zuverlässige Glaubwirdigkeit eurer geheimen Nachrichten bey der heutigen ungläubigen Welt nicht etwann Noth leiden mögte, so war die Behutsamkeit solche zu verhehlen sehr nothwendig; Und die Worte: **Die Geschichte dieser Trennung gehöret nicht an diesen Ort**; zeigen, daß ihr gar wol mercket, wo es euch vorträglich ist, Geheimnißreich zu thun. Geheime Nachrichten kan niemand weder billigen noch verwerffen, sie können wahr seyn; sie können aber auch falsch oder gar erdichtet seyn. Nur so viel kan ich euch dienen, daß Hr. Prof. **Breitinger** mit Hrn. Prof. **Gottscheden** niemals in einer freundschaftlichen Verbindung gestanden, und also die Trennung, davon euch eure geheime Nachrichten die Ursache entdecken sollen, recht unbegreifflich ist. Inzwischen kan man die wahren Ursachen des erregten und noch immer fortdaurenden critischen Kriegs, in welchem Hr. Gottsched mit seinem Heere nach dem ersten Angriff sich in dem Streitfelde nur nicht mehr darf blicken lassen, aus der Vorrede zu der Echo des deutschen Witzes in dem IV.ten Stücke der Critisch. Sammlung von Zürich sattsam ersehen.

E. Auf der 425. Seiten des VI.ten Artickels machet ihr eine Erzehlung, die mir einen Mangel der Gemüthsbilligkeit nur zu sehr verräth, und eure großsprechenden Versicherungen einer aufrichtigen **Unparteylichkeit** beschämet; Es heißt:

„Im

„ Im Jahr 1740. kam die berühmte schweitzer-
„ sche Dichtkunst zum Vorschein. Des Hrn.
„ Gottscheds und seines Wercks ward in derse-
„ ben nur sehr wenig gedacht; jedoch geschahe sol-
„ ches allemal in ziemlich spöttischen und gehässi-
„ gen Ausdrücken. „ Ich muß hierbey erinnern, daß Hr. Prof. **Breitinger**, wenn anders die geheimen Nachrichten von einer frühern Trennung, und einem gegen Hrn. **Gottsched** gefaßten Grollen Grund haben sollten, bey diesem Wercke die beste Gelegenheit gehabt hätte, sich an Hr. **Gottsched** zu reiben: da hätte er zeigen können, wie wenig das Gottschedische Werck den Titel einer critischen Dichtkunst verdienete, und wie nothwendig es demnach wäre, dasjenige erst noch auszuführen, was der Titel desselben zwar versprochen hatte, aber wircklich nicht leisten können. Die Gottschedischen Poesien, voraus auch diejenigen, die er seinen Lehrsätzen als Muster beyzufügen stolz genug gewesen, hätten ihm Materie zu critischen Untersuchungen vollauf an die Hand gegeben. Er hätte alle die Fehler, die erst seither von den Schweitzern geoffenbaret worden, und noch tausend andere in diesem Buche vorstellen können: und damit ich mich durch ein Exempel noch näher erkläre, wo hätte er bequemere Exempel schlechter Uebersetzungen, um das Capitel von der Kunst zu übersetzen critisch zu beleuchten, finden können, als an Hrn. **Gottscheds Uebersetzung von Horazens Dichtkunst**, oder der deutschen **Iphigenia**? Alleindieses alles hat Hr. **Breitinger** bedächtlich unterlassen; er wollte sich weder durch unzeitiges Loben

ver-

versündigen, noch durch den verhaßten obgleich gerechten Tadel den Vorwurff der Eifersucht oder des Handwercksneides auf den Hals laden. Es kan einer Hrn. Breitingers critische Dichtkunst gantz durchlesen; er wird daraus kaum mercken, daß ein Gottsched in der Welt ist, der eine critische Dichtkunst geschrieben haben will: Ihr müsset ihm selbs das Zeugniß geben, daß er des Hrn. Gottscheds und seines Werckes nur wenig gedacht: Aber wenn ihr sogleich hinzu füget: Jedoch geschahe solches allemahl in ziemlich spöttischen und gehässigen Ausdrücken; so ist dieses eine critische Verläumdung, die ihr mit den großsprechenden Versicherungen euers Vorberichts vergleichen könnet. In beyden Theilen der Breitingerschen Dichtkunst kömmt der Nahme Gottsched kaum dreymahl zum Vorscheine: Als nemlich in dem II.ten Theile auf der 331. Seite in den Anmerckungen, wo er nur bloßhin, ohne den wenigsten Zusatz, angeführet wird; und in dem I.sten Theile auf der 325. Seite, wo seine Beschreibung der Sehnsucht nach friedlichen Zeiten, wircklich gelobet wird, und nach dem Register annoch auf der 304. wo sein Nahme nicht ausgedruckt wird sondern es nur heisset, er bürdet Homer in der Beschreibung des Schildes Achilles ein Versehen auf. Wer hätte nun glauben können, daß eben der ernsthafte moralische Straf-Prediger, den wir oben angehört, und der nichts als Aufrichtigkeit, Unpartheyligkeit, Höflichkeit, Gemüthsbilligkeit ꝛc. und dergleichen in dem Munde führet, zur Erfindung solcher Verläumdungen zum Behuf eines

andern

andern Hertz genug haben sollte, wenn wir ihm nicht hier, so zu reden, die Hand in dem Sack erwischt hätten? Kan diese Verleumdung nicht „ zum Beweise dienen, wie sehr die Beurtheilungs- „ Kraft eines Kunstrichters könne verdorben wer- „ den, wenn er sich von Haß und Partheylichkeit „ einnehmen läßt? „ Wenn Gottsched selbst, da er gesehen, daß er mit der Wahrheit nicht mehr auskommen, noch den Verdacht des ersten Angriffs von sich ablehnen könnte, auf eine solche Erfindung gefallen wäre, so hätte man es ihm noch wohl übersehen können; aber daß ein dritter, den es eigentlich nichts angehet, ob Gottsched die Schweitzer gereitzt, und zum Kampf aufgefodert habe, oder nicht, und der die scheinheilige Larve einer unparteyischen Bescheidenheit überall annimmt, sich solcher Erfindungen bedienet, um demjenigen Luft zu machen, und ein wenig aus der Noth zu helffen, den man auch der Wahrheit zu Leide gern beschützen möchte, das ist ein Beweiß eines gantz verderbten Willens, und ein solcher hat wol Ursache zu seufzen, daß die Critick nicht mit der Satyre vermenget werden mögte. Mithin, ungeachtet dieses eine offenbar falsche Zulage ist, daß Hrn. Gottscheds und seines Wercks allemal in ziemlich spöttischen und gehässigen Ausdrücken gedacht worden sey, so oft desselben in der Breitingerschen Dichtkunst gedacht worden ist; so ist hingegen die wahre Ursache dieses Aergernisses, welches diese Leute so weit verleiten können, daß sie endlich bey der Verläumdung Schutz gesucht haben, keine andere, als daß Herr Prof. Breitinger den

berühmten Gottschedischen Nahmen nur so sparsam in seine Schrift gemischet, und desselben *nur* **so wenig** gedacht hat: Diese stoltzen Leute nehmen es vor eine grössere Beschimpfung auf, wenn man ihrer gar nicht gedencket, als wenn man sie wircklich tadelt. Nach eben dieser betrüglichen Arglistigkeit, wodurch ihr die Leser zum Vortheil euers Helden einnehmen wollet, schmecket auch der Verfolg eurer Erzehlung, wenn ihr Hrn. Gottscheds Enthaltsamkeit von diesem Wercke des Schweitzerschen Kunstrichters eine vollständige Beurtheilung zu geben, als eine Wirckung seines philosophischen und gleichgültigen Gemüths anmerket, da sie doch seinem Drohen zufolge nicht ausgeblieben wäre, wenn er sich darzu gewachsen gefunden hätte; wenn ihr überdas verhehlet, daß Hr. Gottsched in dem XXIV. Stück der Critis. Beytr. in dem saubern IV.ten Artickel Bl. 666. ein hämisches Urtheil von dieser Breitingerschen Dichtkunst gefället, da er die armselige Muthmassung, nach seinen prophetischen Einsichten in das künftige Geschicke der Bücher, anführet, **vielleicht wird diese neue Dichtkunst noch ein Buch bedörffen, welches sie anpreise und beliebt mache.** Wenn aber anders wahr seyn soll, was ihr oben zu Anfange der 424. Seite gemeldet habet, so verurtheilet ihr diesen euern Helden selbs als einen falschen Propheten. Wie kan nun wiederum hiermit und mit der Wahrheit bestehen, wenn ihr vorgebet, Hr. Gottsched habe nur auf einer Stelle, und zwar nur gantz kurtz und ziemlich bescheiden von der neuen Dichtkunst sein Urtheil gegeben,

und

und diese kurtze Beurtheilung habe die Schweizer zu den bittersten Gegenbeschuldigungen aufgebracht? Wer würde doch aus einem solchen Betragen vermuthen können, daß euch so schwere Regeln, als euer Vorbericht sagt, in eurer Erzehlung geleitet haben sollten, da dieselbe gegen alle diese Regeln schnurstracks verstösset? Und wer wird ins künftige euren Aussprüchen und Nachrichten mehr Glauben zustellen, oder sich eurer Beurtheilung unterwerffen, wenn er nicht zum voraus eurer Gewogenheit versichert ist? Im übrigen möget ihr aus den Urtheilen, welche die Schweitzer von Hrn. Gottscheds Dichtkunst gefällt haben, noch so verhaßte Folgen ziehen, so werdet ihr darmit nichts mehrers erhalten, so lange diese Urtheile noch fest stehen, als daß man das Hertz fassen wird, euren Folgen, so fern sie schliessen, Platz zu geben, so paradox und widersinnig selbige etwann vor der Zeit möchten geschienen haben. Bey dem allem wird euch dennoch allezeit frey stehen, Hrn. Prof. Gottscheden als einen grossen Weltweisen, Uebersetzer, Kunstrichter und Poeten, als den deutschen Bayle, Racine und Fontenelle zu loben und zu verehren. Die Hrn. Schweizer haben euch ja nirgends zugemuthet, diesem verdienten Manne eure Hochachtung zu versagen, daß ihr deßwegen von ihnen die Erlaubniß auszubitten gemüssiget seyn solltet, denjenigen zu loben, den ihr unmöglich tadeln könnet: Und sie vor sich halten mehr auf Redlichkeit, als

auf Schmeicheleyen, und verlangen kein Lob, wenn sie es nicht verdienen.

F. Auf der 429. Seite des VIten Artickels kommet ihr auf die Vertheidigung der Gottschedischen Erklärung von dem Geschmacke. Wer die Gottschedische Sprache, die er in seinen Magisterzeiten noch nicht geredet, sondern erst seit wenig Jahren sich angewöhnet hat, nicht verstehet, der würde glauben, daß der Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks, so im Jahr 1729. geführt worden, seine Gedancken, Erklärungen und Sätze aus dem 3ten Capitel der Gottschedischen Dichtkunst hergeleitet, und nur weitläuftiger ausgeführet hätte; allein da die Gottschedische Dichtkunst allererst 1730. hiemit ein Jahr später herausgegeben worden, so leidet die Zeitrechnung diesen Verstand nicht, und Hrn. Gottscheds Sprache will auch in der That gantz was anders sagen, eben wie, wenn er sagt, der grosse Leibnitz ist hier vollkommen meiner Meinung, solches nicht ein mehrers zu bedeuten hat, als, ich bin hierinn des grossen Leibnitzen Meinung, ich gebe derselben völligen Beyfall: Nicht aber umgekehrt, als ob der grosse Leibnitz des Gottscheds Meinung Beyfall gegeben hätte, denn auch hier leidet die Zeitrechnung diesen Verstand nicht. Damit man aber solches nicht mißdeutete, als ob man zu verstehen geben wolle, Hr. Gottsched habe seine Abhandlung vom Geschmack im dritten Capitel der Dichtkunst aus dem Briefwechsel ausgeschrieben, so war

erfor-

erforderlich dieser Mißdeutung vorzubiegen, und ihn gegen diesen Argwohn zu vertheidigen: Es hat auch der Schweitzersche Verfasser der Nachrichten von dem Ursprung der Critick bey den Deutschen ihn von dieser Beschuldigung eben so geschickt, als von der Anklage des Ausschreibens überhaupt loßgesprochen und seine Unschuld vertheidiget. Und ihr könnet nichts bündigers wieder diese Vertheidigung einwenden, als daß Hr. Gottsched in seinem 3ten Capitel von dem Geschmack doch auch etwas weniges gesagt habe, welches mit dem Critischen Briefwechsel meistentheils übereinstimme. Allein ist darmit erwiesen, was eigentlich sollte erwiesen werden, daß nemlich einer den andern könnte ausgeschrieben haben? Kan es wohl anderst seyn, wenn zwey oder mehrere eine ausführliche Erklärung von dem Geschmack geben sollen, als daß sie einander in einigen wenigen Sätzen auch treffen müssen? Ich hätte vielmehr gewünscht, daß ihr Hrn. Gottscheds Abhandlung von dem Geschmack gegen die Anklage der Verwirrung und Dunckelheit, worinnen der Schweitzer den Hauptunterscheid zwischen derselben und dem Critischen Briefwechsel setzet, zu vertheidigen unternommen haben würdet, so hätte ich Anlaß gehabt meine weitern Gedancken von diesem 3ten Capitel der Gottschedischen Dichtkunst an den Tag zu legen, und euch eine Probe von einem catechetischen Gottsched zur Beurtheilung vorzulegen.

G. Auf der 434. Seite des VIten Artickels berühret ihr den Streit wegen des Schildes des Achilles beym Homer. Ich gebe euch aber den wohlgemeinten Rath, daß ihr euch zufolge der ersten Regel, die euch vorgeschrieben ist, nicht zuweit in diesen Streit einlasset, bevor ihr Hrn. Gottscheds Entscheid über dieselbe in seinen Anmerckungen zu des Aristoteles Dichtkunst, die schon lange im Manuscript fertig liegen, wo er den Dacier mit einer deutschen Großmuth abfertiget, werdet gelesen haben. Denn der kleine Versuch einer Vertheidigung des Gottschedischen Urtheils ist so schwach gerathen, daß zu fürchten stehet, der Hr. Gottsched selbst werde euch wenig Danck dafür wissen. Ihr saget erstlich, nachdem ihr die angegebene Regel, nach welcher Hr. Breitinger meinet, daß das Wahrscheinliche in den Beschreibungen von Gemählden und andern dergleichen Kunstwercken müsse beurtheilet werden, für gültig erkläret, Homer wird nach dieser Regel schlecht können vertheidiget werden: Das ist wohl gesagt, aber wo bleibt der Beweis? Dacier hat ihn wircklich nach dieser Regel vertheidiget, und ihr habt ihn noch nicht widerlegt; und doch zweifelt ihr noch an der Möglichkeit einer guten Vertheidigung. So werdet ihr so gut seyn und in eurer Logick das Axioma, ab esse ad posse valet consequentia, ausstreichen. Nicht besser ist das folgende: „ Der Herr Breitinger selbst hat wider „ den Homer geschrieben, wenn er in der Abhandlung von der Aesopischen Fabel lehret,

„ wie

„ wie behutsem ein Dichter seyn müsse, den „ Wercken der Kunst Verstand und Rede beyzulegen.„ Ich traue euch mehr Verstand zu, als daß ich nöthig haben sollte, euch weitläuftig zu erklären, was für ein Unterschied zwischen der blossen Beschreibung eines Gemählde, und zwischen einer Fabel, obwalte; Die Beschreibung darf zum Lob der feinen Kunst des Mahlers oder Giessers ohne Abbruch der Wahrscheinlichkeit, dem Gemählde selbst zuschreiben, was immer ein aufmercksamer Beschauer daraus lernen kan, denn so ist nicht mehr in effectu als in causa: Aber die Fabel ist eine Geschichte, sie will, daß man sich die Sachen einbilde, als ob sie wircklich geschehen wären; wenn man nun dichtet, daß ein Künstler seinem Wercke wircklich Verstand und Leben mitgetheilet, wer will sich solches als wircklich geschehen einbilden können? Zugeschweigen, daß die an angezogenem Orte von Hrn. Breitingern eingeräumte Freyheit allen denjenigen Kunstwercken, die als Emblemata angesehen werden, und aufmercksamen Beschauern einen heilsamen Unterricht geben können, Verstand und Rede beyzulegen, eben dienet, den Homer vollkommen zu rechtfertigen. Was endlich den Beyfall Virgils, auf den ihr euch beruffet, angehet, so beruhet derselbe auf einem so seichten Grunde, daß ich mich dabey aufzuhalten, und meine Zeit darmit zu verderben, mich recht von Hertzen schämen würde.

H. Auf der 434. Seite des VI.ten Artickels gerathet ihr auf den Milton: Ihr saget; „Der„ selbe habe noch nach seinem Tode grosse Unru„ he, Zwistigkeit und öffentliche Feindschaft un„ ter unsern deutschen Kunstrichtern gestiftet.„ Milton ist bald 70. Jahre todt; Acht Jahre nach seinem Tode gab der von Berge der deutschen Welt eine Reim-freye Uebersetzung von dieses Engelländers Gedichte: allein da dieser Uebersetzer eine den deutschen Ohren gantz ungewohnte Versart folgte, und die Uebersetzung neben dem sehr hart, gezwungen, und unverständlich war, so ward dadurch das Miltonische Gedicht bey den Deutschen nicht bekannt, und diese Uebersetzung hat nur ein dunckles Andencken von einem verwegenen Vorsatz bis auf unsere Zeiten fortbringen können. Von dem Jahre 1682. bis auf das Jahr 1732. hiemit 50. ganzer Jahre blieb Milton bey der deutschen Welt gantz unbekannt, wenigstens hat kein deutscher Kunstrichter desselben irgendswo gedacht; Bis endlich Hr. Gottsched in gedachtem 1732.sten Jahre in seinen Beyträgen eine Nachricht von des von Berge Uebersetzung gegeben, wo er den schlechten Beyfall, den diese Uebersetzung gefunden, selbst der dadurch allzusehr veränderten Gestalt Miltons zuschreibet, im übrigen von dem Gedichte selbs urtheilet, „ daß es die Ehre verdiene, so wol als das befreyte Jerusa„ lem des Tasso, einer Ilias und Aeneis an die „ Seite gesetzt zu werden. „ Daß er aber dieses Urtheil hernach völlig zurück genommen, ist

sich nicht zu verwundern, wenn man bedencket, was die mittlerzeit mit ihm vorgegangene grosse Veränderung von seinen Magister- bis zu den Hoch-Edelgebohrnen Magnificentz-Zeiten nothwendig vor eine wichtige Veränderung in seinem Kopf habe nach sich ziehen müssen. Seine Urtheile richten sich immer nach seinem Willen, und dieser nach seinen äusserlichen Umständen; dahero sie eben so unbeständig seyn müssen. Wenn ihr demnach von Unruhe, Zwistigkeit und öffentlicher Feindschaft, die der Milton unter unsern deutschen Kunstrichtern gestifftet, gantz unbestimmt redet, so ist dieses nur von Hrn. Gottsched und seiner Schule zu verstehen, die gantze übrige deutsche Welt ist dieses Streits halben eben so ruhig, als sie vorhin gewesen ist, ehe es Hrn. Gottsched beliebt hat, sein für Milton allzugütiges Urtheil zurückzunehmen, welches in das Jahr 1741. einfällt. Im übrigen muß man über die Entscheidung der Frage:

„ Ob es wahr sey, daß die Deutschen an Miltons Gedichte keinen Geschmack finden, „ zu Rath ziehen, was davon in der Fortsezung der Echo des deutschen Wizes Artick. IX. in dem VI.ten Stücke der Crit. Samml. von Bl. 54. bis 75. weitläuftig ausgeführt worden ist.

I. Auf der 436. Seite des VI.ten Artickels nehmet ihr die Vertheidigung Hrn. Gottscheds wegen einer von ihm verworffenen und von den Schweitzern verfochtenen metaphorischen Redens-Art über euch, saget aber nichts neues, als was ihr in Gottscheds Biedermanne, und sonst bey

andern gelesen habet, und welches schon vielfältig wiederlegt worden. Ihr gebet zu, daß die streitige Redens-Art, die Augen über einen Gegenstand hinspazieren lassen, von den Schweitzern als eine Metapher aus der Analogie gründlich geschützt und gerechtfertiget worden: Allein sie komme euch dennoch noch ziemlich verdächtig für, darum weil sie gantz neu und ungewohnt sey; und Hr. **Breitinger** selbs die Regel gegeben habe: Man müsse keine metaphorische Redensart für gültig annehmen, die mit dem allgemein eingeführten Gebrauche, und mit der guten Mundart streite. Ihr behauptet hiemit einerseits, daß es freylich erlaubt und gut, und zuweilen nothwendig sey, **neue** Metaphern in eine Sprache einzuführen, denn dieses hat euch Hr. **Breitinger** so gründlich und überzeugend gelehret, daß ihr ihm euren Beyfall nicht versagen könnet. Aber auf der andern Seite glaubet ihr auch, daß es nicht erlaubt und gut sey, **neue** und bisher in dem Deutschen ungebräuchliche Metaphern einzuführen, denn ihr wollet, daß man eine metaphorische Redensart, sie mag an ihr selbs noch so richtig seyn, nur darum verwerffe, weil sie neu und bisher nicht gebräuchlich gewesen: und dieses sind eure alten tiefeingesessene Gedancken, die euch Hr. **Gottsched** gelehret, und die zu verläugnen, wenn man gleich was bessers erkennet, sehr schwer fällt. Ihr glaubet hiemit widersprechende Sätze, daß eben dasselbe Ding zugleich erlaubt und nicht erlaubt sey. Laß mir den einen Kunstrichter seyn, der sich zur ersten Regel gemacht hat: „ Ich soll mich an kei-

„ ne

„ ne Arbeit wagen, die sich über meine Kräfte „ erstreckt!„ Und was soll euch die aus Hrn. Breitinger auſſer ihrem Zusammenhang angeführte Einschränckung helffen? Wahrlich nichts anders, als daß sie euern gantz verblendeten Sinn noch mehr offenbaret: Sind denn, **mit dem allgemein eingeführten Sprachgebrauche streiten, und neu und bisher noch ganz ungebräuchlich seyn**, gleichgültige Ausdrücke? Oder müssen alle bisher unter den Deutschen noch ungewohnte Metaphern, eben darum mit dem allgemeinen Sprachgebrauche streiten? Zudem hat nicht Hr. Breit. der von euch aus dem II.ten Theile seiner Dichtkunst Bl. 339. angeführten Stelle, die er an diesem Orte nicht einmal als eine Regel angiebt, sogleich folgendes beygesetzet, welches eben dienet, dem ihm angedichteten Unverstand vorzubiegen, und euch zu rechte zu weisen: „ Diese absonderli„ che Erfahrung stößt den oben durch die Erfah„ rung festgesezten Grundsatz von der Freyheit neuer „ Metaphern nicht über einen Hauffen, sondern „ setzet ihn nur in gewisse Schrancken, und ma„ chet von der allgemeinen Regel eine Ausnahme. „ Und diese Schrancken werden wir leicht bestim„ men können, wenn wir einmal die Ursachen, „ welche uns die Einführung neuer Metaphern „ schwer, und öfters unmöglich machen, genug„ sam einsehen. „ Es werden auch hernach von Bl. 339. bis 348. diese Ursachen entdecket, und die Schrancken deutlich bestimmet; Woraus er denn Bl. 351. den Schluß machet: „ Ich schliesse „ also dahin, daß man neue Metaphern aus frem-

„ den Sprachen, wenn sie mit dem eingeführ-
„ ten Gebrauch der Wörter nicht streiten,
„ noch wider die Analogie, noch gegen die Natur
„ und Regeln einer guten Metapher verstossen,
„ sondern neben der Wahrscheinlichkeit noch eine
„ Nothwendigkeit zum Grund haben, darum nicht
„ verwerffen könne, weil sie bisher ganz unge-
„ wohnt gewesen. ꝛc. „ Im übrigen, wenn die Deutschen das Wort **spazieren** durch einen National-Schluß seines deutschen Bürgerrechts entsezen und in die Acht erklären wollen, so mögen sie es meinethalben thun: wenn sie nur die Gnade haben, das durch dieses Wort bezeichnete Ergetzen nicht zu verbieten. So liegt mir auch wenig daran, ob sie mehr Ergetzen bey dem **gehen**, als bey dem **spazieren** finden: Aber das muß ich sie doch erinnern, daß wenn sie das Wort **spazieren** in die Acht erklären, und künftig das **gehen** darfür gebrauchen wollen, sie damit das Ergetzen verlieren, welches man bisdahin durch **spazieren fahren**, **spazieren reiten** ausgedrücket hat; oder wo sie es dennoch beybehalten wollen, so werden sie es in Zukunft durch **gehen reiten**, **gehen fahren** bezeichnen müssen. Was endlich das vorgeschlagene **tanzen** und **springen** der Augen angehet, so verweise ich euch auf das III. Stück der Critischen Sammlungen Bl. 28. und auf die Fortsetzung der Critischen Dichkunst Bl. 347. wo dieser ausschweiffende Vorschlag seine Abfertigung finden wird.

K. So wenig, als ihr auf der 441. Seite des VI.ten Artickels, will ich die spitzige Frage an diesem Orte erörtern: Ob Schoch in der Verfer-

tigung

tigung seiner Hirtenlieder Ehre eingelegt habe oder nicht? In dem **Tempel des guten Geschmacks für die Deutschen** Bl. 26. lese ich folgendes:

„ Man sagt, daß Schoch einsmal in diesen Tem-
„ pel hinein gehen wollen, und sich auf diese Verse
„ aus der **Critick über die deutschen Dichter** sehr
„ getrost beruffen habe:

Hingegen preißte Schoch, in Leipzigs kühlen Lüften,
Als deutscher Theocrit, die Heerden und die Triften.

„ Doch die Critick hatte zu seinem Unglücke ei-
„ nige Blätter aus seiner **Friedensschäferey** ge-
„ lesen, drum versagte sie ihm den Eingang, und
„ ließ hingegen den anmuthigen Hagedorn hinein,
„ der in seinen Schäfererzehlungen so ungekünstelt,
„ zärtlich und natürlich ist. „

L. Auf der 444. Seite des VI.ten Artickels hol-let ihr eine Streitfrage nach, darüber ihr euer Urtheil bisdahin ausgestellt habet. Sie ist diese:

„ Ob die Critick glücklicher auf verstorbene, oder
„ auf lebende gerichtet werde? „ Und euer Ent-scheid über diese Frage ist wiederum so ungewiß, daß man fast vermuthen sollte, die Frage wäre euch entweder zu hoch gewesen, so daß ihr euch nicht wohl habet zu recht finden können; oder es haben euch beyde Meynungen beynahe gleich begründet angeschienen, so daß ihr keiner euern Beyfall geradezu habet versagen wollen. Ihr bekennet erstlich: „ Es ist wahr, daß die Gründe, die
„ der Herr Bodmer anführet, ein starckes Ge-
„ wicht haben, und wir glauben selbst, daß es ge-
„ wissermassen besser sey, die Critick gegen noch

„ leben-

„ lebende, als gegen bereits verstorbene zu gebrau-
„ chen. „ Bald aber, nachdem ihr ein wenig überlegt, wie heilsam es für die allgemeine Sicherheit einiger heutigen Schriftverfasser seyn würde, wenn man die noch lebenden mit Criticken und Tadel verschonen wollte; so erkläret ihr euch, „ man
„ könne über diese Frage nichts gewisses bestim-
„ men; sondern es komme auf die Gemüths-Be-
„ schaffenheit eines jeden Kunstrichters an. „ Es kömmt aber aller Unterschied in Absicht auf die Gemüthsbeschaffenheit eines Kunstrichters darauf an, daß er in seinen Urtheilen von dem Schönen und Tadelhaften einer Schrift entweder gerecht und bescheiden; oder ungerecht und störrisch ist: Ist er gerecht und bescheiden, warum sollte er nicht so wohl berechtiget seyn, die Lebenden, als die Todten für sein Gericht zu fodern? Die Haupt-Absicht eines Schriftenrichters gehet vörderst auf die Verbesserung desjenigen, der gefehlet hat; wo kan man aber von einem Todten einige Besserung hofen? Folglich kan die vörderste Haupt-Absicht der Critick bey den Todten unmöglich erzielet werden. Ist im Gegentheil ein Kunstrichter in seinen Urtheilen ungerecht und störrisch, wer will ihm denn die Todten Preis geben? Ist es nicht eine doppelte Ungerechtigkeit, mortuo insultare leoni, einen Todten verleumden; der sich nicht mehr verantworten kan? Darum wird auch in foro civili keine Actio gegen einen Todten verstattet. Ich möchte demnach wol sehen, wie ihr aus der Gemüthsbeschaffenheit eines Schriftenrichters jemals die Nothwendigkeit und den Vorzug der Critick

über

über die Todten vor der Critick über die Lebenden wolltet bestimmen, oder die Gottschedische Regel rechtfertigen können, welche will, **daß man die Critick nur allein auf die Todten richten soll.** Das läßt sich aus der Gemüths-Beschaffenheit derjenigen, die diese Gottschedische Regel willig annehmen, und sie gerne verfechten möchten, wenn sie nur könnten, bestimmen, was ihnen selbige so beliebt mache, nemlich das böse Gewissen elender Scribenten, und das gerechte Mißtrauen in ihre eigene Schriften. Das hat der elende Verfasser der Anmerckungen über das Ergäntzungs-Stück in den Leipzigischen Belustigungen des Witzes in der XVI.ten Anmerckung selbst aufrichtig gestanden, da er sagt: „ Einjeder muß billig an dem Hrn. „ Prof. Gottsched als eine würckliche Klugheit lo„ ben, daß er sich nicht auf eine strenge Beur„ theilung der Herren Jetztlebenden eingelassen. „ **Was sollte er sich Feinde machen, da er es** „ **ersparen konnte**: „ Hr. Prof. **Gottsched** schreibt selbst in seiner ersten Vorrede zu der Dichtkunst, wie ihr Bl. 417. aus ihm anführet: „ Man „ hat keine Ursache vor einer vernünftigen Critick „ einen Abscheu zu bezeugen, wenn man nur vor „ sich sicher ist, und nicht fürchten darf, selbst in „ ihre Untersuchung zu gerathen. Wer ein gu„ tes Gewissen hat, daß nemlich seine Sachen „ nach den wahren Kunstregeln ausgearbeitet wor„ den, der wird keine Feindschaft gegen die Cri„ ticos blicken lassen. „ Welche Worte ja eben so viel sagen, als: Derjenige, der eine gute und gerechte Critick übel nehme und den Criticum deswegen

wegen anfeinde, der sey ein elender Scribent, und thue es aus keiner andern Ursache als weil ihm sein böses Gewissen Furcht einjage. Folglich bestehet die Klugheit, die Gottsched durch die Regel, daß man die Lebenden nicht tadeln soll, an den Tag legen wollen, und die der Belustiger so sehr anpreiset, in der Behutsamkeit die elenden Scribenten nicht zu beunruhigen, oder durch einen gerechten Tadel zu beleidigen. Er wird aber nicht alle Itztlebenden für solche elende Scribenten halten, die sich über eine gerechte Critick so gleich erzörnen, da er sich die Regel gemacht, daß er keinen Itztlebenden tadeln wolle.

M. Auf der 455. Seite des VI.ten Artickels wollet ihr den Hrn. Prof. Gottscheden gemachten Fürwurf, daß er die Exempel zu seinen Lehrsätzen nur allein aus seinen eigenen Schriften genommen, damit abheben, daß ihr saget: „Doch „ dieser Fürwurff trift nur die beiden ersten Aus„ gaben seines Wercks; denn bey der letzten Auf„ lage sind anstatt seiner eigenen Arbeit lauter „ Meisterstücke von unsern besten Dichtern der „ vorigen Zeit eingeschaltet worden. „ Ihr scheinet mit diesen Worten zu bekennen, daß der Fürwurf die fünfzehn Jahre, so lange nemlich die zwo ersten Ausgaben der Gottschedischen Dichtkunst in den deutschen Schulen gebraucht worden, gerecht und begründt gewesen sey. Und es ist in der That ein Stoltz ohne Exempel, daß ein Lehrer der Dichtkunst in allen Gattungen von Gedichten seine eigenen Hirngeburten als Muster darlege, da es schon längsten zu einer Regel geworden: Optima

tima quæque ad imitandum esse proponenda. Und da Hr. Gottsched unter diesen Mustern von seiner Arbeit auch Knittelverse andern zur Nachahmung geschrieben, und selbige als Ehren- und Lob-Gedichte aufgestellet hat, so ist die von Hrn. Siebrand hierüber gemachte scherzhafte Antung wahrhaftig nicht ohne Grund gewesen, und hat nicht verdienet, daß er darüber in der feinen Gottsched-critischen Sprache von euch so verächtlich gehalten würde: wie es Bl. 442. geschieht, wenn ihr saget: „Der Herr Siebrand hat sich von uns keiner weitern Widerlegung zu befürchten; Einem solchen Kunstrichter muß billig in Knittelversen geantwortet werden. „ Das heißt ziemlich groß und unbescheiden thun, und ich bin sicher, daß ihr auf diesen Fürwurff nichts antworten könnet als Knittelverse. Mithin ist der ruhmräthige Stoltz, sich selbst der deutschen Welt zum Muster der Nachahmung aufzustellen, der dritten und letzten Ausgabe niemahls vorgeworffen worden, wie ihr heimtückischer Weise scheinet zu verstehen zu geben. Und der gekünstelte Schwung, den ihr eurer Rede gebet, da ihr saget: **Doch dieser Fürwurff trifft nur die beyden ersten Ausgaben seines Wercks**, zeiget mir, daß ihr eben so wenig Redlichkeit habet, als Hr. **Gottsched**, Fehler, die keines Anstrichs fähig sind, und derer ihr euch heimlich schämet, zu bekennen. Und da Hr. Prof. **Gottsched** in der letzten Auflage, auf das mit Ernst und Schertz vermengte Zureden der Schweitzer, diese lächerliche Hoffartssünde abgeleget, und zu einer so wichtigen Veränderung geschritten, so ist dieses

ein

ein Zeugniß theils, daß der Herr Professor für eine um etwas lebhafte Critick nicht gantz unverbesserlich sey, und theils von der heilsamen Wirkung der Schweitzerschen Critick auf denselben, ohne welche diese für die Gottschedische Dichtkunst so rühmliche, und für die deutschen Schulen so nützliche Hauptveränderung seines Werckes niemahls erfolget wäre, vielweniger aber wenn die Schweizer, nach eurem Rath, **sich mit der Critick an Verstorbene gewaget hätten**, d. i. wenn sie mit ihrer Critick dem noch lebenden Gottsched geschonet hätten. Ob inzwischen die anstatt seiner eigenen Arbeit neu eingeschalteten Stücke aus unsern besten Dichtern eben **lauter Meisterstücke** seyen, wie ihr Hrn. Gottscheden gläubig nachgebethet, das will ich hier eben so genau nicht ausmachen; sondern nur überhaupt so viel sagen, daß ich manches darunter, sonderlich von **Menantes** und **Neukirchen** verfertigtes Stücke davor nicht erkenne, auch bereit bin, meine rationes dubitandi auf Verlangen deutlich anzugeben: So daß ich sorge, auch diese getroffene Wahl mögte den Geschmack Hrn. Prof. Gottscheds zuweilen beschimpfen, und es werde ihm eben nicht rühmlich seyn, daß er Menantes und Neukirch unter unsre besten Dichter mitrechnet. Endlich lasse ich hier unerörtert, ob die Einschaltung so vieler fremder Exempel ohne Critische Prüffung aus gedruckten und nicht unbekannten Büchern in der neuen Ausgabe der Gottschedischen Dichtkunst einen andern Grund ihrer Nothwendigkeit habe, als das Buch um mehr als einen dritten Theil zu vergrössern? und ob dieser Grund der Nothwendigkeit zureichend sey?

N. Auf der 456. Seite des VI.ten Artickels, kommt noch eine feine und recht spitzfündige Gegenbeschuldigung unter einem fremden Nahmen zum Vorschein, womit ihr eure Critischen Betrachtungen über Hrn. Gottscheds neue Dichtkunst auf eine sinnreiche Art beschliesset. Ihr stellet euch an, als ob ihr gegen einem Freunde die Partey des Schweitzers genommen habet, um demselben eine feine Stachelrede zu lehnen, die euch als einem Vertheidiger des Schweitzers eben nicht zum besten angestanden: Allein

Non his auxiliis, nec defensoribus istis
Tempus eget!

Und welches ist denn diese so gar feine Stachelrede? „ Endlich ward er böse und sprach: Ist „ denn der Herr Gottsched deßwegen zu tadeln „ gewesen, so hat er es gleichwohl noch nicht „ so arg gemacht, daß er eines seiner Gedichte „ gantz und gar zergliedert, und uns sorgfältig alle Schönheiten desselben angezeiget haben sollte, aus Furcht, es möchten dieselben „ von andern nicht wahrgenommen werden. „ Unstreitig wäre es arg genug für Hrn. Prof. Gottscheden, wenn man seine Gedichte, die er der Welt selbst als Muster anpreiset, eines nach dem andern gantz und gar zergliederte, und sorgfältig aussetzte, was seine blinden Verehrer bisher daran nicht wahrgenommen haben. Zwar sollte Hr. Gottsched diese Critische Operation selbst vorgenommen haben, wie dieser Unbekannte, den ihr redend einführet, zu wünschen scheinet, so glaube ich auch, daß es für ihn

eben nicht so arg herausgekommen wäre, er würde gewiß solche Schönheiten darinn gefunden und angezeigt haben, die von keinem andern Menschen weder zuvor noch darnach würden wahrgenommen worden seyn. Wie sollte es aber möglich seyn, daß Hr. Gottsched selbst mit seinen eigenen Gedichten dergleichen Critische und regelmässige Operation sollte vornehmen können, da dieselben mehr durch einen glücklichen Zufall, als nach einem überlegten Entwurff, wie zerflossenes Bley in einen Klumpen, zusammen geronnen sind? Was nach Regeln soll untersucht, zergliedert und beurtheilt werden, das muß nach einem vernünftigen Plan und gantz regelmässig eingerichtet seyn. Ein regelmässiger und vernünftiger Verfasser muß von allem Rechenschaft geben und zeigen können, in was vor Absichten er jeden Satz und Theil seiner Schrift an diesem Orte, in diesem Grade, in diesem Licht, in dieser Verbindung angebracht, wie eines in dem andern, und alles zusammen genommen in eben derselben Haupt-Absicht gegründet sey. Und es würde überaus nützlich seyn, wenn die Kunstrichter nicht nur andern Schriftverfassern auf die Spur giengen, sondern auch jeder Verfasser, der nach Absichten und Regeln handelt, uns dieselben in seinen eignen Wercken verkundschaften und offenbahren würde, damit wir andere urtheilen könnten, wiefern er seine Absichten glücklich erreicht, und seinen Regeln eine Genüge geleistet habe. Dieses kan ohne alle Prahlerey und Ruhmräthigkeit

keit geschehen, weil man nicht mehr sagt, als daß man nach Absichten gehandelt, und nach welchen man an jedem Orte gehandelt habe, das Urtheil aber von denen Absichten und Regeln, und wie fern man es getroffen, jedermann frey läßt. Womit aber in keine Vergleichung kan gezogen werden, wenn man seine eigenen Gedichte, ohne einige Anzeige warum, einer ganzen Nation als Muster zur Nachahmung anpreiset, zumahl wenn sie hernach bey einer genauern Prüfung meistens so elend und abgeschmackt befunden werden.

Ich hatte mir zu Anfang dieses Schreibens vorgenommen, mit meinen Untersuchungen weiter fortzugehen, allein da ich izo vorhersehe, daß der 3te Art. des V.ten St. mir zum wenigsten so viel Materie zu verarbeiten an die Hand geben würde, als ich in dem VI.ten Art. des IV.ten St. gefunden habe, so will ich dieses Schreiben schliessen, und das übrige künftig in einem neuen Schreiben nachbringen, damit sowohl mir als meinen Gegnern die Bürde der Anklage und der Verantwortung, wenn sie so getheilet wird, einigermassen erleichtert werde. Ich werde destoweniger damit eilen, wenn ich vernehmen werde, daß meine gegenwärtige Erinnerungen und Bestraffungen bey denjenigen, welche sie angehen, einigen Eingang gefunden, und einiges Nachsinnen erwecket haben; denn es wird mir nichts angenehmer seyn, als daß sie sich ohne meine Bemühung begreiffen, und die Betrachtungen bey und unter sich selber an-

stellen, welche ein jeder zum Nachsinnen gewöhnter Kopf bey einem wohlgearteten Gemüthe ohne grosse Kunst und mit wenigerm Verdrusse für sich selbst wird anstellen können. Die Bestraffung ist nicht mein Endzweck, sondern ich suche durch die Bestraffung die Erbauung, und wenn diese ohne die erstere zu erhalten ist, so kostet es mich keine Mühe die Feder niederzulegen. Ich hoffe dadurch die Freundschaft der Gesellschaft überhaupt, aber hauptsächlich derer besonderen Personen, welche sich von meinen Beschuldigungen getroffen sehen, vielmehr verdienet als verwürcket zu haben. Was mich anlanget, so bin ich derselben, und der gantzen Gesellschaft

Zürich den 20. des
Julius 1743.

ergebener und gehorsamer
Diener
Petermann von Langnau.

Arion,

Eine

Poetische

Erzehlung.

Arion

Eine poetische Erzehlung.

Die Schiffer empfiengen den Wind mit fröhlichem Gejauchze, die aufgeschwelleten Segel trugen das Schiff pfeilgeschwinde durch die flache See weg, der starcke Mast bog sich, längst hatte sich der gellende Klang verlohren, der abwechselend kam, verschwand, und bald etwas schwächer unsre Fahrenden erreichte, und der ihnen von tausend Zungen nachgeschickt ward, die mit unverständlichem Gemische Glück und Arion erthönen liessen, die versengten Spitzen des Aetna wurden gantz blau, und vermischten sich mit den Wolcken: Als Arion, der zwar über den innigen Abschied seiner Freunde einige Bitterkeit im Herzen fühlte, sich aber mit dem nahen Anblicke seines Corinthens allen Unmuth vertrieb, auf das Oberdach des Schiffes hinauf stieg. Er satzte sich ohnweit von dem Orte, wo das goldene Geräthe lag, welches ihm der bezaubernde Ton seiner Leyer durch das fruchtbare Italien, und das angenehme Sicilien erworben hatte. Hier stämmete er sich auf seinen Arm, und betrachtete ein Stüke nach dem andern; Ringe, darinn Rubinen brannten, Saphire, die das klare Grüne des Meeres nachmahleten, wenn überher der blaue Himmel lächelt, oder den Schmuck, den Flora der jungen Erde umschürzet, wo der fette Klee, und die

braune Viol mit einander in die Wette spielen; theure Teppiche, Becher, darauf die Kunst, und die Reinigkeit des Goldes, einander die Wage hielten. Er betrachtete sonderlich einen von diesen, ein Werck des berühmten Alcons, dem Pallas selbst die Schläge des Hammers geführet. Orpheus stuhnd hier an der Schwelle des Avernus, der vor den bittern Blicken Plutons erzittert, er stuhnd da, wo das schwarze Schrecken des dunkeln Gehöltzes an den schleichenden Schlamm des Cocytus stößt, der sich durch wüsten Schilf neunmahl um das erschreckende Reich herumziehet. Die leichten Schatten flatterten um ihn herum. Man sah Verzweiflung auf seinem Gesichte sitzen, als er mit seiner Hand die Saiten rührte, welche den Tartarus bezwangen, und die Lieder erklingen ließ, welche Hertzen, die von Erbarmen nichts wissen, bewegeten, Lieder die das Gebelle des dreyköpfigten Cerberus zum Stillschweigen nöthigten, das Rasseln der Peinräder und der geschleppeten Ketten unterbrochen, bis in die innersten Klüfte des Erebus ergelleten, und das Felsen-Hertz des Höllen-Gottes erweicheten. Arion erinnerte sich, bey Anschauung dieser Reichthümer, derer, die sie ihm geschencket hatten. Habet Danck, sagte er, Meine Freunde, Meine Gönner. Doch auch ohne diese Zeichen würde sich euer Andencken bey mir niemahls verliehren. Ich werde stündlich euer Gedächtniß verehren. Ich weiß auch gewiß, Arion wird bey euch nicht vergessen werden, wenigstens wird sein Bild euch vorschweben, wann ihr bey dem Ton einer Laute eure gewohnte Reyhen for-

formieret, oder wann ihr an einen redlichen Freund sinnen wollet. Mit was vor Schmertzen mangle ich die Lust, die mir eure Liebe stündlich zu machen bemühet war. Ich würde ungerecht seyn, Meine Freunde, wenn ich ohne Ursache unsern Umgang getrennet hätte. Ich schien nicht standhaft zu seyn; aber ich mußte doch einmahl scheiden; bedencket, daß wir nicht immer einander umfangen konnten. Allein ich habe vergebliche Furcht. Ihr habet selbst, obgleich ungerne, die Nothwendigkeit meines Scheidens erkennt. Ihr werdet mich eben sowohl abwesend lieben, als anwesend. Ihr habet ja selbst meine Abreise besorget, selbst das Schiff angeordnet, selbst eure getreuesten und erfahrensten Knechte mir mitgegeben, die euch den baldigen Bericht bringen sollten, daß Arion vergnügt bey seinem Periander sey. Ach Periander, Mein König, Mein Freund, darf ich hoffen, daß mein Anblick dein grosses Hertz so rühren werde, als mein Abscheid es gethan hat? Hoffen, daß meine Laute noch fähig sey dich zu ermuntern, dein sorgenvolles Gemüthe zu erheitern, und zugleich die Schaar deiner Diener freudig zu machen? Die Ehrfurcht gegen dir allein machet, daß ich meine neue Geliebte habe verlassen können. Ich weiß, wie freundlich dein Begrüssen seyn wird, wie sorgfältig dein Fragen nach meinen Zufällen, seit dem du mich so ungerne aus deinen Armen weggelassen. Künftig widme ich mich gantz dir allein. Er ist der Anfang meines Glückes. ' ' '

Dieses sagte Arion, das aufrichtige Hertz, als ein Geschrey von vermischten Stimmen, ein na-

hes Gepolter von Fußschlägen, die Gefahr drohe-
ten, ihm ein plötzliches Schrecken verursachten,
es betaübte ihn ein Getöne von Degen, das dem
glich, welches erhitzte Soldaten machen, die
durch innerlichen Zorn und die Anrede eines klugen
Führers angespornet, Wuth und Feuer von sich
schnauben, wenn sie aus Unmuth über den Ver-
zug des Treffens knirrschen, und die schweren
Spiesse auf ihren ehrenen Schilden anschlagen.
Er erstaunete, da er die Knechte, welche seine Freun-
ihm zur Aufwart auserlesen hatten, tobend auf
sich eindringen sah. Ihre Hände waren mit Mord-
Gewehren bewaffnet, deren jedes ihm den nahen
Tod drohete. Der allerschändlichste Geitz hatte sie
verblendet, und ihr Hertz vergiftet. Ihr Vor-
haben zwang ihnen eine finstere Röthe aus, ihre
Gesichter schienen verwirret, da sie dessen ansich-
tig wurden, den sie ermorden wollten. Aber es
war zu späth, den Anschlag ohne Gefahr liegen
zu lassen. Das vor Augen liegende Gold reitzte ihre
Boßheit noch mehr. Izo hieng über seiner Scheitel
der zitternde Stahl, der sein röthlichtes Haupt
von dem Marmor-Halse wegreissen sollte; als
Arion mit einem lauten Schrey rückwärts sprang,
dem tödlichen Schlag auswich, und alle sein Ver-
mögen nur für sein Leben anboth. Einmahl über
das andre rufte er seine Freunde, ihre Herren,
ihre Gutthäter, ihre Ernährer. Sie sahen ein-
ander an, schlossen sich in einen Kreiß, zweifel-
haftige Seitenblicke fielen aus ihren Augen gegen
Arion. Ihr Hertz schlug ihnen in dem Busen,
da zwey widerwärtige Begierden, Geitz und Furcht

ein-

einander bestürmeten. Der Schluß war dieser: Arion sollte sich von der Höhe des Schiffes hinunter in das Meer stürtzen. Was sollte er thun? Scharfe Mordeisen, die vor und hinter ihm blinketen, verschlossen weitern Bitten den Weg, und nöthigten ihn das Todes-Urtheil, das die Schiff-Knechte gefället hatten, ungesäumt an sich zu vollziehen. Er ergriff seine Harfe, seine beständige Begleiterinn, die Trösterinn in seinem Unglücke, küssend. Komm, sagte er, komm du Stiffterinn meiner vormahligen Freuden. Thue noch eines, komm, und hilff deinem Freunde auch den Tod versüssen. Und indem er selbige zwischen seinen Armen hält, tritt er den lezten Weg betrübet und langsam an, und stieg auf den Vörderschnabel am Schiffe. Hier sah er sich ängstlich nach der Gegend um, von welcher er gekommen, nach dem sichern Gestade, das er in einer unglückseligen Stunde verlassen, und sich dem gefährlichen Kiele anvertrauet, der ihn dem unversehenen Tode zuführete. Aber vergebens. Auf allen Seiten ist nichts als trauriges Schwartzes von Wolcken, die der Wind hinter dem Meere, das eine öde und unermeßliche Ebne schien, herfür jagte. Es grauete ihm vor den ungeheuren Gestalten, mit denen das Wasser auf der Fläche und in der Tiefe besetzet war. Entweder würde ihn der Meerwolf mit scharfgespitzten Zähnen, zwischen welchen die rothen Ueberbleibsel von dem letzten Raube noch stecketen, mitten entzwey sagen; oder eine gräuliche Schlange, die in rothe, grüne, und gelbe Schuppen verpantzert ist, deren Augen mit Blut und Gift

unter-

unterschossen sind, die ihren Schwantz durch das flache Meer als einen langen Stamm nachziehet, würde ihn in ihrem beinernen und mit Gift angefeuchteten Rachen zerquetschen. An seinem Rükken jagten ihm gräuliche und verrätherische Gesichter einen kalten Schweiß aus. Bis izo hatte er noch immer gehoffet, etwann ein Schiff von ferne zu erblicken, in welches er sich mit Schwimmen retten könnte; aber die Augen schossen vergebens hin und her; er sah nichts als den nahen Tod. Wie ein zartes Rehe, welches das erste mahl von seiner sorgfältigen Mutter, die ihm beständig zur Seite läufft, auf die Weide geführet wird, und durch ein plötzliches Rauschen der Disteln, die den Nachsehenden den Weg hindern, das einsmahlige Geschrey der auf den Raub erpichten Jäger, das Bellen der Hunde, das lermende Getöne des Jagdhorns schüchtern wird, und sich verirret; wenn es sich gantz allein und umzingelt siehet, und merket, daß es dem Verfolger selbst in die Hände gelauffen, ungewiß hin und her schiesset, blöket, sich wundert, daß seine Mutter so lange ausbleibet ihm zu helffen: Da indessen der gewisse Pfeil von einer starcken Hand ihm nach dem Hertzen eilet, und sein zartes Blut auf die Erde verschüttet. So verlassen stuhnd Arion auf dem hohen Vörderschnabel des Schiffes, mitten unter erboßten Mördern. Kurtz zuvor blühete noch die Jugend auf seinen Wangen, und die spiegelglatte Stirne, wo sich noch keine sorgenvolle Falte aufgeleget hatte, zeigte den Lentzen des Lebens an; aber izo saß die blasse Farbe des Todes auf seinem Gesichte. Die

weiche Lufft strich bey ihm vorbey, und belustigte sich das lezte mahl mit seinen Haaren, legte sie ihm bald auf die Brust, bald streuete sie selbige auf die Schultern, bald streckte sie dieselbigen in die Länge, und gerade hernach machte sie darinn eine wallende Bewegung, wie wenn ohngefehr ein Stein in die platte See fällt, augenblicklich um ihn herum cirkelförmige Wellen sich erheben, niedersincken, etwas entfehrnter sich wieder erhöhen, wieder verliehren, und bald in mehrerer Weite wieder da sind. Ein Gürtel hielt den Rest von seinem fliegenden Kleide fest, welches bis an die Schultern hinter sich gestreifet die Arme fast nakend ließ. Die Harfe stützete er fest an seine Brust, und fuhr mühsam mit einer schweren Hand über die scharfgezogenen Saiten, und ordnete die Töne an. Jene gehorsameten seinen Griffen.

Darauf hub er mit einem tiefen Seufzer seine Augen nach dem Himmel; und damahls fiengen die goldenen Dräte an sich zu beseelen, sie antworteten seufzend einander, hertzrührende Klagtöne schwelleten von ihnen auf. Er mischte seine klingende Stimme unter die Musick, die auf der zitternden Harfe herumschweifete, und rufte den Vater der Götter und der Menschen wehe klagend an, daß er die schwartze Greuelthat mit seinem allessehenden Auge betrachten, und einen gerechten Urtheilspruch abfassen sollte. Er rufte den Apollo an, dessen Saiten selbst die Götter zu Dienste stehen müssen, und dem er manch rauchendes Opfer auf seinen Altar geleget hatte. Und dich ruffete er an, Gerechte Nemesis, die verhütet, daß

die

die Boßheit nicht schon Himmel und Erden in das vorige Chaos zurückgestürzet hat. Erschüttre dein schwartzes Gefieder, O Freundin der Unterdrückten, O Schrecken der Gottlosen! Fliege hernieder, und besichtige eine Lasterthat, dergleichen die Vorwelt nur selten gesehen hat; sie ist werth, daß deine Hand sich zur Straffe ausstrecke, werth, daß dein Schwerdt sich zur Rache wetze. Ich sterbe, verlassen, hülfloß, von denen, die mich so gerne retten würden, weggerissen, die Hand niedriger Sclaven tödet mich, und versencket mich in ein ewiges Vergessen. O Unbestand! Nur einige Augenblicke ändern meine Scene so erschrecklich! Nur wenige Minuten zurück; da floß noch volles Wohlseyn um mich her! Izo bin ich in der traurigen Nothwendigkeit mir meinen Lebensfaden durch meine eigene Hand zu zerreissen. O flüchtiges Glück! Hubest du mich darum so hoch, damit du mich desto tiefer fälletest? Gönnetest du mir darum so grosse Freude, damit mein Tod mir desto bitterer schmeckete? So hohe Gönner, damit verruchte Sclaven über mich den Stab brächen? Wie übel, Meine Freunde, O wie übel schlägt mir eure Gütigkeit aus! Ihr wolltet mir Diener geben, und ihr gabet mir Hencker; Begleiter, die mich besorgeten, aber was vor giftige Natern sind daraus erwachsen! Niemand ist auf Erde, der ein Zeuge dieser Frevelthat sey, der sie den künftigen Menschen zum Abscheue übergebe. Dich ruffe ich zum Zeugnisse, O Sonne, ob du dich gleich izo mit dicken Wolcken umhüllest, und meinen Untergang nicht beschauen willst. Künftig wer-

werde ich dein Licht nicht mehr genieſſen. Künftig giebſt du nicht mir die Freude, die du den Menſchen in ihr Hertz ſenckeſt. Mich wird bald eine ewige Dunckelheit begraben: Und du ſey ein Zeuge, O Mond, der du im fehrnen Weſten blaß ſteheſt. Euer Wagen fahre niemahls dieſen Ort vorbey, O Göttliche Geſtirne, daß ſich nicht das Andencken meines Unterganges bey euch erneuere. Meine Mörder ſehen euch niemahls an, daß ſie nicht ein Schauer ankomme, und ſie nicht ihres verborgenen Laſters wegen gepeinigt werden. Und du, O Meer, deſſen Wogen mich bald in den Abgrund verſchlingen werden; Und ihr Thiere der See, denen ich als ein unſchuldiges Opfer vorgeworffen werde, höret niemahls auf, ſie mit geheimen Biſſen zu quälen, ſo oft ſie ſich euch nähern werden. Erzehlet ihr den Menſchen einen Greuel der ſonſt auf immer wird verſchwiegen bleiben. Gehabe dich wohl, elender Vatter, der mich in einer unglückſeligen Stunde gebohren hat! Du wirſt deinen Sohn nicht mehr ſehen, deinen Troſt, der ſich aus deinen zitternden Armen mit Gewalt weggeriſſen. Wie wird dein graues Haupt ſich ängſtigen, wenn du hören muſt, daß er ein Opfer ſchwartzer Verrätherey, ein Raub gräulicher Thiere geworden! Wurdeſt du darum grau, O Unglückſeliger, damit dein Elend recht groß würde? O träfe ich dich jetzo ſchon in den finſtern Gängen an, die ich bald betreten werde, damit ein ſchreckender Trauerbothe dich nicht mit Grämen und Verzweifeln ins Grab drückete! Lebe wohl, Groſſer Gönner, die Götter laſſen deinen Namen

in

in Corinth lange leben! Lebet wohl, O Freunde, die mir der Himmel gegönnet hat! Ich verlasse euch; aber wie bitter wird mir das Scheiden! Nimmermehr wird mir vergönnet werden, eure Freude mit zugenieſſen. Nimmermehr mit euch zu schertzen, mich bey euch zu entladen. Würde mir nur noch einmahl erlaubet euch zu sehen, euch anzureden, nur noch ein einziges mahl euch meinen Kummer zu klagen: Ich würde alsdann gerne wieder zurücke kehren; alsdann würde ich mich freudiger dem Tod übergeben. Aber eine unermeßliche Kluft scheidet mich von euch. Gebet doch Achtung, O Freunde, wenn diese Uebelthäter zu euch kommen; alles an ihnen wird euch von Arion reden; ihre Hände, Augen, Blicke, alles wird euch ihre Mordthat verrathen. Gehabe dich wohl! Schönes Corinth! Gehabet euch wohl ihr geheimen Sommergänge, die ihr mich so oft einsam gehöret, wenn mein Mund Ehrfurchtsvoll einen Gott oder eine Göttin besungen hat. Ihr kühlen Gründe, ihr stillen Wälder, ihr Triften, wo mich die aufgehende Sonne stets gefunden, und da sie mir täglich den letzten Blick gegeben hat, und da ich so oft ihren Untergang mit meiner Stimme begleitet habe! Ich werde nimmermehr die warmen Lüfte fühlen, die euch durchhauchen. Ihr werdet mich nimmermehr sehen, ausgenommen wenn mein Schatten bey euch herum irren wird, mit ängstlichen Seufzern die Menschen zu erschrecken, und die Götter zur Rache zu zwingen. Mir ist schon, ich sehe das untere Reich, da eine stete Dämmerung herrschet, woselbst der

Mit-

Mittag die Dunckelheit nicht einmahl vertreiben kan. Ich sehe schon die schwartzen Klüfte, die ein immerwährendes Schrecken und Verzweiflen anfüllet; den Schwarm unseliger Geister, die sich ächzend um das Gestade herum drängen, und denen ein hartes Schicksal den Durchgang in das selige Reich versperret. Ich rieche schon den schweflichten Duft des Cocytus; Ich höre schon von fehrnen das höllische Getümmel. Ein Brausen fällt mir für die Ohren; ein plötzlicher Nebel drehet alles vor mir um; ein Schauer durchfährt mich; die Glieder fangen an zu beben; und das Blut wird mir in den Adern kalt.

Er sagte dieses und die Rede erstarb in seinem Munde. Er sah sich noch einmahl erblasset um, und hieng mit dem Leibe über dem schwartzen Abgrund, wo gräßliche Thiere schon gegen ihn die Zähne blöketen, schlüpfte mit den Füssen aus, und eilete mit schnellem Falle dem Tode zu. Dreymahl wiederholte seine Laute den lezten Schlag noch in dem Falle mit Seufzen; da der erste Ton sich schon längst in die Luft verlohren hatte. Die Meervögel unterbrachen ihren Flug; andere kamen vom fernen Lande her; und da sie das Ende seines Gesanges ausgewartet hatten, eilten sie mit klagendem Geschrey weg, damit sie seinen Untergang nicht ansehen müßten. Philomela wurde ihrer Wunde wiederum inne, die sie damahls schmertzte, als die harte Faust des Weidmanns ihr die nackete Zucht weggeraubet; da sie bey dicker Nacht auf einsamen

Zweigen sitzend erbärmliche Seufzer herfür gluchsete, mit Grämen sich abkränckete, und den finstern Wald mit Klagen erfüllete. Ja es ist ein Gerüchte, daß selbst einigen von den Uebelthätern das Hertz bey Arions Klagen gewancket habe; aber Morfus, den ein unsinniger Geitz mehr als Felsenhart gemachet, und der alle Spuren der Menschheit in sich ertödet hatte, fiel mit thierischem Gebrülle auf ihn ein, und hub das Eisen zu einem schnellen Schlage empor, und damahls stürtzte sich Arion mit schwerem Falle in den Tod.

Kaum hatte das oberste Wasser ihn berühret, als etwas sich unter ihm regete, ihn empor hub, und schnell durch die See wegführete. Arion ermunterte sich, und raffete seine Kräfte zusammen, da er sich auf dem breiten Rücken eines schuppichten Delphins erblickete, der ihn allbereits aus dem Gesichte seiner Verräther weggetragen hatte. Sein Klagelied führete dieses edle Thier aus der Tiefe hervor, es schwamm nächst an dem vördern Theile des Schiffes, bald deckete es sich mit leichten Wellen, bald ragete sein hoher Leib gantz empor; es war unmuthig, daß Arion sich so lange grämete, und erwartete den Fall, damit es ihn aus der Hand der Mörder davon trüge. Jetzund legte es seinen runden Kopf für sich auf die Wellen, und stieß sie rauschend von einander, seine Floßfedern schlugen auf beyden Seiten mit Macht in die See, sein mächtiger Leib stieß sich fort, mit dem breiten Schweife regierte es den geschwinden Lauf nach

dem

dem Lande, und ließ hinter sich einen langen Strich in der See; indem es stets die klaren Augenwirbel nach der Seite trieb, und um seine theure Bürde bekümmert war.

Arion schmiegte sich fest an dessen schlüpfrigen Rücken, das Finstere, welches sein Gesicht verunzieret hatte, verzog sich, seine Haare rollten sich nach der Nässe wieder in Circkel, er wurde neu belebet, und fuhr munter auf dem hohen Delphin daher; von welchem er rund um sich her die gläserne See besah, die sich als einen Spiegel flächte, und das blaue Himmelsgewölbe, den gehörnten Mond, die thauenden Abendwolcken mit wiederschlagendem Lichte spielend darlegte. Die murmlenden Saiten schienen mißvergnügt, daß er so lange verzog seine Erlösung zu besingen. Er gehorsamete ihrem Vermahnen, und legete sich mit Ernst auf seine Harfe, und besang nochmahlen mit gedämpften Tönen das schändliche Vornehmen seiner Verräther. Die schwirrenden Saiten bezeugeten einen Abscheu, und die Töne, die sich klagend in die Höhe zwangen, blieben schwebend liegen, da er seine lezten Wünsche wiederholete. Bald fährt er mit leichtem Weben über die Saiten, wie Winde welche über das wallende Gras hinschlüpfen; bald eilen beyde Hände beschäftiget hin und her, und schlagen oben und unten an die gespanneten Därme, geschwinder als ihnen das Auge nachfolgen konnte:

Die Töne laufen auf, und fallen plötzlich nieder,
Und kräuseln sich im Lauf, und strecken sich dann wieder,
Und werden rasch, und geil, und schnellen, springen, jauchzen;

da er sein neues Leben begrüßte, und den untern Delphin prieß, der ihn von den Höllenpforten zurück getragen hatte. Dieser hörete es, und gab nach seiner Art ein grosses Vergnügen zu erkennen. Die Augen flogen ihm unbeständig herum, sein grosses Haupt hub sich hoch empor, so daß das Wasser nur den weissen Hals berührte, und dann neben hinunter glitschte. Der starcke Schweif rollte sich, und das Wasser, welches aus beyden Naselöchern herfür sprudelte, trieb seine Bogen noch einmahl so hoch.

Arions Stimme trug sich über die ebene See weg, drang selbst die Wellen durch, und machte die Geschöpfe rege, welche in fremdem Meere wohneten, Delphinen, Meerpferde, Thiere die keinen Nahmen haben, welche die Sonne selten vorhin gesehen hatte. Ein blauer Schwarm stieg nach dem andern aus der Tiefe herfür, sie schossen gleich geschwinde heran, sie schienen von Ferne wie wohl ausgerüstete Schiffe, die in gerade Linien hingestellet das Treffen erwarten. Sie flogen wie der Wind, sie waren schon da; ein Hauffen der kaum zu übersehen war, und dennoch war nichts zu hören, als ein sanftes Geräusche von der See, welche sie mit ihren Leibern zerschnitten. Sie athmeten kaum, damit ihnen nicht ein Ton von der Göttlichen Harmonie entgienge. Man würde gesagt haben, da die Wallfische aller Orten aus ihren Grüften hervorkamen, Neptum jagete etwa mit seinem Muschelwagen, der wenn er von den Vogelschnellen Pferden gezogen wird, mit

den ehrenen Achsen nicht einmahl das Wasser berühret, durch die Fläche hin, und die Meerthiere wären da, ihrem Herren den Gehorsam zu bezeigen.

Der wallende Ton arbeitete sich durch bis zu den gläsernen Zimmern, in welchen die Meergötter ihre feuchten Wohnungen haben; diese erstauneten einsmahls, recketen ihre Ohren nach dem Klange hin, indem sie eine Musick bewunderten, die selbst reitzender war, als der muthwilligen Najaden, wenn diese bey kühlem Abend einander singend in der Fluth herum jagen, und den Triton, den Glaucus, und die übrigen muntern Meergötter, die in dem nahen Schilf auf sie lauren, heranlocken. Unter diesen streckten einige ihre Häupter über die höchsten Wellen hervor; sie erblicketen den reitenden Arion, und strichen geschwind ihr tröpflend Haar für den Ohren weg. Alsbald sind Nesäe, Spio, Lycorias, samt der übrigen Schaar ihrer Freundinnen auch da. Sie lächelten, und wurden roth da sie sich übertroffen sahen. Sie schwammen in einem Circkel um Arion herum. Mit einer reitzenden Unachtsamkeit flatterten ihre güldene Locken auf der nacketen Brust her, die man zwischen denselben mit einer hohen Rosenfarbe frisch aufsteigen sah. Die gantze Gesellschaft begleitete den Arion, sonderlich die neue Farth zu betrachten, dergleichen ihr Reich niemahls gesehen hatte. Nicht anderst als ehemahls das unwissende Volck einem hitzigen Thessalier starr nachsah; wenn er mit scharfen Spornen den

schäumenden Gaul ritzte, der den Peneus mit Rennen überholt, mit klappenden Huffen den schwindenden Grund erschüttert, und schnell dem Aug entweicht.

Die Götter, welche auf den leichten Wolken herum schweben, und mit stets wachendem Auge die Thaten der Menschen beschauen, sehen sonst mit Vergnügen von den ewigen Mauren des Himmels herunter, wenn Zephyr mit heischholem Odem die Wellen kräuselt, wie etwann hier sich eine regelmässige Stadt an das Meer gepflantzet hat, dort ein hoher Port die ungeheure See einzudämmen suchet, und seinen wütenden Wogen zu trotzen scheinet, oder wie ein kühner Mast von einem Welttheile in den andern hineilet. Izo hatten sie den treulosen Anschlag der Schiffer gehöret. Arions Klagen hatten sie gerühret. Sie wollten nicht, daß er der Boßheit aufgeopfert würde. Sie wollten ihn unversehrt nach Corinth bringen, und dem König seinem Freunde in die Arme liefern, bevor die Schiffsleute seine Verräther daselbst an Bord kämen; damit diese Lasterhafte mit peinlichen Strafen gezüchtiget würden.

Nunmehr fuhr Arion schnell dem Lande zu. Er empfand schon die gewohnte Luft, er sah schon von weitem die spitzen Thürme, die über Corinth herfür rageten, wie etwann eine schwanke Aehre aus dem gelben Haufen ihr Haupt noch einmahl höher als die andern empor recket, das hohe Schloß, die abgetheilten Aecker, die braunen Wälder, die der Berge Rücken umhüllten,

ten, Flüsse welche die vollen Felder umfaßten, und bald gerade, bald geschlancke, vorsich, hindersich, izo breit, dann schmal, unordentlich. lieblich sich umherziehen, als wie eine blaue Ader durch rothen und gelben Marmel ungewiß herumirret. Er entdeckte die ihm geheimen Buchen, prächtige Landhäuser, das Gestade, wo er mit Sorgen entlassen worden. Echo fieng schon an, ihm klingend aus dem nahen Felsen zu antworten, Echo die er so oft ermüdet hatte, wenn er das krumme Thal mit dem Namen seiner frischen Licoris erfüllet hatte.

Neue Fabeln.

I. Der ruhmsüchtige Bär.

EIn auf den Ruhm erpichter Bär
Kam bey sich selbst auf die Gedancken,
Die Nachwelt würd es ihm verdancken,
Vernähme sie, wie groß er einst gewesen wär.
Er sprach darüber seine Jungen,
Ich sehe, sagt er, mich gezwungen,
Daß ich den grossen Cörper messe,
Damit ich dessen seltne Grösse
Der Nachwelt so vor Augen lege,
Daß sie es deutlich fassen möge.
Ihm fielen gleich die Jungen bey
Und schwuren: Ja, bey unsrer Treu,
Wir sahen auch schon viele Bären;
Jedoch, es wird noch lange währen,
Eh daß in unserm Königreiche
Sich einer dir an Grösse gleiche.
Darum so sey darauf beflissen,
Daß es die späten Enckel wissen.

Der Alte dacht jetzt allgemach
Dem edlen Unternehmen nach,
Und rief, als ers zuletzt erfunden,
Indem die Kinder um ihn stuhnden:
Fürwahr es haben Kunst und Witz
In meinem Cörper ihren Sitz!
Gleich leget er sich in den Schnee,
Er streckt die Pfoten in die Höh,
Und heißt die Kleinen auf ihn tretten;
Dann sagt er: Izo will ich wetten,
So sieht man Haut, so sieht man Haar,
Zusammt der Grösse sonnenklar.
Kein Fürst hat noch in seinem Schild
Von einem Bär ein schöner Bild.
Ein jeder von den Jungen preist
Des alten Bären scharfen Geist,
Indem sie Bild und Gegenbild betrachten,
Und es des Urbilds würdig achten.
Ein jeder sprach: Es ist gerathen,
Fürwahr der Alte hats errathen.
Sie dachten nicht (ein Bär denckt nicht so weit,)
Daß dieses Meisterstück trotz seiner Würde,
Trotz aller seiner Aehnlichkeit,
Im nächsten Schnee versincken würde.
Es schneyte nicht sobald, als es verschwand;
Witz, Kunst und Arbeit war vergebens angewandt.

II. Die Wachteln.

EIn unzehlbares Wachtelnheer
Befand sich allbereit am Strande,
Und zielte stündlich über Meer
Nach jenem weitentlegnen Lande.
Eh sie die Reise unternahmen
Verschlückten sie den Bilsensamen,
Wenn sie die Artzeney genommen,
Von ihrer Fettigkeit zu kommen;
Dieweil des Fettes schwere Bürde
Sie sonst am Streichen hindern würde.
Doch hörte man die Jungen zancken,
Die einen sagten: Wir erkrancken,
Wenn wir so viele Tage fasten.
Die andern sprachen: Auszurasten,
Ist auf dem unbegräntzten Meer
Kein Aufenthalt für unser Heer.
Zudem ist unser schwacher Flug
Vom Untergange Vorboths gnug.
Die Alten sprachen: Sorget nicht,
Es dienet euch zum Unterricht,
Daß wir nicht eh von Lande gehen,
Biß daß die guten Winde wehen.
Auch finden wir bey Sturm und Wetter
Im Meer an allen Orten Blätter,
Auf welche sich die Müden setzen,
Und dieses sonder sich zu netzen.
Es ist uns noch ihr lieben Jungen,
Auf allen Reisen wohl gelungen.
Die kluge Rede fand Gehör,
Sie machten sich gefaßt zur Reise
Und thaten nach der Aeltern Weise.
Izt gieng der Zug hoch über Meer,
Und sie erfuhren gleich den Alten
Daß Jupiter die gantze Schaar
Vor augenscheinlicher Gefahr
Durch seinen weisen Schutz erhalten.

III.

Die Meise und der Sperling.

Es hatte die beherzte Meise
Das warme Jahr durch ihre Speise
Nach eignem Wünschen und Verlangen
Vollauf und ohne Müh empfangen.
Bald fieng der Nordwind an zu rasen,
Es wurde durch sein kaltes Blasen
Des Berges Gipfel silberweiß,
Der Bach, der Teich, der Fluß zu Eiß,
Das Feld als Stein, und durch die Kälte
Sah man in vielen Bäumen Spälte.
Ey Vogel, nimmst du so verlieb
Mit der mit Eiß gewürzten Speise?
So sprach der kleine Saatedieb,
Der Sperling, zu der muntern Meise.
Ich fürchte sehr, du müssest sterben,
Und durch der Kälte Grimm verderben.
Was hilft dich izt dein stetes Springen,
Dein Hüpfen, Fliegen, und dein Singen,
Dein Zizipa, dein Zizipa?
Sing eh: O weh! mein End ist nah!
Sieh doch!, wie hab ich es so gut,
Ich zeuge täglich frisches Blut;
Von Ueberfluß an Speltz und Gersten
Mögt ich, du siehst es selbst, zerbersten.
Die aufgeweckte Meise spricht:
Der Meisen Stamm vergehet nicht,
So lang im Boden Würmer leben,
Und Mücken in den Lüften schweben.
Mein Freund, es wär ein gleiches Wunder,
Gieng ein Geschlecht, mein oder deines, unter.
Nein! Wer nichts nach dem Morgen fragt,
Der lebt vergnügt, und unverzagt.
Der holde Lentz mit seinen Schätzen
Wird meinen Mangel schon ersetzen.
Ich singe schon, als wär er da,
Mein Zizipa, mein Zizipa.

IV.

Die Lerche und der Storch.

Nachdem die Lerch der Berge Spitze
Mit ihrer holden Stimm erfüllt,
Ersieht sie sich zu ihrem Sitze
Ein Feld, wo Thau auf Blumen quillt.
Sie sencket sich der Erden zu,
Doch einsmahls störet ihre Ruh
Ein Storch, der dort spatzieren gieng,
Und Froschen oder Bienen fieng.
Bist du es, sprach der Storch zur Lerche.
Ein Hertz gefaßt! du weist die Störche
Verschlingen kein gefiedert Thier,
Drum traue mir, und bleibe hier.
Für dich sind Störche keine Fremden;
Dich soll denn meine Gegenwart
O liebste Lerche, nicht befremden.
Was Federn hat, ist einer Art.
So recht, erwiederte die Lerche
Mein Leib ist viel zu klein für Störche,
Doch sind die Froschen fast so klein,
Und schlingst du sie so schnell hinein.
Was mehr ist, frissest du ja Bienen,
Die Meisen sonst zur Speise dienen.
Nein, nein, dein blutgefärbter Schnabel
Lehrt mich es seye keine Fabel,
Daß du der Schlangen Meister seyst.
Ey vivant, ruft sie, meine Flügel!
Und fliegt auf einen fernen Hügel.

E N D E.

Critische

Untersuchung,

Wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne.

Critische Untersuchung,

Wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne.

Ein junger, noch ungezogener Schüler der Gottschedischen Weltweisheit, der sich J. A. K. nennet, hat in einer von denen gewohnten Uebungsstunden, die unter der Aufsicht des Hrn. Prof. **Gottscheds** gehalten werden, zur Materie einer Ausarbeitung die critische Frage bekommen: **Wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne?** Und weil diese Frage zu erörtern für einen angehenden Schüler allzuschwer gefallen wäre, um so viel mehr, da dasjenige Lehrbuch, dessen sich die Schüler des Hrn. Professors bedienen, nemlich die **Critische Dichtkunst für die Deutschen**, hierüber gar keinen gründlichen Entscheid giebt; so hat man ihm aus dem Schrancke der Librorum prohibitorum Hrn. **Breitingers Critische Dichtkunst** und Hrn. **Alex. Gottlieb Baumgartens** *Meditationes philosophicas*, aber diese leztern nur in einem deutschen Auszuge zu einer Anleitung mit nach Hause gegeben, mit beygefügter ernstlicher Warnung, daß er sich gegen die Heterodoxie des

Breitingerschen Buches wohl verwahre, und alles nach der Glaubens-Analogie der Gottschedischen Schule fleissig prüffe. Es hat auch dieser J. A. K. seine Sache so wohl ausgeführet, daß Hr. Prof. **Gottsched** diese Ausarbeitung seines Schülers vor würdig geachtet, sie dem XXXsten Stücke seiner **Crit. Beyträge** Art. V. zu einverleiben. Ich habe gesagt, daß J. A. K. noch ein junger und ungezogener Mensch sey; denn ob er mir gleich weiter nicht als aus diesem critischen Versuche bekannt ist, so glaube ich gleichwohl nicht ohne die gröste Wahrscheinlichkeit von ihm, daß er die Kinderschuhe noch nicht völlig zertreten habe. Diese Schrift giebt es uns auf allen Blättern zu erkennen, insonderheit finden wir auf der 259sten S. ein rechtes Muster eines kindischen und ungezogenen Wesens: „ Epicurus behauptete, daß der „ Leib der Götter nur quasi corpus, und ihr Blut „ nur quasi sanguis; oder nur ein ätherischer Leib „ und ein ätherisches Blut sey, wie sich Hr. Bodmer von den Miltonischen Engeln zwar dunckler, aber desto gelehrter ausdrückt.

„ Ey, das ist schön,
„ Der Teufel selbst kans nicht verstehn!„

Und bald hernach: „ Meine Wärterinnen, wenn „ ich etwa vor dem Hause mit einer kleinen Stange nach der Luft stieß, warnten mich recht andächtig: ich solte bey Leibe nicht in die Höhe „ stossen; ich könnte die lieben Engellein todtstechen. &c. „ Oder wer hat jemals dergleichen grobe, witzlose Schertze bey einem wohlaezogenen Scribenten, der allbereit unter der Nase trucken war,

war, gelesen? Ich habe fehrner gesagt, daß J. A. K. ein angehender Schüler der deutschen Weltweißheit sey. Man wird hiervon aus meiner folgenden Abhandlung genug überzeuget werden, jezo will ich zum vorläuftigen Beweise dessen nur die Stelle Bl. 260. anführen, wo es heißt: „ Wir „ wissen aus der Sittenlehre, daß unsre gantze „ Erkenntniß ihren Ursprung von den Sinnen neh„ me. Die Erfahrung lehret, wie leicht es ge„ schehen sey, daß der Gegenstand, welcher un„ sere Sinnen berühren soll, zu weit von ihnen ab„ stehe, daß sich entweder ein gantz undeutliches „ Bild von ihnen in der Seele abdrücket; oder „ gar von einem allzueilfertigen Urtheile ein Irr„ thum geboren wird. Die Einbildungskraft sezt „ Bilder und Begriffe zusammen, welche sich „ nicht auf einander reimen, es geschehe nun von „ uns oder von andern.„ Ein Abecedarius in der Weltweisheit weiß, daß so viel als zwo Quellen unsrer Erkenntniß sind, nemlich die Erfahrung und die Vernunft; und dieses zwar weiß er nicht aus der Sittenlehre, sondern schon aus der Vernunftlehre und der Erfahrung: Eben diese Vernunftlehre giebt uns auch gantz andern Unterricht von dem Irrthum der aus dem Betrug der Sinnen entstehet. Und welcher Mensch weiß, wie er die lezten worte, **es geschehe nun von uns oder von andern**, reimen oder verstehen sol? Ich habe endlich gesagt, daß dem J. A. K. zu dieser Arbeit die Breitingersche Dichtkunst behülflich gewesen sey: dieß zeiget sich aus der Vergleichung des VIten und IXten Abschnitts derselben, mit die-

ser Schrift, in welcher J. A. K. kaum ein Exempel anführen kan, das er nicht bey jenem gefunden hat: Wiewohl er die Gedancken des Schweizers über diese Frage so lange verdrehet und verhudelt, bis sie ihm gantz eigen geworden, und er endlich aus denselben den Schweitzer selbst nach seiner Art hat widerlegen können. Es will sich zwar fast der Mühe nicht lohnen, diesem Schüler sein Exercitium zu corrigieren, und ich hätte es würcklich unterlassen, wann nicht Hr. Prof. **Gottsched** dasselbe in seinen Schutz genommen, und ihm von dem Ueberfluß seines Ansehens einen wichtigrn Zusatz gegeben hätte: „ Denn von einem „ ehrlichen Dünnehaupt wird man nicht so leicht „ die Verführung junger Leute zu besorgen haben. „ Wie leicht ist es hingegen nicht, sich in die „ Fehler eines Mannes zu verlieben, von dem wir „ nichts als eine Anpreisung lauter Schönheiten „ gehöret haben? „ Nach der Anmerckung eines von den Greifswaldischen Gesellschaftern Bl. 193. des ersten Bandes.

J. A. K. kömmt nach einer mühesamen und recht schülerhaften Vorbereitung zulezt auf der 260sten Seite auf die Erklärung des Wahnes, die er seiner Erörterung zum Grund legt; und diese Erklärung kömmt doch noch welsch genug heraus: „ Der **Wahn** ist eine ungewisse Erkennt„ niß von einem Dinge, die aber doch von seinem „ Besitzer für gewiß und untrüglich gehalten wird. „ Wir erkennen leicht, wie weit er von der **Mey„ nung** unterscheiden sey: Bey einer Meynung „ läßt man es dahin gestellt seyn, ob sie wahr

„ oder

„ oder irrig sey; welches sich bey dem Wahne „ gantz anders verhält.„ J. A. K. redet in dieser Erklärung von einem **Besitzer des Wahnes**; also wird nach ihm der Wahn auch inter dominia rerum oder zu dem Eigenthum zu rechnen seyn: da man sonst bisdahin geglaubt hat, daß man von dem Wahne eher könne **besessen** werden. Er sagt, der Wahn sey **die Erkenntniß von einem Dinge, die für gewiß und untrüglich gehalten werde, und doch ungewiß sey**; nemlich nicht in Ansehung dessen, der sie für wahr und untrüglich hält, denn so müßte dieser einerley Erkenntniß zugleich für gewiß und ungewiß halten: sondern in Ansehung der Erkenntniß eines andern. Folglich will diese Erklärung so viel sagen: der Wahn sey, wenn ich z. E. für wahr und untrüglich halte, was ein anderer ungewiß erkennt, oder nicht weiß, ob es wahr oder falsch sey. Allein so lang ein anderer selbst ungewiß ist, ob etwas wahr oder falsch sey, wie kan er meine Meynung für einen Wahn halten? Der Wahn hat allezeit eine Beziehung auf eine andere gründlichere Einsicht und Erkenntniß, ohne dieselbe könnte niemahls kein Wahn entdeckt werden. Sehet welche Ungewißheit und Verwirrung! Wer die stoltze Vorbereitung und die prahlerhafte Erzehlung, wie er auf die Entdeckung dieser Erklärung gekommen, lieset, dem muß das Parturiunt montes, nascetur ridiculus Mus in den Sinn kommen. Es stehet aber J. A. K. bey dieser unglücklichen Entdeckung nicht stille, sondern er waget sich ferner den Unterscheid zwischen dem Wahne und einer Meynung anzuzei-

gen. Er sagt: „ Bey einer Meynung läßt man „ es dahin gestellt seyn, ob sie wahr oder irrig „ sey, welches sich bey dem Wahne gantz anders „ verhält. „ Hiemit wäre nach J. A. K. eine Meynung eine ungewisse Erkenntniß, es sey, daß der Besitzer derselben sie für wahr oder irrig hält. Seine Meynung von etwas geben, ist folglich, etwas daher sagen, von dem ich ungewiß bin, ob es möchte wahr oder irrig seyn, welches ich auch dahin gestellt seyn lasse: da doch nach dem gemeinen Gebrauche dieses Worts, derjenige, der seine Meynung über etwas erkläret, sagt, was er für wahr, gut und nützlich halte; etwas gut heisset oder verwirft.

Da der grosse deutsche Weltweise dieses finstere Galimathias selbst vor etwas wohl ersonnenes halten muß: so will ich ihn und seinen Schüler, wo möglich, aus ihrer Verwirrung auf ordentlichere Gedancken führen. Ein **Irrthum** ist, wenn einer etwas, das an sich selbst betrachtet wahr ist, für falsch, oder das an sich selbst betrachtet falsch ist, für wahr hält. So lange einer etwas für wahr ansiehet, so kan er sich dasselbe unmöglich zugleich als falsch vorstellen; und so lange er etwas für falsch ansiehet, so wird er sich dasselbe unmöglich als wahr vorstellen können. Der Irrthum wird demnach allemahl durch eine gründlichere Erkenntniß des Wahren oder des Falschen entdeckt und vertrieben. Ein **Wahn** ist, wenn einer dasjenige, was an sich selbst betrachtet ungewiß ist, für gewiß hält. **Ungewiß** nenne ich, was noch zur Zeit nicht genugsam erwiesen ist, oder

erwie-

erwiesen werden kan. Und was ungewiß ist, kan demnach bey dem Zuwachs eines mehrern Lichts der Erkenntniß wahr, oder falsch und irrig befunden werden. Befindet man bey genauerer Einsicht und Untersuchung einer Sache, daß der vorgefaßte Wahn von derselben ohnbegründet und darum irrig und falsch ist, so sagt man mit Recht, das sey bisdahin ein **irriger Wahn** gewesen, weil sich nemlich iezund offenbar zeiget, daß der Wahn, den man von einer Sache gefasset hatte, Irrthum ist. Befindet sich aber in der Untersuchung das Gegentheil, nemlich daß der Wahn, den man von einer Sache gehabt, würcklich nicht ohne zureichenden Grund, folglich gewiß und wahr ist, so nennet man ihn schlechtweg einen **Wahn**, weil man dasjenige bisdahin ohne genugsamen Grund für wahr und gewiß gehalten, was zwar als wahr befunden wird; das man aber nichts destoweniger auch für wahr gehalten hätte, wenn es gleich in der nähern Untersuchung als falsch wäre befunden worden. Der Wahn entspringet hiemit aus einem übereilten Urtheil von Sachen, die man nicht genugsam untersucht und geprüffet hat, deren Wahrheit oder Falschheit man nicht erkennet, da man den Schein für das Wesen nimmt, und wo man vernünftiger Weise sein Urtheil zurückhalten sollte. Eine **Meynung** ist endlich, wenn man in zweifelhaften Sachen und Fällen nach gewissen Wahrscheinlichkeiten etwas als sicherer, besser und nützlicher bey sich fest setzet: Wo diese Wahrscheinlichkeiten, nach welchen sich unsre Meynungen richten, fehl schlagen oder nicht eintreffen, da kan unsre Meynung betriegen.

Man vergleiche nun mit diesen Sätzen und Erklärungen, was J. A. K. sonderlich Bl. 263. von dem **wahren Wahne** für neue Entdeckungen gemachet haben will, und sehe, wie übel es in diesem Kopf muß aufgeräumt seyn, und wie zuversichtlich dieser arme Stümper die Sprache der grösten Erfinder in dem Munde führet, und sich kaum enthalten kan, überlaut auszuruffen, εὑρηκα, εὑρηκα! Von diesem **wahren Wahne** sagt er: „ Es klingt etwas fremde: allein ich bin dadurch „ darauf gebracht worden, weil man in dem ge„ meinen Leben immer noch das Beywort **falsch** „ bey dem Wahne gebraucht, wenn man willens „ ist, eine irrige und unrichtige Erkenntniß anzu„ deuten. Es könnte vielleicht seyn, daß dieß „ Wort vor Zeiten zu den mittlern Wörtern „ gehöret, und eben so wohl eine gute als böse „ Bedeutung gehabt; welche aber hernach verlo„ ren gegangen. Der gute Geschmack würde zu „ dieser Art des Wahnes füglich können gerech„ net werden. Doch es mag dieses einer reifern „ Ueberlegung heimgestellet seyn. „ Eine gantz unerhörte Entdeckung des **wahren Wahnes**! Denn da es einen falschen und irrigen Wahn giebt, so kan es ja nicht anders seyn, es muß auch einen **wahren** Wahn geben. Trefflich wohl geschlossen! Und das Wörtgen **Wahn** muß vor Zeiten eine gute Bedeutung gehabt haben, es wird nemlich entweder eine gründliche Erkenntniß des Wahren und des Falschen bedeutet haben, oder man mag vor Zeiten ein übereiltes Urtheil ohne Untersuchung für was gutes angesehen haben. Neben

dem

dem haben wir hier ein aufrichtiges Bekenntniß von einem qualificierten Oberdeutschen aus der Gottschedischen Schule selbst, was von dem guten **Geschmack** dieser Schule zu halten sey, nemlich daß er ein blindes Glück und Ungefehr im Urtheilen von dem Schönen und Häßlichen einer Schrift, ein blosser Wahn, der ohne Verstand und Einsicht öfters das Gute und Schöne gutheisset, aber eben so wenig weiß, warum er etwas gutheisset, als warum er etwas verwirfft; hiemit ein blindes Loos sey, welches, wenn es von ungefehr richtig eintrift, einen eben so guten Geschmack haben muß, als der Hr. Prof. **Gottsched** selbst. Sollte man nicht einen solchen unwissenden Stöltzling zuvor noch in die Schule verweisen, um in seinem Compendio logico erst noch recht zu lernen, was opinio, was opinio vera & falsa wäre, ehe man ihm gestatten würde, als ein Lehrer und Kunstrichter aufzutreten, und sich anzustellen, als ob er neue Wahrheiten entdecken wolle.

Noch mehr aber verräth J. A. K. seine Unwissenheit, wenn er auf der 262. Seite bey Anlaß der Eintheilung des Wahns in seine Classen, in den **unmöglichen**, **unwahrscheinlichen**, und **wahrscheinlichen**, den **Wahn** mit den **Erdichtungen** vermenget, und was Hr. **Baumgarten**, u. Hr. **Breitinger** Bl. 135. seiner **Dichtk.** von diesen gesagt haben, ohne Unterscheid auf jenen zeuhen will. Jedermann verstehet, was eine **mögliche**, eine **wahrscheinliche**, eine **wahre**; was im gegentheil eine **unmögliche**, eine **unwahrscheinliche**, eine **falsche Erdichtung** sey: Eine **Erdichtung** ist nem-

nemlich, wenn wir durch eine willkührliche Zusammensetzung der Bilder neue Vorstellungen erschaffen: Diese Zusammensetzung ist entweder schlechterdings **unmöglich**, wo man solche getrennte Bilder zusammenordnet, die einander widersprechen, und mit einander wesentlich streiten; die darum Herr **Baumgarten Utopische Erdichtungen** genennet hat, weil sie in keinem möglichen Zusammenhange der Dinge Platz haben können, ja nicht einmahl können gedacht werden. Oder die Zusammensetzung der Erdichtung ist **möglich**; Alles was möglich ist, hat schon einige Wahrscheinlichkeit, und gehöret entweder zu dem gegenwärtigen Zusammenhang der Dinge, oder zu einem andern möglichen Zusammenhang. Ist das erdichtete Mögliche in der gegenwärtigen Welt möglich, so ist es eben darum, weil es ohne Widerspruch in dieser Welt würcklich seyn könnte, **wahr**: Ist es aber in einer andern Welt möglich, so ist es eben darum, weil es nicht unmöglich ist, und doch mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge nicht völlig übereinstimmet, **wahrscheinlich**, oder eine **heterocosmische Erdichtung**. Zu einer **Erdichtung** wird demnach überhaupt nicht mehr erfordert, als daß sie möglich sey: Der Erdichtung stehet nicht die Wahrheit, sondern das Unmögliche entgegen; denn die Wahrheit oder das Wirckliche gehöret mit dem Möglichen unter ein Geschlecht. Aber der **Wahn** wird einer sichern und begründten Erkenntniß des Wahren und Falschen entgegen gesetzet: Der Wahn gehet nicht bloß auf die Möglichkeit der Dinge, sondern er wird erkennt und

entde-

entdecket, wenn man gründlich zeigen und erweisen kan, daß dasjenige, was man bisdahin unbegründter Weise vor wahr gehalten, im Grunde entweder wahr oder falsch sey. Wie ist es denn möglich, daß man Sachen, die in ihrer Natur so sehr von einander unterschieden sind, mit einander vermischet, und der einen diejenigen Eigenschaften beylegen will, die der andern zugehören; zumahlen da auch der eingeführte Sprachgebrauch solches kaum erlauben will? Denn da der Wahn allezeit ein unbegründetes Urtheil zum Grund hat, ohne Grund und Einsicht aber urtheilen, unvernünftig gehandelt ist, so kan der Wahn, als ein solcher betrachtet, niemahls wahr seyn; oder er müßte gantz uneigentlich wahr genennet werden, in der blossen Absicht, weil dasjenige, was man ohne Grund sich für wahr einbildet, eben so wohl wahr, als falsch seyn kan. Eben so mögte ich wohl hören, wie man mir deutlich erklären wolte, was ein **wahrscheinlicher Wahn** sey, wenn man ihn nicht mit einer **unwahrscheinlichen Erdichtung** vermischen will: Der Wahn vergnüget sich immer mit blossen Wahrscheinlichkeiten, und sein Wesen bestehet darinnen, daß dasjenige, was einer ohne weitere Untersuchung für wahr annimmt, ihm eben nicht unwahrscheinlich vorkömmt, ob sich gleich sein Urtheil nur auf einen betrüglichen Schein der Wahrheit gründet. Wollte man sagen, der Wahn sey dannzumahlen unwahrscheinlich, wenn ein anderer für unwahrscheinlich erkennt, was dieser für gewiß hält, so habe ich schon oben erwiesen, daß eine blosse Unwahrscheinlichkeit einen Wahn weder

ent-

entdecken, noch stürtzen kan. Eine Erdichtung kan freylich zu einem Wahne, der sich nach und nach ausbreitet, Anlaß geben; aber darum ist die Erdichtung mit dem Wahne nicht einerley. Am meisten aber verräth sich der grosse Unverstand und die Unbedachtsamkeit des J. A. K. wenn er von einem **heterocosmischen** Wahne, d. i. von unbegründten Urtheilen redet, die nicht in der wirklichen, sondern in einer andern möglichen Welt Statt haben, und den **wahrscheinlichen** Wahn von demselben unterscheidet; welches daher rühret, weil er nicht gemerckt, daß Herr **Baumgarten** die wahrscheinliche und die heterocosmische Erdichtung für eins hält. Im übrigen ist freylich wahr, daß zuweilen ein gantz unvernünftiger und widersprechender Satz ein allgemeines Ansehen erlangen kan, insonderheit wenn er von dem Aberglauben unterstützet wird: Allein dieses rühret keinesweges von dem Wahne her, in so ferne er als ein solcher betrachtet wird; sondern von dem Irrthum, der mit einem falschen Wahne immer verknüpfet ist; denn der Irrthum streitet etwann mit denen ersten Grundwahrheiten, die kein Vernünftiger in Zweifel ziehet; etwann aber mit andern davon hergeleiteten Sätzen, so daß er um etwas versteckt ist, und nicht so geschwind einem jeden in die Augen leuchtet; allein da die Falschheit allemahl mit der Wahrheit im Widerspruch stehet, so kan ein irriger Wahn niemahls **möglich** seyn.

So unglücklich aber J. A. K. in seinen Lehrsätzen ist, eben so ausschweifend ist er in seinen Exempeln und der Anwendung derselben: Er führet auf der-

derselben oben angezogenen 262sten S. den Wahn von den sichtbaren Cörpern der Götter an, und sagt davon: „ Es sey schlechterdings unmöglich, „ daß Wesen von den vortrefflichsten Eigenschaf„ ten, welche man als Götter verehrte, die mensch„ liche, als eine sehr unvollkommene Gestalt an „ sich haben sollten.„ Er muß nicht bedacht haben, daß die H. Schrift von vielen Erscheinungen des wahren Gottes Israels unter sichtbarer Gestalt so oft Meldung thut; daß er die Vereinigung der Götter mit der menschlichen Gestalt für an sich selbst und schlechterdings unmöglich ausgiebt: Denn was an sich selbst und schlechterdings unmöglich ist, das kan niemals, auch nicht für eine kleine Zeit möglich werden, sondern bleibet allezeit ungereimt und widersprechend. Es ist in Wahrheit nicht zu begreiffen, daß ein gewaltiger Lehrer, der selbst eine deutsche Weltweißheit geschrieben hat, dergleichen unbestimmte, verworrene, unvernünftige Sätze an einem Schüler ohne Verdruß sollte dulden, geschweige noch selbst billigen, und der Welt als etwas lesenswürdiges vorlegen dürfen.

Wenn nun J. A. K. ferner auf der 243. u. f. Seite das Recht des Poeten über den Wahn zufolge der gemachten Eintheilung bestimmen will, so redet er fast immer unter dem Nahmen des **Wahns** von den **Erdichtungen**, und dieses verleitet und stürtzet ihn in ein unverständiges, weitläuftiges Gewäsche, wo weder Ordnung, noch Deutlichkeit zu finden ist. Er leitet die Einschränkung der Gewalt des Poeten über den Wahn,

oder vielmehr über die Erdichtung daher, daß die Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehr, und ein Poet ihre Grentzen niemals überschreiten darf, ohne einen Fehler zu begehen: Er machet daraus den Schluß, daß ein Poet sich des Wahnes nicht schlechterdings bedienen dürfe, wenn er unmöglich oder unwahrscheinlich ist. Es gehöret nemlich zu der Natur, und muß überhaupt als wahrscheinlich angesehen werden, was durch die unendliche Kraft des Schöpfers der Natur möglich ist, hiemit alles, was mit denen ersten und allgemeinen Grundsätzen, auf welchen alle Erkenntniß der Wahrheit beruhet, in keinem Widerspruche stehet: Was hingegen mit denselben streitet, das hat auch in der Macht des Schöpfers keinen Grund der Wahrheit, ist also schlechterdings unmöglich, und kan nicht einmal gedacht werden: Und folglich hätte J. A. K. schliessen sollen, daß unmögliche und utopische Erdichtungen in keinem Gedichte jemahls zu gebrauchen seyn, es sey dann daß der Poet sich mit Fleiß lächerlich machen wolle. Aber eine gantz andere Bewandtniß hat es mit dem Wahne: Ein Wahn ist ein unbegründetes Urtheil von einer Sache, welches die Unvernunft gezeuget, und der Aberglaube in Ansehen gebracht hat. Ein irriger Wahn, der die Welt jemahls beherrschet, hat, so lange er nicht von einer besser erkannten Wahrheit verdrungen wird, das Ansehen und die Macht der Wahrheit selbsten; und auch nachdem er sein Ansehen wircklich verlohren hat, und für irrig erkennt wird, behält er noch immer eine historische

Wahr-

Wahrheit; er mag an sich selbst so ungereimt und widersprechend seyn, als er immer will, weil doch einmal Menschen gewesen sind, die denselben für wahr gehalten haben. Da nun ein Poet in den vornehmsten Stücken der Poesie, nemlich in dramatischen und epischen Gedichten, entweder gar nicht, oder doch sehr sparsam in seinem eigenen Nahmen redet; sondern gröstentheils fremde Personen redend einführet, so ist er nicht befugt ihnen seine eigenen, obgleich vernünftigern und bessern Gedancken und Urtheile von den Sachen zu leihen, sondern er muß sie reden und urtheilen lassen, wie es ihr Character, so ferne er aus der Historie bekannt ist, oder das Licht der damahligen Zeiten wahrscheinlich mit sich bringt. Ein Wahn, er mag übrigens noch so gottloß und irrig seyn, weil er eine historische Wahrheit hat, gehöret nicht in Utopien, sondern in die gegenwärtige würckliche Welt, laut dem bekannten Sprüchwort: Es könne nichts so ungereimtes und widersinniges erdacht werden, das nicht selbst einer von den Philosophen jemals sollte gelehret haben. Von solcher Art ist das Exempel der Biblis, welches J.A.K. auf der 266. Seite aus Ovidius anführet. Ich schäme mich fast die elenden Anmerckungen, womit er seine Critick zu rechtfertigen suchet, zu berühren: Das vornemste kömmt wohl darauf an, daß er behaupten will, ein vernünftiger und tugendliebender Scribent oder Poet könne ohne Verletzung seines Gewissens, und ohne den Verdacht, daß er der Wahrheit und Tugend nicht allzu gewogen sey, keine gottlose Personen und Character auf-

führen, weil er ihnen der Wahrscheinlichkeit gemäß keine andere als gottlose und leichtfertige Reden in den Mund geben könnte. Ich will diesen scheinheiligen Lehrsatz, der die Zulassung des Bösen in der Welt gleichsam meistert, und die meisten Stücke in Hrn. Gottscheds deutscher Schaubühne zugleich verdammet, nicht anders widerlegen, als daß ich J. A. K. erinnern will, daß die H. Schrift selbst, ohne einige Befleckung ihrer Heiligkeit, diese Wahrscheinlichkeit beobachtet, daß sie hin und wieder gottlose Menschen, ja selbst Teufel aufführet, denen sie ihrem Character gemäß unvernünftige, ja lästerliche Reden beyleget. Nach des J. A. K. Lehrsatz ist sie nicht zu entschuldigen, daß sie diese Nachbildungen nicht weggelassen hat. Die Poesie ist eine Nachahmung der Natur in dem Wircklichen, wie in dem Möglichen: da nun Thorheit, Aberglauben, Gottlosigkeit, nicht nur möglich sind, sondern die Welt wircklich beherrschen, die Wahrheit und Tugend verfolgen, und so fern sie können, unterdrücken; so höret die Poesie auf zu seyn, was sie ist, wenn sie die Natur nur in einem kleinen Theil des Wircklichen nachahmen darf. Im übrigen findet J. A. K. seine völlige Abfertigung in Hrn. **Breitingers Crit. Dichtkunst** Bl. 339. wo es heißt: „ Indessen ist „ in dem Gebrauche dieses Kunstgriffes grosse Behutsamkeit nöthig; ich wollte nicht, daß die „ Poesie mißbraucht würde, den Aberglauben „ in seinen abentheurlichen Träumen zu besteifen, und dieselben noch weiter auszubreiten. „ Der Poet muß sich freylich die Historie des Aber-

„ glau-

„ glaubens und die verschiedenen Meynungen, die
„ von Zeit zu Zeit einen allgemeinen Glauben bey
„ den Leuten erhalten haben, bekannt machen,
„ damit er das Wunderbare in seinen Vorstel-
„ lungen nach Beschaffenheit der Materie alle-
„ mahl auf solche Meynungen gründen könne, die
„ zu der Zeit, da die Personen, die er auffüh-
„ ret, gelebet, einen durchgängigen Beyfall ge-
„ habt hatten. Die Meynung, die er ihnen zu-
„ schreibet, muß zu derselben Zeit allgemein gewe-
„ sen seyn, keine geschickter erklärte und besser be-
„ kannte Wahrheiten müssen damahls mit ihr im
„ Widerspruche gelegen haben, sonst würden diese
„ wunderbaren Vorstellungen alle Glaubwürdig-
„ keit verlieren, und also gantz abentheurlich wer-
„ den.„ Man kan auch mit Nutzen nachlesen, was ferner hierüber auf der 340. und etlichen fol-genden Seiten gründlich ausgeführt worden. Was endlich die Beschuldigung und Entschuldigung der alten Poeten, **Homers** und **Virgils**, wegen der Fabeln von ihren Göttern anbelanget, so muß J. A. K. noch erweisen, 1. daß diese Dichter über die Götterhistorie mehr Erleuchtung gehabt haben, als das Volck, und bestimmen, wie deutlich sie den gemeinen Irrthum des Aberglaubens eingese-hen haben? Denn so lange der unvernünftige Wahn von mehr als einer Gottheit nicht abgele-get ist, so kan ich nicht wohl absehen, wie man sollte unfähig seyn, allen andern abentheurlichen Erzehlungen Glauben zuzustellen, zumahl wenn ihnen der Aberglauben das Ansehen heiliger Ge-heimnisse zuleget. 2. Muß er erweisen, daß die

Allegorischen Absichten, die ihnen von alten und neuen, heidnischen und christlichen Kunstrichtern zugeschrieben werden, schlechterdings unmöglich seyn. 3. Da Homer und Virgil ältere Geschichten zum Grund ihrer Gedichte genommen, so müßte gezeiget werden, daß sie ohne Verletzung der Wahrscheinlichkeit, denselbigen Zeiten mehrere Erleuchtung hätten zutheilen können und sollen, als sie nicht gehabt haben. Und endlich 4. stehet noch unerläutert, wie weit ein Poet, insbesondere ein epischer Dichter, der den Irrthum des herrschenden Aberglaubens seiner Zeiten in einigen Stücken einsiehet, geschickt sey, unter einem Haufen abergläubischer Götzendiener zugleich das Ansehen eines guten und glaubwürdigen Dichters und eines Verfechters einer gesunden Theologie zu behaupten; denn davon ist auf der 161. Seite der Breitingerschen Dichtkunst die Frage; nicht aber wie J. A. K. die Worte hämischer Weise verkehret, als ob Hr. Breitinger **so gar zu einer Pflicht der alten Poeten gemacht habe, der Theologie des Pöbels gemäß zu reden**, über welchen besondern Glauben J. A. K. sich nicht genug verwundern kan. Aber dieser ungeschickte Schüler zeiget eben dadurch, daß er zwischen einer moralischen und einer physicalischen Nothwendigkeit noch keinen Unterscheid zu machen wisse; Hr. Prof. Breitinger hat an dem angezogenen Orte den Homer in der Nothwendigkeit betrachtet, in welcher er gestanden, seine erleuchtetern Begriffe, wenn er je dergleichen gehabt, dem Vorsatz, das Ansehen eines epischen Dichters zu erwerben, aufzuopfern: Diese Noth-

wen-

wendigkeit führet er theils aus der Natur der Dichtung her, die sich an dem bloß Wahrscheinlichen begnüget, und um das philosophische Wahre fast gäntzlich unbekümmert ist; theils von der Beschaffenheit derjenigen, denen er durch sein Gedicht zu gefallen suchte. Dieses verkehret nun J. A. K. nach seinem boshaften Unverstand in eine Pflicht, und dichtet Hrn. Breitinger an, als ob er gesagt hätte, Homer wäre schuldig gewesen, auch bey einer mehrern Erleuchtung, dem thörichten Aberglauben seiner Zeiten nachzugeben, nur damit er seinen erzörnten Lehrmeister hinter der Wand durch ein heuchlerisches Aergerniß an der ihm so verhaßten Schweitzerischen Dichtkunst rächen könne.

Wenn nun J. A. K. ferner auf der 268 Seite nach seiner scharfsinnigen Eintheilung zu der andern Gattung des Wahns, den er zwar **möglich**, aber **unwahrscheinlich** genennt hat, fortgehen soll, so weiß er sich fast nicht mehr fortzuhelfen; er wird es selbst gewahr, daß er mit dem möglichen und dabey unwahrscheinlichen Wahne gantz stecken bleibt, und thut daher einen Absprung auf die heterocosmischen oder wahrscheinlichen **Erdichtungen, die man auf einen Wahn steifen kan, der bloß möglich ist**, welches aber keinen Verstand hat, und sich selbst offenbar widerspricht: Denn ein würcklicher Wahn, auf den ich eine Erdichtung gründen soll, kan ja nicht bloß möglich seyn: Und ein irriger Wahn von dem Möglichen ist, wenn ich vor möglich halte, was an sich selbst unmöglich und utopisch ist; und eine Erdichtung, die auf einen solchen Wahn gegründet ist, wäre

demnach unmöglich und utopisch, und gehörte zu der ersten Classe. Zudem hat das Mögliche schon einen Grad der Wahrscheinlichkeit, und kan also nicht schlechterdings unwahrscheinlich und doch zugleich möglich seyn. Was ist sichs dann zu verwundern, daß die gantze Abhandlung von dieser zweiten Eintheilung in diesen wenigen Worten bestehet: **Von einer solchen Art** (nemlich der **möglichen** und **wahrscheinlichen Erdichtungen**) **wäre mir fast keine bekannt, man wollte denn Güllivers oder Klimms Reisen dahin rechnen.** Wohin rechnet denn der gute Mensch die Aesopischen Fabeln? Damit ich von so vielen emblematischen und allegorischen Stücken in der alten Mythologie, in **Homers** und **Ovidius** Gedichten, diesmahlen nichts sage, weil dieses Sachen sind, die dem armen Stümper zu hoch sind. Ich rathe ihm also wohlmeynend, daß er Hrn. Prof. **Breitingers** Abhandlung von der Fabel mit Verstand durchlese, so wird er finden, daß dieses vornehme Stück der Dichtung, weder zu den wahren Erdichtungen, noch zu den utopischen gehöret: denn aus seiner Gottschedischen Dichtkunst hat er solches bisher nicht lernen können.

Nicht deutlichere Begriffe, aber wohl eben so viel Boßheit zeiget dieser J. A. K. wann er auf der 269. Seite zu der dritten Classe fortschreiten will; wo er von den **wahren Erdichtungen** handeln soll, **die in die itzige Reihe der Dinge gesetzt werden.** Da erfodert er, doch wiederum ohne Verstand, daß der Wahn, auf welchen sich eine solche Erdichtung gründen kan, nicht nur mög-

möglich sey, sondern auch einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit an sich habe; welches ja eben so viel gesagt ist, als, der mögliche Wahn müsse nicht unmöglich seyn; weil alles was möglich ist, schon einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit an sich hat. Er hat aber sagen sollen, ein solcher Wahn, der den Grund zu einer Erdichtung hergeben soll, müsse nicht nur möglich und schlechterdings wahrscheinlich seyn, sondern auch mit dem gegenwärtigen Zusammenhang der Dinge nicht streiten. Es würde demnach eine auf den Grund der Meynung von der Wanderung der Seelen geschickt aufgeführte Erdichtung Wahrscheinlichkeit genug haben, und bey den Pythagoräern noch gar für eine Wahrheit gelten: Aber zu einer solchen Ausführung brauchte es in der That nicht einen so ungehirnten Kopf als des J. A. K. ist, in welchem es wie in dem chaotischen und anarchischen Reiche gantz finster, dunckel und wild aussiehet.

Auf der 270. Seite berühret J. A. K. noch einen doppelten Gebrauch des Wahnes, nemlich daß er einestheils dienen könne, eine Wahrheit damit zu erläutern, anderntheils aber ihre Ursache daraus anzugeben. Was den erstern Gebrauch angehet, so erklärt er sich darüber auf der 271. Seite also: „ Ueberhaupt möchte es zu erleiden seyn, „ sich des Wahnes, um etwas damit zu erläutern, „ zu bemächtigen: weil es wohl angehet, wirckliche Dinge mit möglichen in Vergleichung zu „ bringen. „ Ich will mich bey der seltsamen Art des Erweises, in so fern er auf den möglichen

Wahn gehet, nicht aufhalten; ich müßte nur widerholen, was ich schon oft gesagt habe; sondern nur dieses anmercken, daß dieses Recht über den Wahn nicht nur dem Dichter, sondern einem jeden andern Scribenten zukömmt, weil nemlich auch etwas an sich falsches und irriges zur Erläuterung dienen kan, nach dem bekannten Axioma: Oppositа juxta se positа magis eluceſcunt. Aber das Exempel, welches er aus Milton anführet, ist gantz übel gewehlet, angesehen es auf eine Sage und historische Erzehlung gegründet ist, nicht aber auf einen blossen Wahn, davon er doch ein Exempel hat geben wollen, dergleichen nach seiner Aussage Milton häufig hat. Dieser Engländische Poet hat alles angewendet, seinem Bilde eine Wahrscheinlichkeit mitzutheilen, er redet von einem kleinen Jagdschiffe, um durch dieses Maß die Grösse des Anckers näher zu bestimmen; er redet von der Nacht, um den sinnlichen Betrug des Piloten wahrscheinlich zu machen; er redet von dem schlafenden Leviathan, um seine Unempfindtlichkeit dadurch zu vergrössern. Es muß ihm fast vorgeschwanet haben, daß einmahl in Leipzig ein junger K. aufstehen mögte, der diese Erzehlung in Zweifel ziehen würde, daß er so sorgfältig gewesen, dieselbe gegen allen Unglauben zu verwahren; Zudem gründet der Poet seine Erzehlung auf eine standhafte Sage der Seefahrenden. Will J. A. K. dieser Sage nicht glauben, so steht es ihm frey. Er wird ja so billig seyn, und nicht fodern, daß eine Sage ihrem Wesen nach nothwendig wahrhaft seyn müsse; zugeschweigen daß

diese Sage zum theil auf einem Betruge der Sinnen beruhet. Wenn ich aber J. A. K. würcklich recht lassen würde, was würde er damit gewinnen? Der Poet giebt es nicht für eine wahrhafte und untrügliche Erzehlung, sondern für eine blosse Sage dar, und diese Sage dienet ihm nicht weniger dasjenige damit zu erläutern, was er erläutern will, als wenn es eine unstreitige Geschichte seyn würde.

Was den andern Gebrauch des Wahnes ansiehet, so erklärt er sich auf der 271. Seite darüber also: „ Allein, daß es angehe, von einer „ Wahrheit oder einem Erfolge die Ursache an„ zugeben, darwider streitet der Grundsatz der „ Poesie, man müßte jedesmahl eine Sache „ bilden, wie sie ist. „ Es ist mir fast ich lese in einem Wörterbuch ein Blatt voll einzelner Wörter, so sehr scheinet diese Erklärung ohne Verstand durch den blossen Zufall erwachsen zu seyn. Ich verstehe nicht, was die Ursache von einer Wahrheit ist; warum sollte es nicht angehen, von einem Erfolge eine Ursache anzugeben: Wo hat er den Grundsatz der Poesie gelernet, man müsse jedesmahl eine Sache bilden, wie sie ist: Nach diesem Grundsatz ist keine Poesie noch Erdichtung nicht einmahl möglich, wie kan es dann ein Grundsatz der Poesie seyn? Ich mag vor Ungeduld die Zeit nicht erwarten, daß ich seines Lehrmeisters, des Hrn. Prof. Gottscheden ausführlichen Commentarium über folgende und andere dergleichen Regeln in Aristoteles Poetick lesen kan: „ Der Poet „ muß die unmöglichen Dinge, wenn solche nur

„ wahrscheinlich sind, denen möglichen, die bey „ ihrer Möglichkeit unglaublich sind, vorziehen.„ Warum sollte ein Poet, der die Sachen nicht so sehr vorstellen muß, wie sie wircklich sind, als wie sie wahrscheinlich seyn könnten, von einem Erfolge oder Wirckung nicht eine wahrscheinliche Ursache angeben dürffen? Warum sollte z. E. ein Dichter, wenn er schon das alte Systema von dem Umlauffe der Sonne um die Erden, als den Mittelpunct ihres Kreises, vor einen irrigen Wahn hält, doch aus demselben in einem Gedichte nicht manches Phänomenon erklären dörfen? Warum sollte er nicht eine Sympathie und angeborne natürliche Neigung für die Ursache mancher Begebenheit angeben dörfen? Warum sollte er nicht von Gott dem Herren selbst z. E. sagen dürffen, der Sünder ist auch in dem geheimsten und finstersten Winckel nicht alleine, noch verborgen, denn das Auge des Herren sieht, durchdringt und erleuchtet alles; da selbst die H. Schrift von Gott nach menschlicher Art zu reden pflegt? Es sagt zwar J. A. K. dadurch gebe man Anlaß zu Irrthümern: Aber er sage mir, wie müßte man reden, wie müßte man schreiben, wie müßte man dichten, wenn man davor gäntzlich gesichert seyn wollte? Gerade die H. Schrift selbst ward von den Anthropomorphiten zu einem Anlasse eines groben Irrthums genommen: kan man darum die Schuld dieses Irrthums der H. Schrift zumessen? oder wünschen, daß sie von Gott etwa philosophischer möchte geredt haben? Hat uns nicht der Schöpfer gegen den Betrug des Irr-

thums zulänglich bewaffnet? Brauchen wir diese Waffen nicht, sondern lassen sie durch Nachlässigkeit verrosten, so ist die Schuld unser. Darum hätte J. A. K. die Critick über den Aeolus beym Virgil wohl zu Hause lassen können; es wäre auch geschehen, wenn er sie nicht zu allem Unglücke beym Clerc angetroffen hätte. Im übrigen wird J. A. K. wohl thun, wenn er die Gesetze des Wahrscheinlichen in Hrn. Breitingers Dichtkunst auf der 138. Seite (denn in der Gottschedischen würde er sie vergeblich suchen) sich wohl bekannt machet und erwiegt, damit er nicht fernerhin in währender Zeit, daß er vermeynet die Rechte der Poesie über den Wahn zu beschützen, die Poesie selbst bestreite und verurtheile.

Endlich kömmt J. A. K. auf der 274. Seite auf den Artickel von der Sage. Er giebt davon folgende Erklärung: „ Wenn ein Wahn die „ Gestalt einer Geschichte annimmt, und als „ eine Begebenheit unter den Menschen fortge„ pflantzet wird, er mag nun entsprungen seyn „ woher er wolle, so bekömmt er den Nahmen „ einer Sage.„ Wie nimmt ein Wahn die Gestalt einer Geschichte an? Kan denn aller Wahn ohne Unterscheid zu einer Sage werden? Oder entspringt jede Sage nothwendig aus einem vorgängigen Wahn? Wie oft war die Zeit her bey uns die Sage, die Franzosen haben gesieget: Aus was für einem Wahne mag wohl diese Sage entstanden seyn? Wenn die Glaubwürdigkeit einer Erzehlung nicht genugsam bezeuget, wenn sie mit Grund noch zweifelhaft ist,

was

was ist denn wohl der wesentliche Unterscheid zwischen einer solchen Erzehlung und einer Sage? Wenn Hr. Breitinger die Sage durch eine Afterhistorie, d. i. durch eine ungegründete Erzehlung erkläret, sagt diese kurtze Erklärung nicht mehr, als das ungewisse Geschwätze des J. A. K.? Der gantze Unterscheid zwischen einer Sage und einer wahren Geschichte beruhet darauf, daß jene nicht durch genugsame und glaubwürdige Zeugen bekräftiget ist, daß man also nicht mit Gewißheit sagen kan, ob sie wircklich Grund habe, oder nicht: Sonst findet sich in Ansehung ihrer Möglichkeit zwischen beyden kein Unterscheid, es müssen beyde nicht schlechterdings unmöglich, sondern wahrscheinlich seyn, wenn sie sollen Glauben finden. Und warum sollte denn ein Poet auf eine Sage, so lange ihr Ungrund nicht entdeckt und offenbar ist, eben so wohl als auf eine wahre Geschichte ein episches Gedicht aufführen können? Findet doch eine Sage, wie Hr. Prof. Breitinger wohl bemercket, bey dem grossen Haufen insgemein mehr Glauben, als die Historie: welche Anmerckung der junge Schüler nach den Regeln einer Definition oder Erklärung auf der 275. Seite auf eine recht lächerliche Weise beurtheilet; so daß man wohl verhüten muß, daß dieser unverständige K. nicht hinter solche Bücher gerathe, wo nicht bey einem jeden Satze an dem Rande ausdrücklich gemeldet wird, ob er ein Grundsatz, eine Erklärung, ein Heischesatz, eine Anmerckung ꝛc. sey, und nach was für Regeln derselbe beurtheilet werden müsse. In dieser Anmerckung füh-

führet Hr. Breitinger einige Ursachen an, woher es komme, daß die Sage über die Historie weg eine so grosse Macht zu bereden habe? Und J. A. K. weiß aus eigener Erfahrung, und bekennet es oben auf der 260. Seite, daß das Ansehen seiner Wärterinn ehemahlen eine grosse Macht über ihn gehabt, welches sich unter andern daraus gar klar zeiget, daß noch izo die abentheurlichsten Erzehlungen derselben besser als die Regeln der Vernunftlehre, die er doch in frischerm Andencken haben sollte, bey ihm haften: Denn wie armselig heißt doch das geschlossen? Wenn Hr. Breitinger sagt: Die Sage findet bey dem grossen Haufen mehr Glauben als selbst die Historie: so macht J. A. K. diesen Schluß: Er setzet in seinem Begriffe mit voraus, daß eine Sage allezeit eine wahrhaftige Historie zum Gegentheile haben müsse, welches doch unstreitig höchst falsch ist. Wem Dummheit und Bosheit den Verstand nicht verblenden, der weiß wohl, daß, wenn man der Sage die Historie entgegen setzet, man eben nicht von einer besondern Sage, oder von einer besondern Geschichte, die der Sage entgegen stehen sollten, sondern von dem redet, was man nur überhaupt Sage und Historie heisset: Doch ist auch dieses nicht unstreitig höchst falsch, sondern gantz begründt, daß da die Sage eine ungegründete Erzehlung ist, der Irrthum aber der Wahrheit immer entgegen stehet, allemahl das Gegentheil von einer irrigen Sage wahr seyn muß; wiewohl eben daraus nicht nothwendig folget, daß das Gegentheil von der Sage

eben

eben würcklich müsse geschehen seyn, weil eine Sage sich auf eine blosse Lügen und Erdichtung gründen kan. Und diesen seinen Unverstand legt K. noch deutlicher an den Tag, wenn er Bl. 276 Hrn. Breitinger deswegen einen Widerspruch aufbürden will: „ Er hatte gesezt, daß „ die Sage dem grösten Haufen mehr gefalle, „ als die wahrhafte Geschichte, und also zum „ voraus als bekannt angenommen, daß dieselbe wohl vorhanden seyn könne; welches „ er hier wieder in Zweifel zieht.„ Obgleich dem Hrn. Breitinger diese Frage, ob die der Sage entgegen stehende wahrhafte Geschichte wohl vorhanden seyn könne, nur nicht einmahl mag in den Sinn gekommen seyn, und also dieser Widerspruch, neben hundert andern, sich nirgends als in des J. A. K. Kopf selbsten befindet; so muß ich doch hier wegen des unbestimmten Ausdrucks anmercken, daß, ob es gleich nicht nothwendig und allgemein ist, doch freylich die wahrhafte Geschichte, die der ungewissen Sage entgegen stehet, sehr oft wohl vorhanden seyn kan. Wenn z. E. die Sage ergehen würde, Hr. Prof. Gottsched habe der Fr. Neuberin die wiederholte Aufführung des ihm so widrigen Vorspieles durch einen hohen Befehl verwehren können, so wüßte jedermann, daß gerade das Gegentheil würcklich geschehen und vorhanden, und daß er nicht verhindern können, daß diese Frau nicht vollkommen über ihn triumphierte.

Wenn endlich J. A. K. sein Urtheil von Hrn. Prof. Breitingers Gedancken von dem Recht der Dichter über die Sage geben soll, so offenbaret er dabey neben dem grösten Unverstand eine noch grössere Bosheit, indem er durch eine falsche Auslegung und Verdrehung seiner Worte ihm nicht bloß einen fremden Sinn andichtet; sondern den Text, den er aus ihm anführet, wircklich verfälscht, da er die Worte unter dem Pöbel zwischen einschaltet, damit er ihn sagen lasse, es sey schon genug, die Leute durch falsche Sagen zu hintergehen, wenn nur der Pöbel nichts bessers wisse, und den Betrug nicht mercke. Ich habe oben die gantze Stelle angeführet, und man kan sie auf der 340. Seite in dem ersten Theil von Hrn. Breitingers Critischer Dichtk. nachsehen, so wird man den Betrieger finden, und sehen, daß Hr. Br. gerade das Gegentheil von demjenigen gesagt hat, was ihm dieser ausverschämte J. A. K. andichtet. Und was muß man wohl von Hrn. Prof. Gottsched selbst gedencken, da er sich nicht scheuet, sich derglei-
chen Mittel und Waffen öffentlich zu bedienen, um sein Ansehen vor dem gäntzlichen Falle und Untergang zu schützen, und seinen Dagon, ich meyne seine sogenannte Critische Dichtkunst, vor dem so nahen Umsturtz zu versichern? Er kan sich gegen allen bösen Argwohn nicht besser decken, als wenn er den J. A. K. nach seinem wahren Nahmen entdecket, ihn zur bil-
ligen Verantwortung anhält, und bekennet,
daß

daß er diese Schrift seinen Beyträgen, ohne sie zuerst gelesen zu haben, einverleibet habe. Ich wünsche im übrigen, daß Hr. Prof. Gottsched in seiner Schule verständigere, besser gesittetere und tugendhaftere Schüler ziehen möge, die, wofern sie nicht geschickt seyn, sein gefallenes Ansehen zu heben, es doch nicht vollends in den Koth drücken.

Erlenbach Conrector.

Versuch

über den

Ursprung

der

Wissenschaften,

Geschrieben

Aus den Wüsten Nubiens,

an den Hochgelehrten Herrn

Dr. J. R. S.

Von dem gelehrten Herrn

Martinus Scriblerus.

Vorrede.

Mein Leser!

Ich habe dich und die ganze gelehrte Welt über die wichtige Entdeckung des Herrn Martinus Scriblerus hiemit beglückwünschen wollen: Die Hrn. Scribleri sind diejenige, welchen man wol die allermeisten Bücher, und folglich auch den allergrössesten Theil des Schazes der Gelehrsamkeit, zu dancken hat; wie sich denn ihr Geschlecht nicht nur in Engelland (wo unser Herr Martinus lebt), sonder beynebens in Holland, Deutschland, Franckreich, ja in der ganzen Welt, ungemein ausbreitet. Was mir indessen Sorge verursachet, ist, daß da alle irrdische Dinge in periodischen Zirkeln herumgehen, bald eine Zeit kommen möchte, in welcher das Geschlecht der Urheber der ersten Künste und Wissenschaften, welche jezt (wie der Hr. M. Scriblerus gar schön zeiget), in der traurigen Gestalt der Affen und Basianen herumgehen, wieder in den Stand seiner ersten Würde eingesezet, und hingegen un-

sere jezige Gelehrten zu Affen und Basianen werden könnten. Ich wollte dieses gern nicht förchten, wenn sich nur, leyder! nicht wircklich schon einige starcke Zeichen zu dieser bevorstehenden Verwandelung bey denselben äusserten: angesehen ja bekannt genug ist, daß je mehr die Kranken in hizigen Fiebern schwazen, je näher ein endliches Stillschweigen (der wirckliche arme Zustand des obgedachten, ehedem so berühmten Geschlechts) zu seyn pflegt, und daß nebst dem sehr viele heutige Gelehrte die Eigenschaft der Erfindung und Vorstellung eigener Gedancken mit der blossen Nachahmungskunst der Affen schon längst vertauschet haben. Lieber, wie betrübt! wenn man sie an statt ihres jezigen Ansehens von den Marcktschreyern zur Schaue herumgeführt, und in rothen Brustkleidern auf den Theatris Haselnüsse aufbeissen sehen wird. Ich wünsche, mein Leser, daß wir es nicht erleben müssen.

Der Uebersezer.

Ein

Ein Versuch
über den
Ursprung der Wissenschaften,
geschrieben aus den Wüsten Nubiens,
an den hochgelehrten Herrn
Dr. J. R. S.
Von dem gelehrten Herrn
Martinus Scriblerus.

UNter allen denen Nachforschungen, welche von curieusen und wissensbegierigen Gemüthern angestellet worden sind, ist wol keine der Mühe eines Gelehrten mehr würdig, als diejenige, so den Ursprung der Künste und Wissenschaften, (welche uns so sehr über das gemeine Volck erheben), die Länder, in welchen sie entsprossen, und die Canäle, durch welche sie geleitet worden sind, betrifft. Gleichwie diejenige, welche dieselbe zuerst unter uns gebracht haben, in die entfernteste Theile der Welt gereiset sind, um sie zu erlangen, also mag ich mich auf eben dieselbe Weise einiger Vortheile rühmen; angesehen ich aus den Wüsten Aethiopiens schreibe, aus denen Sandfeldern, welche den Stolz einbrechender Armeen begraben haben, aus einer Gegend, wo ich vielleicht izt mit meinem Fuß bey

zehen Klaftern über das Grab des Cambyses trette, aus einer Wildniß, wo weder Pythagoras noch Apollonius jemahls hingedrungen sind.

Man stimmet durchgehends überein, daß die Künste und Wissenschaften von den **Aegyptern** und **Indianern** herzuleiten seyn, allein von wem diese sie zuerst bekommen, das ist noch ein Geheimniß. Der höchste Zeit-Periodus, auf welchen die Gelehrten es wagen ihnen nachzuspühren, ist der Anfang der Assyrischen Monarchie, da die Erfinder derselben als Götter verehret wurden: Daher wird nöthig seyn, daß wir in noch entferntere Zeiten zurückgehen, und einige Erkänntniß ihrer Historie aus denen auch noch so dunckeln und unterbrochenen Spuhren, welche uns alte Schriftsteller darüber an die Hand geben, herholen.

Weder Troja noch Thebes waren die ersten Reiche: Wir finden Meldung, wiewol keine Beschreibungen, einer noch frühern kriegerischen Nation, welche den Nahmen der Pygmeer getragen. Wenn ich die Erzehlungen eines Homers, Aristoteles, und anderer betrachte, die von dem, was diese Nation angeht, als von bekannten Dingen reden, so kan ich nicht anders gedencken, als daß ihre Geschichten, Kriege, Revolutionen, ꝛc. ein Theil der Wissenschaften gewesen, derer sich damahls die Gelahrten beflissen haben. Und wenn wir schon geradeswegs nur von ihren Kriegsthaten in Beschützung ihres Vaterlands gegen die jährliche Einfälle eines mächtigen Feindes Nachricht haben, so zweifle ich doch keineswegs, daß sie sich in den Künsten einer friedlichen Regierung

eben

eben so sehr hervorgethan haben, obgleich keine Spuhren ihrer bürgerlichen Anordnungen mehr übergeblieben sind. Es sind wol eben so grosse Reiche in dem Schiffbruch der Zeiten verschlungen worden, und dergleichen Zeitläuffe über sie verhänget gewesen, die eine gäntzliche Vergessenheit ihrer Geschichte verursachet haben. Und wenn ich muthmassen sollte, daß diesem Volck durch eine allgemeine Ausrottung desselben, von den Heeren der ungeheuren Vögel, welche sie, nach einhelligem Bericht der alten Scribenten, immer zu Feinden gehabt haben, ein gleiches begegnet sey, so möchte ich wol nichts unglaublicheres vorbringen, als wenn wir lesen, daß eine von den Balearischen Inseln durch Kaninichen, Smynthe durch die Mäuse, und noch unlängst Bermudas beynahe, durch die Ratten, gäntzlich verwüstet, und ihrer Einwohner entblösset worden. Nichts ist natürlicher, als sich vorzustellen, daß die wenige übergebliebene sich hernach weit in ihre Wüsten hineingezogen, allwo sie ungestört gelebt, biß sie Osyris auf seiner Reise, welche er die Menschen zu unterrichten vorgenommen, aefunden hat. **Er traff** (sagt Diodorus) **in Aethiopien eine Art kleiner Satyren an, die biß auf den halben Leib mit Haaren bewachsen gewesen**, und derer Haupt **Pan** ihn auf seinem Zug begleitete. Nun was diesen berühmten Pan angehet, so geben uns die alten Scribenten eine umständliche Beschreibung desselben, und kommen alle einmüthig darinn überein, daß sie ihn rauch, bärticht, überall mit Haaren bewachsen, halb als einen Menschen und

halb als ein Thier vorstellen, anbey aufrecht gehend, mit einem Stab in der Hand; welches eben die Postur ist, in welcher man uns, seine Nachkommen, biß auf den heutigen Tag sehen läßt. Und da seine vornehmste Bemühung gewesen, die Menschen ein bürgerliches Leben zu lehren, so gewinnt es wol das Ansehen, daß man die ersten Anfänge der Wissenschaften nirgend anderstwoher zu leiten habe, als von diesem Volck; welches die Götter, wie Homerus berichtet, alle Jahr zwölf Tage lang besuchet, nur daß sie des Umgangs mit solch weisen und gerechten Einwohnern der Erden pflegen könnten.

Gehen wir nun aus Aegypten fort, und besehen **Indien**, so werden wir finden, daß die Wissenschaften auch da von einer gleichen Quelle herrühren. Diese edle Geschöpfe begleiteten nemlich den Bacchus auf seinem Zuge in diese Länder, unter der Anführung des Silenus, welcher uns mit eben denselben Merckmahlen und Eigenschaften beschrieben wird: Man weiß nicht, sagt Diodorus, wo Silenus sein sehr altes Geschlecht herführet; Er trug aber einen Schweif an seinen Lenden, so wie alle seine Nachkommen zum Zeichen ihrer Abstammung. Hier dann sezten sie eine Colonie ab, welche bis auf den heutigen Tag mit dergleichen Schweiffen bestehet. Und von dieser Zeit an haben sie sich, wie es scheint, nur denjenigen unter den Menschen mitgetheilet, welche den Umgang ihres eigenen Geschlechts verlassen, und sich zu einer weniger unterbrochenen contemplativischen Lebensart gewendet haben. Mir kömmt

sehr

sehr wahrscheinlich vor, daß sie mitten in diesen Einöden den so berühmten Orden der Gymnosophisten gestiftet haben; denn wer die Art und Weise ihres Lebens betrachtet, der wird leicht finden, daß sie die Manieren und Gewohnheiten ihrer Lehrmeister auf das genaueste nachgeahmet haben. Es wird von ihnen gemeldet, sie wohnen in den dickesten Wäldern, sie gehen nacket, sie lassen ihren Leib gantz haaricht werden, und ihre Nägel biß auf eine ungeheure Länge wachsen. Plutarchus schreibt: Sie essen, was sie in den Feldern bekommen können; ihr Tranck sey Wasser, und ihre Better machen sie sich von Laub oder Mooß. Und Herodotus erzehlet uns, sie achten es für etwas heldenmässiges, einen Hauffen Ameisen oder anders kriechendes Ungeziefer um das Leben zu bringen.

Wir sehen hieraus, daß die zwo Nationen, welche in Ansehung des Ursprungs der Wissenschaften sich um den Vorzug bemühen, eben dieselben sind, welche mit diesem geistreichen Geschlecht jederzeit am meisten versehen gewesen. Ob sie gleich mit einander gestritten, welche von ihnen den Segen der Wissenschaften zuerst erlanget, so sind sie doch darinn übereingekommen, daß sie sich beyde gegen diese ihre gemeinen Lehrmeister danckbar erwiesen haben. Es ist bekannt, daß Aegypten in den allerältesten Zeiten dieselben in ihren eigenen Bildnissen verehret hat: Und man mag mit Grund sagen, daß Indien ein gleiches gethan, wenn man sich die in den leztern Zeiten vorkommende Anbettung des Zahns eines dieser haarich-

ten Philosophen vorstellt, gleich als ob sie es zur Danckbarkeit gegen den Mund thäten, aus welchem sie ihre Wissenschaften erlernet haben.

Laßt uns nun in Griechenland übergehen, wohin wir den Orpheus in gleicher Absicht aus Aegypten zurückkehren finden, in welcher Osyris und Bacchus ihre Züge unternommen: Von diesem Periodo an ists, daß Griechenland zuerst den Nahmen der Satyren gehört, oder sie für Semideos erkennt hat: Und aus diesem läßt sich gantz vernünftig schliessen, daß er einige von diesem wunderbaren Geschlecht, die auch einen Anführer von der Linie Pans gehabt, gleichen Nahmens, und welchen Theocritus, ausdrücklich einen König nennet, mit sich gebracht habe. Wenn man so viel gestehet, so ist mir leicht, von zwoen der aufferordentlichsten Erzehlungen in dem gantzen Alterthum Rechenschaft zu geben: Für das erste erhellet, daß die Tradition von des Orpheus Musik, deren die unvernünftigen Thiere nachgefolget, (welches man von seiner Kunst wilde und unbändige Gemüther zu zähmen erkläret hat) dem Buchstaben nach verstanden werden müsse: Und zweytens, (worauf wir besonders dringen), daß die Liebe, welche diese Weise gegen unser weibliches Geschlecht tragen, eine Auflösung aller der Fabeln alter Zeiten, nach welchen die Götter in Gestalt gewisser Thiere in den Wäldern Weibspersonen beschlaffen haben, an die Hand giebt. Ich weiß wol, man kan einwenden, es heisse, sie seyn in Gestalt verschiedener Thiere beschlaffen worden: Allein auf dieses antworten wir, daß das

Frauen-

Frauenzimmer, wo es dergleichen zu förchten hat, nicht wol im Stand ist, zu unterscheiden wie die aussehen, mit denen es zu thun hat.

Aus dem, was wir so eben gesagt, ist höchst glaubwürdig, daß die Welt diesem alten und edeln Stamme, wo nicht die Helden, doch wenigstens die allersinnreichsten Köpfe des Alterthums, zu danken habe. Eins der merckwürdigsten Beyspiele ist jener grosse und in der Kunst der Nachahmung so weit gekommene Geist Aesopus: Für dessen Abstammung von diesen Hominibus sylvestribus wir aus dem Planudes einen Beweis ziehen können, welcher sagt, Aesopus heisse eben so viel als Aethiopus, die ursprüngliche Nation unsers Volcks. Zu einem zweyten Grund mögen wir die Beschreibung seiner Person angeben: Er war kurtz, ungestaltet, und sahe beynahe als ein Wilder aus, so daß er gar wol in den Wäldern hätte leben können, wenn ihn nicht sein gütiges Temperament vermocht hätte, sich nach unsern Manieren zu richten, und in Kleidern an den Hof zu kommen: Das dritte Beweisthum ist sein sinnreicher und satyrischer Wiz; und endlich, sein grosses Erkenntniß in der Natur der Thiere, nebst dem Vergnügen und der natürlichen Neigung, welche er hatte, bey allen Anlässen von denselben zu reden.

Das nächste Beyspiel, welches ich anführen will, ist Socrates: Erstlich war es eine beständige Tradition, daß derselbe etwas besonderes und von dem übrigen menschlichen Geschlecht unterschiedenes gewesen: 2tens war sein äusserliches Aussehen von einer Beschaffenheit, welche klar verrieth, von was

für

für einer Linie er abstammete; angesehen er einen kahlen Kopf, eine stumpfe Nase, und hervorragende Augen hatte, und unter sich zur Erden sahe: Drittens, brachte er einige Fabeln des Aesopus in Verse, wahrscheinlich aus Hochachtung für die Thiere überhaupt, und aus Liebe für seine Familie ins besondere.

In dem Verfolg der Zeiten haben die Weibspersonen, mit welchen diese Sylvani gern geschlaffen hätten, sey es daß Menschen sie so gelehret, oder daß sie es aus Forcht vor ihrer Gestalt gethan, derselben Beywohnung gemieden, so daß unsere Weltweisen genöthiget waren, sich mit den Thieren zu vermischen. Dieses verursachte, daß das haarichte Wesen ihrer Nachkommen stafelweise höher als bis auf die Mitte ihres Leibs gewachsen; in der ersten Generation kam es ihnen bis an die Arme, in der andern bemächtigte es sich des Halses, und in der dritten stieg es über den Kopf hin, bis so das verdorbene Aussehen, in welchem die Species sich gegenwärtig versencket befindet, vollkommen entstanden. Doch müssen wir hier anmercken, daß einige wenige gewesen, welche das allgemeine Unglück nicht betroffen, indem es zu allen und jeden Zeiten noch einige, von Vorurtheilen nicht eingenommene, Weibspersonen gegeben, durch derer tugendhaftes Mittel die gänzliche Auslöschung der Art, wie sie ursprünglich gewesen, ist verhütet worden. Und eben so ist merckwürdig, daß ihre Natur auch selbst, wenn sie sich mit den Thieren vermischt haben, nicht gantz verloren gegangen, angesehen sich immer verwunderliche

Eigen-

Eigenschaften an ihnen gewiesen, wie solches klar an denen zu sehen gewesen, welche dem Alexander in Indien gefolget sind. Lieber, wie nahmen sie seine Armee in Acht, und welch ein wachendes Auge hatten sie auf seinen Befehl; wie stelleten sie sich in gleiche Verfassung, wenn es um einen Marsch oder um ein Treffen zu thun war! Welche Nachahmung seiner ganzen Kriegsordnung! Nichts anders als alte und ächte Ueberbleibsel ihrer vorigen kriegerischen Neigung, und derjenigen Verfassung, in welcher sie gestanden, da sie eine Monarchie ausmachten.

Nun auf Italien zu kommen. Als sich diese wilde Philosophen zuerst da gezeiget, hat es einige von denen, die am wenigsten vermischet waren, gegeben, welche sich gefallen liessen, mit Menschen einen Umgang zu haben; dies ist aus dem Nahmen des Faunus à fando, vom Sprechen, offenbar. Und ein solcher war jener, der aus Haß gegen die Tyrannie die Wälder verlassen, und die Römische Armee angefrischet, wider die Hetrurier, die den Tarquinius wieder wollten eingesezet wissen, feindlich zu agieren: Allein hier, so wol als in allen westlichen Theilen der Welt, eräugete sich eine grosse und merckwürdige Aera, nemlich die, in welcher sie anfiengen stillzuschweigen. Wir mögen dieselbe etwas nahe an die Zeiten des Aristoteles sezen, da die Anzahl, der Stolz, und die Thorheit der Weltweisen aus dem Geschlecht der Menschen überhand genommen, und durch sie den Leuten der Kopf zu irre gemachet worden, als daß sie tüchtig gewesen seyn sollten, die Weißheit

dieser

dieser alten Wald-Philosophen zu empfangen. Die Fragen dieser Academie waren zu zahlreich, denn daß sie mit Muße von ihnen beantwortet werden; und zu verwirret, zu abgeschmackt, zu böse, und zu schädlich, denn daß sie denselbigen anderst als eine Materie zur Verachtung und zur Verlachung vorkommen könnten. Immer von diesem Periodo an, wenn wir etwas von ihren gegebenen Antworten hören, ist nur zu verstehen, daß sie es gethan, wenn sie gefangen, gebunden und gezwungen worden; nicht anders, als jener alte griechische Profet Proteus.

So lesen wir in des Sylla Zeiten von einem solchen nahe bey Durrachium gefangenen Philosophen, der nicht beredet werden konnte, Lectionen zu geben, was man ihm auch immer sagte, und seine Geschicklichkeit in den Tönen, nur einzig durch wiehern, wie die Pferde, zeigete.

Ein glücklicherer Versuch ward unter dem Reich des Augustus, von dem forschenden Geist, dem Virgilius gemacht; die Commentatores halten ihn und den Varus für die eigentliche Personen, von denen im 6ten St. der Bucolic. erzehlet wird, daß sie einen unserer Philosophen, und zweifelsfrey einen von den ächten aus dem Geschlecht des alten Sylenus, gefangen haben: damit sie nun machten, daß er sich ihnen mittheilete, (wie dann Virgil die Wichtigkeit davon wol eingesehen), haben sie ihn nicht nur fest gebunden, sondern auch noch durch ein schönes Mädgen, Aegle genannt, angelocket, welches dann vermocht, daß er beydes sehr lieblich und lehrreich gesungen. In diesem Gesang

sang finden wir ihre Lehre von der Schöpfung, wie sie nach aller Wahrscheinlichkeit vor so langer Zeit in dem grossen Pygmäischen Reiche gelehret worden, nebst verschiedenen hieroglyphischen Erzehlungen, unter welchen sie ihre Sittenlehre verbargen, und selbige damit auszierten. Daher ich dieß Bucolicon als einen unschätzbaren Schatz der allerältesten Wissenschaften ansehe.

Unter der Regierung des Constantinus wird uns von einem andern Nachricht gegeben, der in einem Netze gefangen und nach Alexandria gebracht worden; das Volck versammelte sich hauffenweise um ihn her, seine Weisheit anzuhören, allein er war einer der stummen Philosophen, und lehrete, wie Am. M. berichtet, nur durch Gebehrden.

Der lezte, welchen wir anführen wollen, der von der ächten Linie herzustammen scheint, ist der, von dem Hieronymus meldet, daß er dem St. Antonius in der Wüsten erschienen: Dieser fragete ihn, welches der Weg wäre; worauf er seinen Verstand und seine Höflichkeit durch deuten mit dem Finger zu erkennen gab; im übrigen aber wollte er nichts antworten, denn er war ebenfalls ein stummer Weltweiser.

Dieses ist alles, was ich von der Erscheinung eines so grossen und gelahrten Volcks in eurem Welttheil für dießmahl habe zusammenbringen können: Wenn wir aber in ihre alte angebohrne Size, Africa und Indien, zurückgehen wollen, so werden wir auch selbst in diesen neuern Zeiten Spuhren ihrer ersten Aufführung und Dapferkeit antreffen.

In Africa (gleich wir in den Sammlungen des unermüdeten Hrn. Purchas lesen) hat ein Hauffen derselben, dessen Anführer in ein Weibsbild verliebt war, durch Gewalt und Kriegslist denen Portugiesen eine Vestung abgenommen.

Aber ich muß alle andere vorbeygehen, um fürnehmlich das Lob zweyer ihrer Monarchen in Indien, welche ihres gleichen nicht gehabt, zu erheben: Der erste war **Perimal** der Prächtige, ein überaus gelahrter und gutherziger Printz, dem die Malabaren in der Hitz ihres Eifers einen Tempel geweyhet, welcher auf 700. Pfeilern stehet, die, nach des Maffeus Meynung, des Agrippa seinem in dem Pantheon nichts nachgeben. Der andre, **Zanimant** der Wunderwürdige, Perimals Vetter und Nachfolger, dessen Wissenschaft so groß gewesen, daß seine Anhänger zweifelten, ob es möglich wäre, daß eben dieses weise Geschlecht es wol auf einen so hohen Staffel der Vollkommenheit zu bringen im Stand wäre; und daher lieber glaubten, er und sein Stamme wären eine in Affen vergestaltete Art Götter: Der Zahn war sein, den die: Portugiesen An. 1559. in Bisnagar weggenommen, und für welchen die Indianer, nach Linschottens Bericht, die entsetzliche Summe von 700000. Ducaten angeboten haben. Noch soll ich endlich diese Materie nicht fahren lassen, ohne mit aller gebührender Hochachtung Oran Outangs des Grossen, des lezten von dieser Linie, dessen unglückseliges Schicksal gewollt hat, daß er in die Hände der Europäer fiele, Meldung zu thun: Oran Outangs, dessen Werth wir nicht kennen;

denn

denn er war ein stummer Philosophus: Oran Outangs, durch dessen Anatomie der gelehrte Dr. Tyson unserm Systema, aus der Uebereinkunft dieses Hominis sylvestris mit unserm menschlichen Leib in denen Theilen, durch welche die vernünftige Seele sich wirckſam erweiſet, eine neue Bekräftigung gegeben hat.

Wir müssen nun fortgehen, und diese Nation betrachten, wie sie in brutam naturam verfallen aussiehet: aber auch selbst in diesem Zustand, wie viele Erfahrungen geben sie uns nicht an die Hand, von solchen, die sie von der Milzsucht oder von Geschwähren befreyeten, indem sie dieselben zu rechter Zeit lachen macheten? Mit was vor Fertigkeit ahmen sie alles, was je das merckwürdigste in dem menschlichen Leben ist, nach? Und was für erstaunliche Sachen erzehlet uns nicht Le Combe nnd andere von ihren Begierden, Handlungen, Begreiffungskraft, Zuneigungen, vielerley Erfindungen, und der Geschicklichkeit dieselben ins Werck zu setzen? Gewiß, wenn sie bey so elenden Umständen ihrer Gebuhrt und Auferziehung, und bey einem so kurzen Lebensziel, als ihnen iezo zu Theil geworden, dennoch alle andern Thiere so weit übertreffen, und es vielen Menschen gleich thun, so kan man gedencken, was Wunders man sich von jenen vorstellen müsse, die melioribus Annis nati fuerant, jenen langlebenden, antidiluvianischen, Erzvätern dieses Volcks, welche die Welt zuerst die Wissenschaften gelehret haben.

Ich darf mich rühmen, daß ich bey dieser meiner Nachricht (wie sie dann gäntzlich und allein

mein ist) aus einer Quelle geschöpfet habe, mit deren verschiedene Meynungen der Alten wol übereinkommen, ob sie gleich bisher weder von den alten noch den neuern Gelahrten jemahls entdeckt worden ist. Und was soll ich nun den Menschen, in Betrachtung dieser grossen Entdeckung, sagen? Was anders, als daß sie ihren Hochmuth herunterreissen, und bedencken, daß die Urheber unserer Erkenntnissen sich unter den Thieren befinden; daß die, welche einst bey der Schöpfung unsere ältere Brüder gewesen, und deren Reich, wie Platons Abriß einer vollkommenen Regierungs-Form erfodert, von Philosophen beherrschet worden, die endlich, deren Gelehrsamkeit in Aethiopien und Indien in höchstem Flor gestanden, nun von ihnen nicht unterschieden, und iezo einzig als Thiere unter den Nahmen der Affen und Basianen bekannt sind.

Was die Rede anaehet, so zweifle ich keineswegs, daß es in ihren angebohrnen vaterländischen Wüsten noch einige Ueberbleibsel von dem ersten noch nicht so gar verdorbenen Geschlechte gebe, welche derselben noch iezo mächtig sind. Indessen ist die gemeine Ursach, welche die Spanier angeben, daß sie nicht reden wollen, weil sie nemlich förchten, man möchte sie zur Arbeit halten, allein genugsam dafür; wenn man nur bedenckt, wie sehr die Gelehrten ihre Gemächlichkeit lieben. Eine andere ist, daß diese aufmercksamen Geschöpfe, da sie Augen-Zeugen von der Grausamkeit gewesen, mit welcher diese Nation ihren Brüdern, den Indianern, begegnet, es nothwendig finden zu verhöhlen,

daß

daß sie Menschen sind, damit sie so nicht nur vor der Arbeit, sondern auch vor der Grausamkeit, beschüzet bleiben. Und gesezt es stühnde auch mit diesen aufs beste, so könnten sie drittens kein Vergnügen an dem Umgang mit den Spaniern haben, als deren ernsthaftes und unfreundliches Temperament derjenigen natürlichen und offenen Frölichkeit, welche man überhaupt bey aller rechtschafenen Erkenntniß wahrnimmt, so sehr zuwider ist.

Indessen wenn es iezt, da die Sachen so stehen, möglich wäre, auf einige Weise ein Mittel zu finden, durch welches man ihre verborgenen Qualitäten aus ihnen hervorbringen könnte, so bin ich versichert, daß dieses der gelehrten Welt, so wol in Absicht auf die Widererlangung verlohrner Wissenschaften, als auf die Beförderung der noch zukünftigen, von einem ungemeinen Nuzen seyn würde. Lieber, mag dann keine artige, geschickte Manier erdacht werden, durch welche wir uns ihnen beliebt machen könnten? Ist keine Nation in der Welt, deren natürliche Beschaffenheit so gekehret wäre, daß sie sich ihre Gesellschaft zuwegen bringen, und sie, vermittelst einer angenehmen Gleichheit der Manieren, gewinnen mögte? Kein Volck, da die Männer sie durch eine ausnehmende Höflichkeit anlocken, und durch nachgemachte Bewegungen auf gewisse Weise bezaubern; das Frauenzimmer aber, durch gutmüthig erlaubte Freyheiten und das allerfreundlichste Betragen, diese verliebte Creaturen zu einer danckbaren Widervergeltung der Höflichkeit bewegen könnte? Die Liebe, die ich für mein Vaterland hege, giebt mir

den Wunsch ein, daß Groß-Brittannien diese Nation seyn mögte; Aber ach! wie können wir hoffen, daß Fremde von so grosser Klugheit ihre Gedanken bey unserer gegenwärtigen unglückseligen Trennung, und derselben so weiten Entfernung von ihren Freunden, Verwandten, und Vaterland, mitten unter gewaltsamen Parteyen, frey an den Tag legen werden? Die Neigung, die ich gegen unsern benachbarten Staat trage, heisset mich wünschen, Holland wäre dieselbe: Sed læva in parte mamillæ nil salit Arcadico. Franckreich ist es also, von da wir diese Widerherstellung der Gelehrsamkeit erwarten müssen, als dessen lezter Monarch die Wissenschaften unter seinen Schutz genommen, und auf einen so hohen Staffel gebracht hat. Ich meyne wir haben Grund zu hoffen, daß seine Emissarien über kurz oder über lang den Befehl erhalten werden, nicht nur gelehrte Leute, sondern auch gelehrte Thiere, (verstehe die alte ächte Aethiopische und Indianische Tiegeraffen,) in ihr Vaterland einzuladen. Und könnte man nicht alsdann die Talente einer jeden besondern Art derselben zum Aufnehmen auch einer jeden besondern Wissenschaft anwenden? Die Tigeraffen Helden, Staatsleute, und Gelehrte zu unterrichten; die Bafianen den Hofleuten die Ceremonien und anständige Geschicklichkeiten zu zeigen; die Meerkatzen die Damen und ihre Liebhaber in der Kunst eines artigen Umgangs und angenehmen Liebesbezeigungen zu unterweisen; die Affen von minderer Gelehrsamkeit zum besten der Comödianten und Danzmeister; die Marmosets denen Hofpages und reisenden jungen

gen

gen Engelländischen Stutzern zum Dienst gebrauchen? Allein ich überlasse dieselben nach ihren Arten zu unterscheiden, und einer jeden ihre besondere Beschäftigung zu bestimmen, dem nachforschenden und einsichtsvollen Geist der Hrn. Jesuiten in ihren verschiedenen Missionen.

VALE et FRUERE.

M. S.

Strukaras/

oder

Die Bekehrung;

Eine historische Erzehlung aus dem Französischen.

MEit gegen Norden liegt ein berühmtes Königreich, welches schon mehr als einen guten Kopf hervorgebracht hat, die den Ruhm von Schöpfern für ihre Nation gegen ihre südlichen und westlichen Nachbarn hätten behaupten können, und die in ihrer Sprache eine Geschicklichkeit gefunden hatten, die erhabensten und die genaust-bestimmten Gedanken in aller ihrer Verschiedenheit auszudrücken. Nichtsdestoweniger waren ihre Nahmen in der Dunckelheit geblieben, und ihre Schriften hatten sich verkriechen müssen. Ein falscher Lehrer, Strukaras genannt, hatte den poetischen Geschmack der Nation verderbet, indem er ihn mit Regeln gefesselt, welche er nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen, sondern bloß aus seiner eigenen hergeleitet hatte, wiewohl er vorgab, daß sein Naturell ein Abdruck des Naturells der Nation wäre, und daß diese in ihm dächte, und empfände. Er rühmte sich, daß seine Sprache alle poetischen Schönheiten

in

in sich fassete, und daß, wenn man sie in ihrer Reinigkeit redete, die Gedancken und Bilder unter den Redensarten und Wörtern von sich selber entstühnden, und sich in Sätze und Ordnung stellten. Was denn in derselben nicht erhöret war, was von andern gedacht worden, und ihm zu dencken zuschwer war, das erklärete er vor barbarisch, und vor unergründlich. Er machte diese Sprache zur Richtschnur der Poesie der Alten und der Neuern, und verbannete also alle die herrlichsten Bilder und Vorstellungen aus derselben. Homer, Virgil und Ovidius, wenn er sie in seiner Sprache reden ließ, verlohren ihre lebhafteste Munterkeit, und ihr helleſtes Licht. Aber er schwur, daß sie dadurch nur regelmässiger und von besserm Geschmack geworden wären. Seine Geschicklichkeit zum verführen war so gar fein nicht, und man höret nicht, daß ein erwachsener Mensch, dessen Verstand und Geschmack zur Reife gelanget gewesen, von ihm wäre betrogen worden: Er gab sich auch mit solchen keine Mühe, sondern machete sich nur an Jünglinge, welche noch keine nette Begriffe hatten. Dieselben überzeugete er von seinen Lehren mit einer hohen Mine, und mit einem ausgestreckten Arm. Er zog sie in Kleinigkeiten so zärtlich, und so weibisch, daß sie die starcke und gesunde Nahrung in den unsterblichen Schriften der Griechen und Lateiner nicht mehr ertragen mogten. Eine Zeile voller Begriffe drückete sie, und der Vers floß ihnen nicht, wenn sich ihm ein ungewöhnlicher

Gedancke in den Weg legete. Diese Jünglinge wurden mit zunehmenden Jahren zwar am Cörper, aber nicht am Geschmacke stärcker. Ihr Geschmack blieb verzärtelt, blöde und ungewiß. Sie brachten ihn mit sich in die untern Classen, auf die Universitäten, in die Staatscabinete, und an die Höfe. Der Rector, der Professor, der Staatsminister, der Consistorialrath, waren verderbt, und verderbten wieder. Dadurch wurden die falschen Lehrsätze des Verführers beynahe allgemein. Sie machten eine Secte, ja es schien daß sie den Dienst des Apollo und der Musen noch verdringen würden. Die Köpfe von gutem Geschmacke, deren man noch allezeit zwanzig bis dreissig zehlete, berieffen sich zwar auf das Urtheil der Nachwelt, aber das half ihnen wenig, weil diese zu ihren Zeiten nicht erschien, oder nicht reden wollte. Sie schrien mit einem glücklichern Fortgang den Apollo an, er warf einen gütigen Blick auf sie. Der Stolz, die Gewalt und der Jammer, den sie in dem Reiche des Witzes anstelleten, verdroß ihn. Er gab der Critick, einer Göttin, die unter ihm herrschete, Befehl, sich den Betriegern zu widersetzen, und den reinen Lehren der Musen, seiner Töchter, wieder aufzuhelfen.

Die Critick munterte in dieser Absicht etliche einsichtsreiche Köpfe auf, welche in der poetischen und andern angenehmen Schreibarten bald ein neues Licht aufstecketen. Denn sie holeten die unveränderlichen Grundsätze wieder hervor, welche mit der menschlichen Natur ihren

Ursprung

Ursprung genommen haben, und mit dem Gemüthe und den Empfindungen des Menschen gleich alt sind. Bey dieser Fackel fieng man hier und dar an zu sehen, man entdeckete die Irrthümer in des Betriegers Lehrbüchern, und die Blödigkeit der Schriften, welche nach seinen Regeln verfertiget waren. Sein Ansehen blendete nicht mehr, und das Lob ward ihnen nicht mehr vor einen Tribut bezahlt. Doch geschah dieses nicht so stille; seine Anhänger machten einen wilden Lärmen mit harmonischen Schmähworten, und mit schliessenden Lästerungen; sie zogen auch den Leibrock des Hohenpriesters an, und gürteten das Schwerdt der weltlichen Macht an die Seite.

Sie hatten auch auf ihrer Partey Götter; die Dummheit, welche den Blocksberg dem Parnasse entgegen sezet, und die tobende Phrenesie, die ihren Sitz zu Waldheim auf einer Wälle Stroh aufgeschlagen hat. Diese beyde führten sie zu dem Streit mit der Critik an, und unterrichteten sie, wie sie dem Gewäsche einen Nachdruck von Schall geben sollten. Man erzehlet, daß ihnen einmahl der falsche Geschmack sichtbarlich erschienen sey, als sie eben in einem Synodus berathschlageten, wie sie das einbrechende Licht der Critik von ihren Gränzen zurückhalten wollten; derselbe habe ihnen das Haupt mit einem zertheilenden Rauche von allem noch übrigen Verstande gesäubert, und es dagegen mit Spinneweben und Staube angefüllet. Damahls geschah es, daß sie den Er-

verführer Strukaras zu ihrem Hierarchen erwähleten, und ihm schwuren, den Unverstand selbst in seinen Worten zu verehren, und unter seinem Stabe auf die Wahrheit und den Witz zu Felde zu ziehen.

Strukaras verdiente diesen elenden Vorzug damit, daß er zuerst an dem Verderben der ächten Poesie gearbeitet, und seine Schriften sorgfältiger, als sonst einer, vor Ordnung, Wahrheit, Witz und Anmuth bewahret hatte. Er hatte von dem Geschwätze Kunstregeln gegeben, und den Schall in ein Lehrbuch verfasset. Er wußte Recepte für Gedichte, welche weder den Kopf brachen, noch das Hertz in Unruh sezeten. Seine Poesie kriecht mit einer angenehmen Nachläßigkeit; wann er sich in die Wolcken erhebet, so fällt er augenblicklich wieder auf den Boden; er ist wahrscheinlich ohne Neuigkeit, und wo er neu und wunderbar ist, verliehrt sich die Wahrscheinlichkeit. Er hat mittelst einer Scheer und eines Topfes voll Pappe ein Trauerspiel verfertiget, in welchem alle seine Regeln dieser Schreibart beobachtet sind. Durch seinen Antrieb ist die göttliche Aeneis von der Hoheit ihrer Begriffe und der Pracht ihrer Ausbildung befreyet worden. Er selbst hat den Horatz von der Dichtkunst in den Mischmasch und die Dunckelheit seiner eignen Irrthümer übersezet.

Mit den Schriften dieses Ertzverführers gab die Critik sich nicht wenig Mühe, sie klopfte ihm seine Lehrbücher mit der äussersten Geduld aus, sie las mit grosser Langmuth das wunderbare

Gemen-

Gemenge von falschen Gedancken, widersinnigen Ausdrücken, und sich selbst zerstörenden Sätzen in seinen Schriften aus einander. Aber es war in Ansehung des Strukaras verlohrne Mühe, er besserte sich von ihren Lehren nicht, er sträubete sich nur destomehr dagegen, und erklärte sich iezo öffentlich wider die eigensten Rechte der Poesie, indem er ihr die wahrscheinlichen Möglichkeiten, die sinnlichen und die allegorischen Vorstellungen abgesonderter Begriffe, der Engel, und der Geister absprach. Ein Poet aus den westlichen Gegenden hatte viel wunderbare und phantasiereiche Geschichten von dem Himmel und der Hölle, von den seligen Geistern, und von den gefallenen Engeln erzehlet, er hatte den Satan unter Strömen von Feuer versenket, welches er von Wirbelwinden in einen rasenden Sturm aufblasen lassen, er hatte die Sünde in die Gestalt einer verführerischen Schönheit verkleidet, und den Tod mit einem versteinernden Blick und einem herzdurchdringenden Wurffpfeile bewaffnet; Wider diese Vorstellungen sezete sich Strukaras mit der äussersten Blödigkeit des Geschwätzes und des Geschreyes; er hieß sie Gespensterhistorien, und Hexenmährgen; wovon man sich keinen Begriff machen könnte, und welche nur dieneten, die Nation in Schrecken und Angst zu setzen. Er sezte ihn in die Classe des Marino, und noch ungeheurerer Dichter. Er wußte, wenn er seinen Lehrlingen einen Abscheu vor der poetischen Schöpfung und den sinnlichen Vorstellungen beybrin-

bringen könnte, daß alle Poesie zugleich über einen Haufen fallen und die matte und nicht denkende Reimerey derselben Stelle ungehindert und ungestraft besitzen würde.

Die Critik versuchte darauf ein empfindlicheres Mittel den Strukaras wo nicht vernünftiger doch schamhaftiger zu machen. Sie hezete ihre Schwester, die Satyre, gegen ihn auf. Diese droschete ihn etliche mahl wacker ab, sie gab ihn der gantzen Nation zum besten, er war die Kurtzweil aller muntern Köpfe, und nur bey dieser Gelegenheit haben sie mehr Witz verschwendet, als man vorher der Nation zugetrauet hatte, daß sie in ihrem gantzen Vermögen hätte. Die Strukaramben selber mußten mitten in der Zeit, da sie sich über dieses Gespötte der Satyre beklageten, bekennen, daß es fein und voll Geistes wäre; aber sie kehreten sich nicht daran, weil sie nicht erkenneten, daß das Gelächter der Satyre auf wirckliche Schwachheiten des Verstandes und des Willens fiel. Daher legeten sie alle Scham ab. Strukaras blieb in ihren Augen die Ehre der Nation, der Pfeiler der Dichtkunst, der König des Witzes, der nordliche Fontenelle, der Corneille der Schaubühne.

Er führete ein Weib mit sich herum, seine Busemsfreundin; sie hatte in ihrer zartesten Jugend einen grossen Witz gewiesen, die Bilder und Figuren von Kupferstichen aus ihrer Verbindung mit einer Schäre herauszuschneiden, und alsobald in einer neuen Verknüpfung

auf

auf einer Puderschachtel oder einer Zuckerbüchse wieder zusammenzusetzen; oder ein halbes Hundert Klöppel auf einem Spitzenpult herumzuwerfen, daß Rosen und Tulpen von Goldfaden unter ihren Fingern hervorwuchsen. Strukaras gewann sie lieb, und bestürmete sie sechs Jahre lang mit trukenen Figuren der Redekunst, und mit kalten Ausdrücken von Liebesflammen. Sie gab ihm das Jawort, nur damit sie sich von seinen Verfolgungen erledigete. Nachdem sie sein Weib geworden, bildete er ihr Gehirn nach seinem eigenen, und goß alle seine Künste in dasselbe. Priscilla erwies sich so gelehrig, daß sie den Strukaras in kurtzer Zeit in dem vollkommensten Abdruck darstellete. Es plauderte iezo in beyden ein Verstand, ein Witz frohr in beyden, und eine Kunst krümmete sich in beyden; in den Schriften des Weibes entdekete man den Mann, und in des Mannes das Weib. Er ehrete sie darum nach ihrem Verdienste, und nahm sie in ein Consortium studiorum auf. Aber ihr Herz war aufrichtig, und irrete mit gutem Gewissen den Lehren ihres Freundes nach. Als nun die Critik und die Satyre sich mit denselben so viel zu schaffen gemacht hatten, hielt sie in der Unschuld ihres Hertzens das alles vor lauter Würckungen des Neids und der Boßheit, und stärckete sich im Geist, ihnen ihren Ungrund deutlich zu zeigen. Allein als sie in dieser Gemüthsverfassung ihre Schrifften erwog, und gegen die Lehren ihres Mannes hielt, leuchtete die Wahrheit ihr mit

einem

einem so erheiternden Licht in den Verstand, daß sie sich nicht entbrechen konnte, sie zu erkennen. Je mehr sie fortlas, je mehr fand sie Erweise und Ueberzeugungen. In der schärfesten Ironie selbst entdeckete sie einen festen, auf die Natur der Sachen gegründeten Fuß. Sie sah iezt in den Wercken ihres Freundes ein harmonisches Galimathias, mit dem Gedächtniß ausgeführte Erweise, eine gereimte Unordnung, kaltsinnige Figuren, und eine Sprache ohne Seele. Indem sie diese Entdeckungen machete, veränderte sich die Gestalt ihres Angesichtes siebenmahl, ihr Hertz pochete, die Knie wurden schlaff, Hitze und Frost wechselten in ihrem Geblüte. Sie stuhnd iezo ganz betreten, und unschlüssig, ob sie die Wahrheit oder die Freundschaft ehren wollte; nicht lange, sie bestrafte sich bald selbst, daß sie zwischen beyden hatte zweifeln können. Sie fürchtete indessen, daß Strukaras anderst dencken würde; sie kannte seinen Hochmuth; er mußte nothwendig, kraft seines höhern Verstandes die Wahrheit eingesehen haben, welche sie mit ihren schwächern Einsichten entdecket hatte; nichtsdestoweniger hatte er sie verleugnet; und auf was vor eine Art sollte sie ihm zu wissen thun, daß sie seinen Mischmasch entdecket hätte? Wie würde ers aufnehmen, wenn sie sich zu der Wahrheit bekennete, gegen welche er das Herz und den Verstand verhärtet hätte; würde er ihr nicht seine Liebe entziehen, und könnte sie ohne dieselbe leben? Aber wie könnte sie künftig ein Herz zu

ihm

ihm haben, zu einem Menschen, der ein so verkehrtes Gemüthe hätte? Sie quälete sich mit diesen Gedancken, und prophezeihete sich selber viele betrübte und verdrießliche Stunden. Allein die Pflicht überwand, und stärckete sie gegen alles Leiden, das sie vorhersah.

Sie eröffnete ihrem Mann an einem hellen Morgen die Veränderung, die sich in ihrem Verstande zugetragen hatte, mit grosser Geschicklichkeit, sie wußte dasjenige, was ihm in ihrem Vortrage widrig oder hart scheinen konnte, mit angenehmen Liebkosungen und künstlichen Vorbiegungen gut zu machen, ohne daß dem Nachdruck ihrer Rede etwas dadurch abgegangen wäre. Sie trieb ihn auch in der That dergestalt in die Enge, daß er ihr gestehen mußte, er hätte den Erweis für seine Lehrsätze nicht in dem Verstande sonder bloß in dem Willen gesuchet. Aber er that dieses Bekenntniß mit einer Stirne, in welcher weder Reue noch Scham zu erblicken war; und als sie nur ein Wort von der Pflicht einstreuete, die erkannte Wahrheit öffentlich zu bekennen, widersezete er sich dieser Zumuthung mit der Hartnäckigkeit eines Barbarn. Er sagte: Sollte ich so manchen Erweis auf den Grund eines lieblichen Schalles aufgeführet haben; sollte ich so manche Beurtheilung der verschiedensten Sachen nach einem Leisten verfasset, und nach ein Paar Regeln von logicalischen Erklärungen alle Arten der poetischen Vorstellungen gerichtet haben, damit ich dieses gantze so krause, so mechanische, Gebäude

durch

durch mein eigenes Wort wieder umstürzete? Sollte ich durch einen Widerruf nicht bloß mein eigenes sondern das Urtheil aller derjenigen verdammen, welche meinem geglaubt haben? Hat nicht vielmehr mein Geschmack das Siegel der Gründlichkeit empfangen, nachdem er von einem so zahlreichen Haufen angenommen worden? Gesezt, daß ich auf meine Urtheile und Lehrsätze zufälliger Weise gefallen sey, haben sie nicht den gehörigen Erweis durch das Nachsprechen so vieler tausend Schulhalter und Magister empfangen? Aber gestanden, daß die Wahrheit nicht auf meiner Seite ist; Soll ich den Ruhm eines unfehlbaren Kunstrichters mit dem Nahmen eines gemeinen aufrichtigen Mannes vertauschen, und mich selber der Dummheit anklagen, damit ich meine Redlichkeit rette? Ist es nicht ein grösserer Schimpf, wenn man uns der Dummheit schuldig befindet, als wenn man uns bloß vor boshaft hält? Mein grösseſter Ruhm ist, daß ich zwar bey mir selbst eben so gut, als die witzigsten Leute, den gründlichen Geschmack meiner Widersacher einsehe, dabey aber nichtsdestoweniger meine verdorbene Sache behaupten, und mein Ansehn der Vernunft zu Trutze aufrecht erhalten kan.

Seine aufrichtige Freundin erschrack darüber, und fieng an, ihm aus getreuem Hertzen vorzuhalten, daß es keins von den geringsten Verbrechen wäre, sich an den Vermögensarten der Seele, dem Verstand, der Einbildungskraft und dem Witz zu versündigen, dieses hätte weit

mehr

mehr zu bedeuten, als sich bloß an dem Cörper, oder an den Glücksgütern zu vergreiffen. Die bürgerlichen Gesetze wären sehr scharf gegen einen, der einen Garten zerträte, und durchwühlete, warum es einem, der in dem Hirn eines jungen Menschen, ja einer gantzen Nation, das unterste zu oberst kehrete, ungestraft hingehen sollte? Der Gerechtigkeit müßte allemahl eine Gnüge geschehen; nun wäre es verträglicher, ihr in der gegenwärtigen Welt, als in der zukünftigen eine Gnüge zu thun. Er stühnde in Gefahr, den Nahmen eines Aufrichtigen zu dem Nahmen eines Kunstverständigen zu verliehren.

Sie wollte noch weiter mit ihren Vermahnungen fortfahren, aber Strukaras sah sie mit der Mine eines ottomanischen Ehemanns an, dergleichen er sonst nie gewohnt gewesen, gegen sie zu brauchen; er schrie über Neid und Unhöflichkeit, sie mißgönnete ihm seinen Ruhm, und hätte sich von seinen Widersachern bestechen lassen. Endlich befahl er ihr mit hoher Stimme, sie sollte sich zu ihren Mägden begeben, und mit ihnen des Spinnerokens warten. Priscilla verstuhnd, was er damit sagen wollte; daß er sie von der Hoheit einer Scribentin, in welche er sie zu ihm erhoben hatte, wieder absetzen, und in den Stand eines gemeinen nicht schreibenden Weibes erniedrigen wollte. Dennoch gehorsamte sie ihm, und schlückte den Verdruß in sich. Er vertraute ihr nach diesem nicht den plattesten Gedancken mehr in einen Vers zu verfas-

sen, er hielt sie von allen Büchern entfernt, insonderheit verhütete er mit einer Art von Eifersucht, daß ihr keine von den Schriften der Critik oder der Satyre zu Gesichte käme. Mit einem Worte, er tractirte sie als eine Frau, die zu nichts weiterm fähig wäre. Man sagt, daß dieses sie nicht so sehr gekräncket habe, als daß er so verstockt wider sein besseres Wissen handelte.

Dieses Begegniß war der Critik nicht verborgen, sie wußte, daß mit seinem verderbten Verstande nichts in Vergleichung käme, als sein verderbter Wille. Darum besann sie sich eines Mittels ihm das Gewissen zu rühren, damit er aufhörete der Wahrheit zu widerstreben. Seine Bekehrung war ihr nicht um seiner Person willen alleine angelegen, sondern um aller derer unschuldigen willen, welche von seinen Großsprechereyen verführt, Recepte für den Witz und den Geschmack von ihm nahmen, womit sie aber nur ihr gutes Naturell und ihre natürlichen Empfindungen verderbeten. Sie verfügete sich zu dem Schlaf in seine braunen Zimmer der Nacht und des Schattens, und bat ihn, daß er ihr den Phantasos, denjenigen von seinen Träumen zugeben wollte, welcher die langverstrichenen, die weit entfernten, die bloßmöglichen Dinge so lebhaft in die Phantasie schildern konnte, daß sie gegenwärtig zu seyn schienen. Auf dessen willfährige Einwilligung befahl sie diesem Traume, daß er sich auf die Bettstätte des Strukaras setzen, und drey Nächte nach einan-

einander die Erscheinungen vor ihm aufführen sollte, welche sie ihm anzeigete. Er gehorsamte ihr, und als Struckaras die folgende Nacht auf seinem Bette ruhig schlief, flog er auf seinen Hauptpfülben hinunter, und legete sich hart an dessen linkes Ohr, wo er seine Phantasie auf alle die Arten angriff, wie es seyn sollte, damit Bilder, Gestalten und Blendungen dem empfangenen Befehl gemäß hervorgebracht würden. Jezo dünckete es den Strukaras, daß er in dem Paradiese der Narren angelanget wäre; er sahe daselbst alle diejenigen, welche unnützliche Dinge thun, und ihr Vertrauen auf eitele Dinge setzen, einen grossen Nahmen oder Reichthümer zu erlangen; alle die, welche das Lohn ihrer Thaten auf dieser Welt dahin nehmen; eine unzählbare Menge! Nimrot bauete hier noch an dem Thurm von Babel; Tetzel bot noch die Verzeihung der Sünden um Geld feil; Triller und Schwartz schrieben Libelle wider diejenigen, welche die Gütigkeit gehabt hatten, sie von ihren Schreibsünden zu unterrichten, sie hoffeten ihre Fehler durch Schmähungen gut zu machen; aber wenn sie izo dachten, daß sie ihr Vorhaben zu Ende gebracht hätten, kam eine Windsbraut und warf sie mit ihren Thürmen, Indulgenzen und Libellen bunt über Eke in den Limbo der Eitelkeit, einen unermeßlichen Abgrund. Strukaras mischete sich alsobald unter diese Freundesschaaren, und fieng an einen Altar von seltsamen Materialien zu baueu; Bailes Dictionnaires in Wörterbücher verwandelt

waren zu einem Fußgestelle von etlichen Treppen geleget, über denselben lagen Dicht- und Redemaschinen, uncritische Beyträge, erdichtete Weltweisheiten, umgesezte Fontenellen, verkleidete Virgils, und undeutsche Schaubühnen, in abgemessenen Eken und Linien; noch höher lagen kleine Iphigenien und Catonen in schmälern Schichten; Strukaras freuete sich in seinem Hertzen, als er die Breite, die Stärcke und die Höhe dieses Altars, den er sich selbst gesezet hatte, betrachtete, sein Muth schwellete auf, er stieg iezo auf einer Leiter auf denselben, und stuhnd oben darauf mit einer zufriedenen Majestät, als ein würdiger Götze für einen solchen Altar. Er sah von da auf tausend kleine Scribenten und elende Poeten hinunter, welche von dieser Höhe wie Zwerge in seinen Augen schienen. Aber sein Triumph war kurtz; als er sich iezo eine Lust machete, faule Eyer, Rüben, und Birnen, wovon er einen Vorrath in der Taschen hatte, auf seine eigenen Brüder hinunter zu werfen, fuhr plötzlich ein Wirbelwind daher, und schmieß ihn mit dem gantzen Bau seiner poetischen Hoheit weit von dar in den Limbo der Eitelkeit, wo er zehntausend Klafter tief hinuntersanck, indem er vergeblich mit Kopf, Hand und Fuß in die Luft schlug. Er hatte noch nicht aufgehöret zu sincken, als er aus dem Schlaffe erwachete.

Er sann dem Gesichte nach, es hatte einen tiefen Eindruck in seinem Gemüthe gemacht, es schien ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit seinem

Zustan-

Zustande zu haben, und eine heimliche Prophezeyung in sich zu fassen. Doch sagte er niemanden was davon, als dem kleinen Bathyll, dem er gewohnt ist seine Gedancken zu zeigen, wann sie noch ohne Gestalt und Form mit einem halben Leben unausgebrütet in seinem Kopf liegen und noch nicht französisches Phöbus stammeln können. Bathyll ließ ihn nicht ungetröstet, er bedeutete ihm, daß der gantze Traum nichts anders wäre, als eine Nachäffung der gauklerischen Phantasie, welche auf die Erfindung des Kupferstiches vor Pops Duncias gearbeitet hätte. Sie hatten voriges Tages die Auflage dieses satyrischen Gedichtes von 1729. empfangen, und sich lange bey der hieroglyphischen Figur des Kupferbildes aufgehalten. Strukaras bemühete sich dem Bathyll zu glauben, doch konnte er nicht davor, daß nicht das Gesichte ihm beständig in den Gedancken schwebete; es schwindelte ihm noch im wachen, und er bildete sich immerfort ein, daß er noch säncke.

In der andern Nacht stieg Phantasos wieder hinunter, in die Phantasie des Strukaras unerhörte Gestalten zu schildern. Er ließ ihn einen wüsten und wilden Ort sehen, ein greuliches Gefängniß, das rundherum wie ein unermeßlicher Offen brannte, wo aber die Flammen kein Licht von sich gaben, sondern nur eine dunkele Dämmerung zeigeten, in welcher man traurige Anblicke, und Gegenden voller Schmertzen sehen konnte. Hier brannte das Land mit einem festen geronnenen Feuer, und die See mit ei-

nem flüssigen. Es dünckete den Strukaras, daß er einen Riesen auf dem Feuerpfuhl schwimmen sähe, er reckete den Kopf über den Wellen empor, die Augen funkelten ihm, seine übrigen Theile waren auf den Wogen viel Hufen lang ausgestreckt; er richtete sich nunmehr auf, und trug den ungemessenen Körper über das Feuermeer empor, er schaltete die Feuerwellen von sich, und gieng nach dem Gestade. Seine Gestalt war wie die Gestalt eines Ertzengels, und hatte noch einen grossen Rest von Glantz an sich. Aber auf seinem Angesichte waren tiefe Narben eingegraben, und die Sorge saß auf seinen blaßlichten Wangen. In den Augenbraunen ließ sich ein unbändiger Muth, und ein rachgieriger Stoltz wahrnehmen. Als er an dem Gestade angekommen, stüzte er sich auf sein Speer, gegen welchem die längste Tanne auf den norwegischen Bergen nur eine Ruthe war, und indem er die giftvollen Augen hin und her gehen ließ, sagte er: Dieses ist die Gegend, die wir mit dem Himmel haben vertauschen müssen; dieses Reich haben wir mit unserer Rebellion gewonnen! In fliessendem Feuer, oder in truckenem zu wohnen, ist alle Wahl, die man uns in der Hölle übrig läßt. Unser Jammer ist nur allzu würcklich, er ist kein Hexenmährchen; hier in dieser äussersten Finsterniß ist unser Kerker, hier sind wir unter Orkane von Feuer begraben, und mit uns alle diejenigen, welche sich wider die Wahrheit empören, und vorsetzlich die Unvernunft predigen. Indem er diese Worte sagte, dünckte

es

es den Strukaras, daß er die Augen starr auf ihn gerichtet hielt, darüber nahm ein kalter Schauer seine innersten Adern ein, er fuhr plötzlich auf, und rief, indem er aufsprang: Nein, ich sage nicht mehr, daß Miltons Hölle ein Hexenmährchen sey; Jezt weiß ich, daß seine Teufel kein Siebensachen sind, daß ihre Maschinen für die Hölle nicht zu groß, und die Hölle für sie nicht zu klein ist, ich sehe auch, daß ein grosser Unterschied zwischen einem gefallenen Ertzengel und dem Teufel von Füterbock ist, den der fromme Schmied daselbst in einen Sack geschoben hat.

Priscilla hörte ihn diese Worte zitternd sagen, und sah ihn gantz im Schweisse baden, sie fragte ihn, was ihm widerfahren wäre, und er erzehlte ihr die grausame Erscheinung, die er gesehen, und die fürchterliche Stimme, die noch in seinen Ohren donnerte. Er fügete hinzu, daß er fürchtete, er hätte sich an Milton versündiget, allermassen er seit drey Jahren nichts anders gethan hätte, als sich den Kopf zerbrochen, damit er seinem Verl. Paradiese einen Kleck anwerffen könnte. Zugleich wieß er ihr etliche Blätter, die er zusammen gestoppelt hatte; die Aufschrift davon lautete: Untersuchung, wie weit sich Milton des gemeinen Wahnes mißbraucht habe, und, Vergleichung des Verl. Paradieses Johann Miltons mit Joseph Nicolaus Maiers hochzeitlichen Freudenschall auf Perseus und dessen befreyte Gemahlin Andromeda, als Kaiser Carl den. VII. und das Römische Reich.

Sie las in diesen Blättern mit Entsetzen, wie schwermerisch er wider diesen göttlichen Poeten wüthete, und weil sie ihn durch das nächtliche Gesicht gerühret sah, redete sie ihm mit grosser Dreistigkeit zu, und berief sich auf sein eigenes Gewissen, daß das Miltonische Gedichte die empfindlichsten Eindrücke von Verwunderung, Furcht, Schrecken, Vergnügung in seinem Gemüthe gethan hätte. Er gestuhnd es ihr, und bezeigete eine grosse Reue über die Undanckbarkeit, mit welcher er diesem Poeten dafür gelohnet hatte. Aber diese redliche Gemüthsverfassung währete nicht länger, als bis zu der Ankunft Bathylls, der gleich in ein Gelächter ausbrach, als er das Nachtgesichte, und die Angst vernahm, welche es dem Strukaras verursachet hatte. Er sagte, dieser Traum wäre wieder nichts anders, als eine abentheurliche Nachahmung der Phantasie, welche sich in der Zeit geschäftig erzeigete, da die Vernunft schlief, durch dieselbe wäre der Traum aus verschiedenen Lappen des Verl. Paradieses wunderlich zusammengesezet, er wäre eine Frucht des starcken Nachsinnens, mit welchem Strukaras dieses abentheurliche Gedichte gelesen hätte, und das gäbe einen deutlichen Beweis, was vor unergründliche Gedancken es in dem aufgeräumtesten Kopfe hervorbringen könnte. Es wäre zu nicht anders gut, als das Gewissen aufrührisch zu machen, und das Gehirn mit Erdichtungen und Gespenstern anzufüllen. Daher rieth er, daß Strukaras diese gespenstmässige Teufel mit einer Kanne Burgunder austreiben sollte. Dieser folgete ihm, Korax und der Buchdrucker

drucker Bucephalus wurden beruffen, ihm nebenst Bathyll Gesellschaft zu halten; sie blieben den ganzen Tag, und die halbe folgende Nacht bey ihm. Wie sehr sich aber Strukaras Zwang anthat, sah er beständig den gefallenen Ertzengel auf dem trukenen Feuer stehen, und hörete beständig den Schall seiner entsetzlichen Stimme.

Gegen den Morgen kam **Phantasos** das dritte mahl ihn mit Schreckbildern zu plagen. Es dünkete ihn, daß ein ansehnlicher Alter mit einem majestätischen Angesichte, doch dunkeln Augen, zu ihm sagte: Sieh mich an, Strukaras, ich bin der Engelländer, der das epische Gedichte geschrieben hat, gegen welches du eine so unsinnige Wuth bezeigest. Du hast in der vorigen Nacht meine Hölle und meine gefallenen Engel darinnen mit deinen Augen gesehen, und vermuthlich erkennet, daß es keine Schattengespenster oder Hexenmährchen sind. Ich will dir iezo auch die **Sünde** und den **Tod** zeigen, welche du vor leere und erdichtete Gespenster ausgiebst. Vielleicht thun sie den glücklichen Eindruck auf dich, daß du dich hütest in ihre Gewalt zu fallen, wenn du ihre abscheuliche Gestalten mit deinen körperlichen Augen erblicken wirst.

Mit diesem Worte erhaschete er ihn bey einem Schopfe Haare a, und führte ihn mit der Schnelligkeit des Blizes über das Firmament und die Wasser, die dasselbe umfliessen, hinaus, hernach durch den Golfo, der zwischen dem Himmel und

a Ein augenscheinlicher Beweiß, daß Strukaras nicht, wie einige argwöhnische vermeinen wollten, G. sey, weil dieser leztere mit fremden Haaren pranget.

der Hölle liegt, wo der alte Anarch, Chaos, herrschet, hindurch zu den Pforten der Hölle. Sie höreten lange vor ihrer Annäherung bey denselben ein Geräusche, das gantz anders tönete, als die Musik bey einem Ballete, es war ein Winseln, und Wehklagen, und knirschendes Wüthen. Die Pforten stuhnden weit aufgeschlossen. Milton stellete ihn innerhalb auf den versengten Boden, und ließ ihn daselbst alleine stehen. Das erste, das ihm in die Augen fiel, war ein gräßliches Ungeheuer, bis auf die Hüften ein schönes Frauenzimmer, aber von unten ein schuppigter Fisch, der den Schwantz in häßliche Ringe drehete. Um sie herum bellete eine Schaar Höllenhunde ohne Aufhören, sie krochen zuweilen in ihren Bauch hinein, nisteten darinnen, und heuleten immerfort. Neben ihr stuhnd ein noch scheußlicheres Geschöpfe, schwartz wie die Nacht, grimmiger als zehn Furien; es schwung in der Rechten einen fürchterlichen Stachel. Sein blosses Anschauen versteinerte, was ihm begegnete, mit einem kältern Blicke, als der gorgonischen Schwestern. Strukaras betrachtete das erstere Bild von dem Haupte bis auf die Hüften mit einiger Lust, aber als er die Augen von den Hüften bis auf den Fischschwantz laufen ließ, überfiel ihn ein häßliches Grausen, er lenkete das ekelnde Gesicht geschwinde auf die Seite, aber da begegnete ihm das andere noch ekelhaftere Geschöpfe, welches eben in einer Stellung stuhnd, als ob es iezo den tödtlichen Wurfpfeil nach ihm loosschiessen wollte. Ein kaltes Schrecken ergriff den Strukaras, und schlug ihn mit

einer

einer nie zuvor gefühlten Angst. Er fuhr mit einem scharfen Angstschrey auf, und sah mit verkehrten Augen lange um sich her, bis er sich selbst wieder fand; bis er fand, daß er in seinem eigenen Bette ruhete, und daß noch Leben in seinem Hertzen schlug. Er freuete sich, als er sich davon vergewissert hatte, und that den Augenblick ein Gelübde, daß er die Wahrheit öffentlich bekennen wollte. Es währete eine gute Stunde, bis daß er sich erholet hatte, darauf erzehlte er seiner Freundin die neue Erscheinung, und indem er an ihrem Halse weinete, befahl er, daß sein Beichtvater geholet würde. Korax und Bathyll waren schon da, zu fragen, wie er die Nacht geruhet hätte. Aber sobald er sie ansichtig ward, rief er, daß man sie ihm aus dem Gesichte schaffen sollte, sie wären falsche Schlangen, die ihn durch ihre verführenden Lobsprüche auf dem Pfade des Verderbens aufgehalten hätten.

Als Hr. Adams gekommen, erzehlte er ihm erstlich die drey erschrecklichen Erscheinungen, und wie er sich gegen die zwo erstern so unbußfertig verstoket hätte. Er versicherte, daß er darinnen eine höhere Hand wahrnähme, eine ausserordentliche Stimme, die ihm zur Besserung rief, und der er sich nicht länger widersetzen wollte. Er wollte öffentliche Proben von einer ungefärbten Busse von sich geben, wenn er nur dadurch das Böse, das er durch seinen Hochmuth gestiftet hätte, einigermassen gut machen könnte. Darauf legete er erstlich mündlich ein langes Bekänntniß aller derer Ausschweifungen und Uebelthaten ab, die er

als ein Kunstlehrer und als ein Poet begangen hatte; hernach forderte er einen Schreibzeug und Papier, und verfassete davon mit eigener Hand folgendes summarisches Register:

I. Ich bekenne, daß ich meine Nation schändlich verunehret habe, indem ich mich vor ihren Sachwalter ausgegeben, und die Unehre, die ich mit meinen elenden Schriften erholet, auf sie geschoben habe.

II. Ich bekenne, daß ich mein Lehrgebäude von der Dichtkunst auf meinen Eigendünkel aufgeführt, und mich bestrebet habe, meinen Aberwitz unter dem Nahmen des Geschmackes zu einem unbetrüglichen Sinn zu erheben.

III. Ich bekenne, daß ich die Dichtkunst habe organisiren und das Gedencken so mechanisch machen wollen, daß man ohne einen Kopf voll Hirnes schreiben könnte.

IV. Ich bekenne, daß ich die Demonstration in das Gedichte, und die Dichtung in die Weltweisheit habe bringen wollen, und beydemahl gleich thöricht gethan habe.

V. Ich bekenne, daß ich einen Anschlag gemacht habe, die platte Schreibart vor die natürliche einzuführen, und die gedanckenreiche, unter dem Vorwande, daß sie schwülstig, dunkel und unergründlich wäre, zu verbannen.

VI. Ich

VI. Ich bekenne, daß ich Horatzens Dichtkunst nicht aus dem Original, das ich nicht verstanden habe, sondern aus meinem schwachen Kopfe übersezet habe.

VII. Ich bekenne, daß ich den Satan zu Miltons Helden erhoben, und gelehret, der Teufel habe sich an dem Höchsten gerächet: Ich bekenne auch, daß ich die gottlosen Gedancken dieses hochmüthigen Geistes an dem Poeten gestraft habe.

VIII. Ich bekenne, daß ich der gesunden Critik feind geworden, und mich an ihr habe rächen wollen, weil sie sich unterstanden hatte, mir und meinen Freunden die falsche Einbildung von unsrer Vortrefflichkeit zu benehmen.

IX. Ich bekenne, daß ich eine Falschheit vor erlaubt gehalten, wenn sie dienen konnte, mein Ansehn zu beschützen, oder meine Gegner zu beschimpfen.

X. Ich bekenne, daß ich mich allemahl habe quälen müssen, wenn ich etwas artiges und sinnreiches habe vorbringen wollen, und daß die Natur mir die Gabe zu schertzen gäntzlich versagt habe.

XI. Ich bekenne, daß ich die Engelländer, die Franzosen, die Griechen und die Römer nach meinem Vermögen erniedriget habe, damit ich meine und meiner Freunde Hoheit auf ihren Fall aufführen könnte.

Nach dieser meiner redlichen und freyen Bekenntniß bitte ich es meiner Nation, der Engelländischen, der Französischen, und allen denen grossen und geschicktern Männern, den todten so wohl als den lebenden, in der Betrübniß meines Hertzens ab, daß ich mich so gröblich an ihnen vergangen habe; Ich bekenne, daß dieses alles, und was ich ihnen noch weiter zu leide gethan habe, mir ohne Heucheley und von Hertzen leyd sey; mit Nahmen bitte ich den Herrn Ceremonienrath Kooning, daß er mir die neidischen und undanckbarn Streiche, die ich auf seine natürliche Poesie geführt, vergeben wolle. Ich hoffe auch, daß der Hr. Uebersetzer des Longinus mir die höhnische Gelassenheit vergeben werde, womit ich ihn abgefertiget, weil er meine Eintheilung der Schreibart einen Mischmasch genennt, und gestehe gerne, daß dieses nicht nur von derselben, sondern von meinen berühmtesten Schriften wahr ist.

Ich bekenne endlich, daß ich mir fest vorgenommen habe, meinem närrischen Hochmuth, der mich zu diesen Thorheiten und Sünden verleitet hat, Abschied zu geben, und dem Schreiben und Dichten gäntzlich abzusagen, allermassen ich dazu weder Geschick noch Beruf empfangen habe. Ich will mich dafür beflei-

redlich zu ernehren, ohne daß ich solche weiter vor Arbeiten des Kopfes oder des Witzes verkaufen wolle. Und damit ich denjenigen, welche ich mit meinen Schriften beleidiget habe, ein Zeichen meiner wahren Reue gebe, und mich ihrer Verzeihung desto würdiger mache, will ich mit allem Fleisse und bester Treue an der Zernichtigung derselben arbeiten, und keine Mühe sparen, sie zu der Vergessenheit, zu der ich sie verurtheile, zu befördern.

Solches alles bekennet Strukaras, magnus Impostor & peccator.

Er übergab diese Schrift dem Hr. Adams, und bat ihn, daß er sie durch den öffentlichen Druck bekannt machete. Er sagte, weil seine Sünden im öffentlichen Licht erschienen wären, so wäre billig, daß seine Busse ebenfalls offenbar gemacht würde. Er fügete mit Thränen hinzu, daß ihn nicht nur seine eigenen Sünden drücketen, sondern die Sünden aller derjenigen schlimmen Kunstrichter und Poeten, welche durch ihn verführt, in seinem Geschmacke und nach seinen Regeln schrieben. Alle elenden Schriften, sagte er, welche von meinen entsprungen sind, gehören mir zu, ich habe sie zu verantworten, ich habe nicht nur in meiner Person ungeschickt geschrieben, sondern in den Personen aller derer, welche ihre magern Geburten nach meinem Unterricht verfertigen. Ich, nur ich, habe die Aeneis ihrer Pracht und ihrer Hoheit beraubet, nur ich habe sie in einen schlechtern Kittel

gekleis

gekleidet, als der französische Scarron gethan. Ich bin Ursache, daß Ovids Feuer in den neuen Verwandlungen verlöschen, und seine so lebhafte und anmuthige Gestalt vergehen wird. Meine Sünden bleiben demnach, und dauren immerfort, so lange als meine Bücher gelesen, und zum Muster genommen werden.

Der Hr. Adams schlug sich zwanzigmahl an die Brust, als er diese Reihe von critischen Uebelthaten vernahm; er sah aber auch die Busse eben so groß, als die Sünden gewesen waren. - - -

Hic nonnulla expuncta.

Er tröstete ihn zulezt, daß wahrscheinlicher Weise seine Schriften nicht lange leben würden. Die Critik und die Satyre hätten das ihrige schon redlich gethan, sie zu ihrem Untergange zu begleiten, und der Fortpflanzung seiner Sünden vorzubiegen. Nach diesem schied er mit grosser Erbauung von ihm.

Die Bekehrung des Strukaras war aufrichtig, er gab davon unbetrügliche Proben, er verbannete den Bathyll, den Korax, und den Bucephalus auf ewig aus seinem Gesichte; er kaufte etliche hundert Exemplare von seinen eigenen Schriften denjenigen wieder ab, die damit betrogen worden, und stellete sie in dem Vorhofe seines Hauses in der Form eines Altares nach der Bauart zusammen, wie er in dem **Paradiese der Narren** gethan hatte; aber anstatt daß er sich daselbst zur Verehrung darauf gestellet hatte, legete er iezo Feuer darunter an, und verbrannte ihn zu Asche. Er konnte seine Ehegattin nicht genug erheben, daß sie das klingende Geschwäze

schwätze in seinen Schriften vor so viel tausend Männern erkannt, und daß sie die Redlichkeit gehabt hatte, ihm solches zu offenbaren: Er bat sie hundertmahl um Verzeihung, daß er ihr deßwegen so unfreundlich begegnet wäre. In zweyen einzigen Stücken seines critischen Lebenslaufes war er noch mit sich selbst zufrieden, nämlich, daß er die Hand nicht an des Aristoteles Poetik, und an Opitzens Gedichte geleget hatte; dadurch, sagte er, hätte sich das Maaß seiner poetischen Vergreifungen nothwendig um ein grosses vermehren müssen. Damit er auch den Wissenschaften den Nutzen, und den Schriften die Ehre brächte, welche sie von einem Menschen von so geringen Gaben haben konnten, lernete er das Buchbinder-Handwerck. Er band recht gründlich und mit einem feinen Geschmack. Doch nahm er keine andere Wercke an, als welche beförderlich waren, seine Schriften der Vergessenheit zu empfehlen. Man sagt, daß er allein in einem Jahre hundert Stücke von dem verlohrnen Paradiese in Franzband eingekleidet hätte. Sonst that ihm seine Frau in dieser neuen Profession eben so gute Dienste, als sie ihm ehmahls bey dem Bücherschreiben gethan hatte. Nach dieser Zeit unterbrach keine satyrische Geissel des Tages, und keine Erscheinung des Nachtes seine Ruhe. Der Schlaf sendete ihm lauter angenehme und vergnügte Träume.

Die Bekehrung des Strukaras zog die Zerstreuung und den Untergang seiner Sekte nach sich. Ein Theil derselben entwich nach Waldheim, wo sie sich vor den Lectionen der Critik und der Zuchtru-

the der Satyre gesichert wußten; ein andrer schlug die Hütten auf dem Blocksberge auf, wo Midas und die Faunen ihrem Gesange zuhören, und ihn mit Kräntzen von Hasenpappeln und Kappesblättern belohnen. Der Geschmack ward allgemach gut, nachdem kein Rector, kein Consistorialrath, und kein Minister sich mehr die Mühe nahmen, ihn durch ihre Lehren oder durch ihr Ansehn zu verderben. Jedermann schrieb natürlich, der nichts anders schrieb, als was er empfand, oder dacht, und man ergriff die Kunst zu schreiben, so bald als niemand mehr Regeln vorschrieb, wie man mit Kunst schreiben sollte.

Nach-

Nachrichten von Critischen Geschichten.

Es hatte sich ein Gerüchte ausgebreitet, daß der berühmte Profess. von Leipzig, der sonst gewohnt war zu rühmen, daß die Deutschen erst seit 13. Jahren, seit nemlich seine critische Dichtkunst zum Vorschein gekommen, das wahre Wesen der Poesie haben kennen lernen, endlich den Sieg über sein hochmüthiges Hertz erhalten hätte, welches ihn bisdahin vermocht hatte, daß er sich gegen die deutlichsten Lehren der Critik und das gründlichste Gespötte der Satyre verhärtete. Er hätte, hieß es, der Wahrheit, die er öfters erkannt, ungeachtet er wider sie zu Felde gegangen wäre, die Ehre gegeben, und öffentlich vor Freunden und Feinden bekennt, daß er das Unglück gehabt hätte, seinen Geschmack, den er zufälliger Weise angenommen, nach der Hand, da er ihn an dem Probiersteine der Untersuchung geprüffet, vor unrichtig und betrüglich zu erkennen; die Dresdnischen Nachrichten von gelehrten Sachen, der Hamburgische Correspondent, die Zürcherischen Sammlungen von critischen Schriften hätten in allen den Beschuldigungen, so sie gegen ihn geführt, allerdings recht, seine Schüler, denen er iezo die Erlaubniß gäbe, diese Schriften zu lesen, würden es bey dem kleinsten Lichte Verstandes selber wahrnehmen. Man fügte hinzu, er würde mit nächstem sein leztes Buch unter die Presse legen, und

dieses bestühnde in einer Abbitte an alle die unschuldigen Seelen, welche die Schwachheit gehabt hätten, sich von ihm bey der Nase herumführen zu lassen, und einer treuhertzigen Warnung vor dem Geschwätze, das in seinen Lehrbüchern und poetischen Schriften mit solcher Kraft des Schalles und des Mischmasches angebracht wäre; dazu wäre ein Schlüssel hinzugefüget, die mechanischen Handgriffe und Springfedern, welche er dabey gebraucht, zu entdecken. Man hatte so gar wissen wollen, was ihn zu diesem Bekenntniß, das einem Manne von seinem Ansehn so sauer ankommen mußte, vermocht hätte. Die Frau Professorin hätte zuerst einen Stral der Wahrheit erblicket, als sie die Criticken, die gegen ihren Ehegatten geschrieben worden, mit einer gewissen Aufmerckſamkeit gelesen, damit sie sich in den Stand sezete, sie in dem Grunde zu widerlegen, so daß sie Satz gegen Satz, Schluß gegen Schluß, und Erweis gegen Erweis sezete. Sie hätte die Aufrichtigkeit gehabt, der erkannten Wahrheit beyzutreten, und die Partey der Critik gegen ihren Mann selbst zu ergreifen. Sie hätte in einer langen Unterredung mit ihm, die Sache der Vernunft und des Witzes mit so nachdrücklichen Gründen unterstützet, und diese Gründe mit untermischten Liebkosungen und hundert kleinen Kunststreichen eines liebenswürdigen Weibes so gut befestiget, daß sie ihn zulezt, nach Erregung manches Affectes und der Eifersucht selbst, auf den Pfad der Wahrheit und der Aufrichtigkeit geleitet hätte, dergestalt, daß er alle ungerechte Scham abgeleget, und sich entschlossen, der guten

Sache

Sache mit Abbruch des eiteln und falschen Ruhms Zeugniß zu geben. Es ist nicht zu sagen, wie sehr alle ehrlichen Gemüther durch diese siegreiche Verleugnung seiner selbst erbauet worden. Man bereitete ihm deßwegen einen Triumph, der weit herrlicher war, als der Ruhm, den er auf den sandigten Grund seiner einsichtslosen und tonreichen Schriften gebauet hatte.

Allein ich sehe mich gezwungen zu sagen, daß diese so erbauliche Bekehrung ein leeres Gerüchte ist. Der Hr. Professor gestehet seinen critischen Gegnern noch nicht die offenbarste Wahrheit zu; und es ist, ungeachtet des guten Vertrauens, das wir gerne zu den Einsichten dieses Scribenten fassen wollten, doch gewiß, daß er von allen den Schreib- und Hochmuthssünden, welche ihm vorgeworffen worden, noch eine schlechte Ueberzeugung hat. Wenn euch der Weg ungefehr nach Leipzig führt, so könnet ihr aus seinem eigenen Munde vernehmen, daß er fest bey sich beschlossen hat, die hohe Einbildung von seinen Schriften wenigstens für sich zu behalten. Es ist vermuthlich, daß das Gerüchte von seiner **Bekehrung** von einer französischen Schrift entstanden, welche neulich unter diesem Titel zu Neufchatel herausgekommen, und einige Umstände in sich enthält, die eine ziemliche Aehnlichkeit mit der Geschichte des Leipzigischen Professors haben. Alleine wer dieselbe mit Bedacht lieset, wird bald sehen, daß wir den Strukaras, und die von ihm verführte Nation nicht in Deutschland, sondern weit näher gegen den Nordpol suchen müssen. Ein so dicker Kopf, als des Struk-

karas war, wird nimmermehr denckende, schöpfungs- und kunstreiche Leute, die sich in den unsterblichen Schriften der Alten und der Neuern umgesehen, und die Erkenntniß des menschlichen Gemüthes zum Grund ihrer Schriften geleget haben, verführen können.

Wieder auf den deutschen Professor zu kommen, so ist allein das gewiß, daß er seit einiger Zeit alle Hoffnung hat verschwinden lassen, jemanden zu seiner Seckte zu bereden, der seinen Geschmack auf die vorhergegangene Untersuchung gegründet hat, oder mit seiner Poesie jemanden einzunehmen, der sich zu Horazens, Miltons und Hallers Schönheiten gewöhnet hat. Er ist zufrieden, wenn er sich nur bey dem ungehirnten Theile der Nation im Ansehn erhalten mag; und er ist nunmehr bescheiden genug zuzugeben, daß sein Nahme, und seine Schriften mit ihm leben und sterben. Nur dieses suchet er durch das vereinigte Lermen des kleinen und des vornehmen Pöbels von seinem Anhange zu erlangen. Zu dieser Absicht und nicht weiter zielet die mühsame Arbeit, die er durch seine alten Renommisten, die **Belustiger**, in den **hällischen Bemühungen** hat vornehmen lassen. Man sieht auch wohl, daß die sophistischen Kunstgriffe in diesem Wercke so plump und offenbar sind, daß nur mit dem Staren behaftete Menschen in Gefahr kommen, dadurch hintergangen zu werden. Leute, die eine Auferziehung gehabt, die gelernet haben, dencken und aufrecht gehen, sind über diese Klippe weg. Der Verfasser des **Erweises, daß die Gottschedianische Secte den Geschmack ver-**

verderbe, hat diesem Gezüchte von kleinen Kunsttadlern einen tödtlichen Schlag versezet, sein übriges Leben wird ein beständiger Kampf mit dem Tode seyn, und es währet nur darum noch länger mit ihm, weil es, wie die Hydra, hundert Köpfe hat, deren jeder Gift speyet und zischet. Sein vornehmster Kopf, der Hr. Professor, ist längst in demselben Zustande, und es wäre schier den Krieg zu weit getrieben, wenn man ihn die kurtze Zeit, die er noch unter den Jeztlebenden zuzubringen hat, in seiner Herrschaft über die krüppligten und kriechenden Scribenten und Leser stören wollte; Er ist genug gezüchtiget, daß er von dem Gipfel des Parnasses, worauf er sich in der Einbildung gesetzet hatte, in die niedrigen und morastigen Thäler desselben gestürtzet worden. Man findet darum billig, den Tummelplatz, der in gegenwärtigen **Critischen Sammlungen** eröffnet worden, zuzuschliessen. Dieses Werck hat ohnedies seine gehörige Statur erreicht; und wenn der Hr. Prof. sich gelüsten liesse, sein Reich weiter als über die gebrechlichen Köpfe der Nation zu erstrecken, wird es der Critik an Gelegenheit nicht fehlen, ihm mit Hülfe der Satyre den lezten Stoß in die Grube zu geben.

Es ist übrigens fremden Ursachen zuzuschreiben, daß die Proben von dem Vermögen der deutschen Schöpfungskraft und Geschicklichkeit in gegenwärtiger **Sammlung** nicht in grösserer Anzahl erschienen sind. Man ward durch die Anfälle, welche auf das wahre Wesen der poetischen und anderer geistreichen Schreibarten geschahen, genöthiget, den

Platz, den geschickte Schriften selbst mit bessern Rechte eingenommen hätten, der Vertheidigung der Kunstmittel, dadurch sie zum Reitzen und Entzücken tüchtig gemacht werden, einzuräumen. Und weil die Angriffe, die zwar an sich hertzlich schwach waren, dennoch mit ungestümem Geschrey und Wüthen gethan, und etliche mahl widerholet wurden, so ist es so gekommen, daß der niederreissenden Schriften mehr geworden sind, als der aufbauenden. Dennoch hat man in der Zeit, da man mit der einen Hand auf den Feind zuschlug, nicht unterlassen mit der andern fortzubauen. Oefters hat man mitten im Niederwerffen die Zeichnung und die Materialien zu einem geschicktern Bau gegeben.

Die Hoffnung, die wir bey der Unternehmung dieser Sammlung zu der Beyhülffe geschickter Männer bey uns genehret hatten, hat uns nicht betrogen. Kunstverständige Männer, welche mitten unter den schlimmen Poeten und Kunstlehrern lebeten, aber dem Elend, das sie zwar längst eingesehen hatten, sich nicht mit der nöthigen Sicherheit und Freyheit entgegen setzen konnten, sind zu uns getreten, und haben uns die schändliche Nachrede bestreiten helffen, in welche die Nation durch die ungezäumte Frechheit ihrer Landsleute gesezt worden; sie haben uns nicht allein die nöthigen Nachrichten von den Bestrebungen, und dem Fortgange der schlimmen Critik mitgetheilt, sondern auch unsere Sammlung mit etlichen absonderlichen Schriften, da sie es so hinter dem Berge thun konnten, vermehret. Andere sind durch unser Beyspiel ermuntert, oder wenn das zuviel gesagt ist, wenigstens veranlasset worden, für sich selbst, und in ihrer Heimat den Eingriffen des verderbten Geschmakes, so weit sie Gelegenheit gefunden, es mit Sicherheit zu thun, zu widerstehen. Wir leben versichert, daß die guten Wirckungen von diesem allen sich täglich stärcker und häufiger erzeigen werden.

Die Falschheit siehet man nur eine Zeitlang ehren,
Der Wahrheit Feuer weiß sie endlich zu verzehren.

Regi-

Register

Von den Titeln oder Aufschriften der Wercke und Abhandlungen, welche in dieser Critischen Sammlung zusammengetragen worden.

Erstes Stück.

Probe einer neuen Uebersetzung Johann Miltons Verlohrnen Paradieses. Bl. 1
Alexander Popen Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters. 49
Von dem Sinnreichen und dem Scharfsinnigen. 85
Hans Sachs, ein Heldengedicht. 115
Dunckle Erklärungen dieses Heldengedichts. 132
Auszüge aus Herr Prof. Breitingers Widerlegung der Lettres sur la Religion essentielle à l'homme, distinguée de ce qui n'en est que l'accessoire. 138

Zweytes Stück.

Nothwendiges Ergäntzungs-Stücke zu der Schutz-Vorrede Hrn. Dr. Tr*ll*rs vor seinem neuen Aesopischen Fabelwercke. 1
Nützlicher Anhang von einigen authentischen Urkunden, welche dienen, den Ruhm der Tr*ll*rischen Fabeln zu befestigen, und die neue Critische Dichtkunst schwartz und häßlich zu machen. 56
Ablehnung des Verdachts, daß die Schweitzerische Nation sich habe bereden lassen, an Miltons Verl. Par. einen Geschmack zu finden. 73
Nachrichten von dem Ursprung und Wachsthum der Critik bey den Deutschen. 81
Drollingers Ode über die Unsterblichkeit der Seele. 181

Drittes Stück.

Erklärung auf einige Antworten, welche jemand dem Verfasser der Lettres sur la Religion essentielle à l'homme gegen gewisse Einwürffe Hr. Prof. Breitingers geliehen hat. 1
Von der verblümten Schreibart. 17
Von der possenhaftigen Schreibart. 29
Apologia del Edippo di Sofocle contra le Censure del Signor di Voltaire. 37
Abhandlung von der Schreibart in Miltons verlohrnen Paradiese. 75
Nachrichten von den Belustigungen des Witzes. 134
Der Complot der herrschenden Poeten und Kunstrichter. 161

Viertes Stück.

Grundriß eines epischen Gedichtes von dem geretteten Noah 1
Weitere Ausführung etlicher Erfindungen mit mehrern Umständen, nebst den vornehmsten Ursachen derselben. 9
Echo des deutschen Witzes. 19
Critische Untersuchung, wer der Verfasser der neuen Anmerckungen zu der Trillerischen Schutzvorrede sey. 36
Zureichender Grund, warum der Herausgeber des Ergäntzungsstückes den Nahmen Tr*ll*r nur mit Sternen und Alltagsstrichlein geflickt habe drücken lassen. 48
Historischer Erweis, daß das Ergäntzungsstück zu der Vorrede vor dem Trillerischen Fabelbuche, Herr Doctor Trillern; die Vorrede und Anmerckungen zu demselben aber mich zum Verfasser haben. 61
Abgenöthigtes Lob eines critischen Versuches von einer freyen Uebersetzung aus der schweitzerischen in die sächsische Sprache. 71
Absonderliche Nachricht. 84

Fünftes Stück.

Des Hrn. von Mauvillon Brief von der Sprache der Deutschen. 5
Des Hrn. von Mauvillon Brief von den deutschen Poeten. 30

Anfang

Anfang des Briefes von dem Fortgang der Philosophie in Deutschland. 77
Kurtze Abhandlung von den Dichtungen überhaupt. 80

Sechstes Stück.

Fortsetzung der Echo des deutschen Witzes.
Erörterung der Frage: Wie ferne die Königinn von Saba und der König Herodes mit der Christlichen Religion einen Zusammenhang haben? 5
Von der critischen Höflichkeit einiger hochdeutscher Kunstrichter. 14
Von der critischen Gerechtigkeit einiger hochdeutschen Kunstrichter. 34
Wie die Unvollkommenheit des Gottschedischen Versuches einer critischen Dichtkunst am sichersten könne entschuldiget und gegen alle Vorwürffe sicher gestellt werden. 44
Ob es wahr sey, daß die Deutschen an Miltons verlohrnem Paradiese keinen Geschmack finden. 54
Ein halbes Hundert Vorschläge zu wichtigen und gantz lehrreichen critischen Untersuchungen. 76
Neue Vorrede zur dritten Auflage der Gottschedischen Dichtkunst von 1742. 93
Ecloga. 139

Siebendes Stück.

Von dem wichtigen Antheil, den das Glück beytragen muß einen Epischen Poeten zu formiren. 3
Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause. 25
Von der Poesie des sechszehnten Jahrhundert nach ihrem schönsten Lichte. 54
Abentheuer, das sich mit der Aeneis Hrn. Joh. Christ. Schwartzen in Conrector Erlenbachs Schule zugetragen hat. 81
Neue Sachen in der critischen Literatur. 91

Achtes Stück.

Von der Poesie des sechszehnten Jahrhunderts. 3
Critische Betrachtungen über des Herrn von Hagedorn Ode auf den Weisen.

Wohlgemeinter Vorschlag, wie Herrn Christoph Schwarzen deutsche Aeneis von dem Gerichte der Maklatur noch zu erretten wäre. 33
Versuch einer Uebersetzung von Fabeln aus einer deutschen Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts. 54
Sinnliche Erzehlung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Original-Stückes von Cato. 80

Neuntes Stück.

Von dem Zustande der deutschen Poesie bey Ankunft Martin Opitzens. 3
Martin Opitzens verworffene Gedichte. 42
Genaue Prüffung der Gottschedischen Uebersetzung Horazens von der Dichtkunst. 75
Nachrichten von einigen neuen Schriften. 106

Zehntes Stück.

Versuch eines epischen Gedichtes von David dem König in Juda. 3
Des Herrn Batry Gedancken von den Chören in den Trauerspielen. 85

Eilfftes Stück.

Hrn. Joh. Christoph Gottscheds Schreiben an die deutsche Gesellschaft von Greifswalde. 6
Petermanns von Langnau Schreiben an die deutsche Gesellschaft von Greifswalde. 25
Arion eine poetische Erzehlung. 69
Neue Fabeln. 88

Zwölfftes Stück.

Critische Untersuchung, wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne. 1
Versuch über den Ursprung der Wissenschaften. 33
Strukaras, oder die Bekehrung. 54
Nachrichten von critischen Geschichten. 88

E N D E.

...ERISCHE
...ATS7
...THEK
...CHEN

Bd. 1.2. 2500

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes, wider die Gottschedische Schule von 1741 bis 1744

Bd.: Dritter Band

1753

P.o.germ. 1241-2/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11826092-5
VD18 90306198